WILS
CLS
PT1337
.B53x
1914
od.7

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

BÜCHER VON SAMMLUNG

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung für Schule und Haus. Amtlich empfohlen. Enthält über 100 000 Wörter. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Nasenformer „Zello“

Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche in meinem Institut zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 4—8 Wochen erzielt. Mit meinem verbesserten Nasenformer „Zello“ kann jede, auch die häßlichste Nase verbessert werden (mit Ausnahme der Knochenfehler). **Nachbestellungen aus Fürsten- und allerhöchsten Kreisen.** Jahresumsatz nachweisbar 30 000 Stück. Preis M. 2.7[illegible] stellbar M. 5.—, desglei[illegible] schuk M. 7.—, Porto ex[illegible] ersten ärztlichen Aut[illegible] empfohlen. Lassen Sie[illegible] In- serate täuschen, meine[illegible] cht.

Einziges Spez[illegible]

Spezialist L. M. Bagi[illegible] . 34.

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31.

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

gegen

Kaiser's Brust-Caramellen

Husten

Heiserkeit, Katarrh,
Verschleimung,
Rachen-Katarrh,
Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen".

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken

in Deutschland Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

HAUSFRAUEN

welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende

Reinigung von Haus- u. Küchengeräten

Wert legen, werden gebeten, einen Versuch mit

zu machen.

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS.

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeschirre, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgeschirre, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.

Twin Cities Campus

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Novellette „Die Beichte“ von A. Neël. (S. 11)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1914 ◆ Siebenter Band

MDCCCXC

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Copyright 1913 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

WLS, cls
ARR9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Beichte.
Novellette von A. Noël. Mit Bildern von J. Mukarovsky 5

Das Rosazimmer.
Venezianischer Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem (Fortsetzung) 23

Im Suganertale.
Von Artur Achleitner. Mit 22 Bildern 93

Seemannsgarn.
Eine Geschichte von der Wasserkante. Von Otto Hoecker 125

Neues vom Planeten Mars.
Von Dr. Fr. Parkner. Mit 7 Bildern 152

Nur nicht schenken!
Novelle aus dem Zirkusleben. Von Carl Schüler . 166

Der Hase in der französischen Küche.
Von Eva Saldern. Mit 8 Bildern 213

Mannigfaltiges:
Morgan und unsere Maria 224
Der „Block" im Park von Halifax 227
Mit Bild.
„Junge, laß dich nicht verblüffen!" 229
Noch etwas über den Selbstmord des Skorpions . . 230
Spitznamen in Tirol 231

Seite

Balzac als Reklameschriftsteller 233
Die Finger des Gesandten 234
Küßt der Neger? 234
Eine korsische Jägerin 235
Mit Bild.
Eine unannehmbare Einladung 235
Zwei Zahlenwunder 237
Die größten Kirchen der Welt 238
Wie Bismarck seinen Namen schrieb 238
Eine Königin, die die Wahrheit hören wollte . . . 239
Ordnung muß sein 240

Die Beichte.

Novellette von A. Noël.

Mit Bildern von
J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)

Rasch stieg der stramme junge Mann mit dem tadellos gepflegten Äußeren, dem dichten, blonden Haar und der gesetzten Miene die Treppe eines seitlich von der Ringstraße abgelegenen Wiener Zinspalastes empor.

Ein Zeitungsblatt lugte aus einer der Taschen seines Überrockes, den der sehr kühle April ihn noch zu tragen zwang, obgleich ihm innerlich ganz frühlingsmäßig zumute war. Mitten im Treppensteigen hielt er an und legte die Hand darauf, um die Zeitung zu betasten, liebevoll dem Knistern lauschend. Die Finger zuckten ihm, sie hervorzuziehen.

„Nicht kindisch, Ernst!“ mahnte er sich und stieg noch einige Stufen höher. Dann blieb er aber doch stehen, zog entschlossen das Blatt aus der Tasche und starrte auf eine Stelle auf der letzten Seite:

„Karoline Haugg
Privatdozent Dr. Ernst Schwede
Verlobte“

stand da zu lesen. Das Herz schlug ihm höher. Nun hatte er sie endlich errungen. Solch ein Mädchen! Das Ideal aller Tugenden! Viel zu gut für ihn!

Ein wenig verdrießlich stimmte ihn nur der Druckfehler. Sie hieß doch Lydia, nicht Karoline.

Das Stubenmädchen, das ihm oben öffnete, hatte bei seinem Anblick ein belustigtes Lächeln auf den Lippen. Was kam ihr denn so komisch an ihm vor? Hatte die noch nie einen Bräutigam gesehen?

„Die Damen zu sprechen?“ fragte er.

„Für den Herrn Doktor schon,“ versicherte Marie und riß, nachdem er abgelegt hatte, die Salontür für ihn auf.

Obgleich es schon Nachmittag war, lag in dem Hauggschen Salon noch überall der Glanz vormittägiger Wohlaufgeräumtheit. Die polierten Flächen glänzten wie fließendes Wasser, jeder Stuhl stand an seinem Platz, jede Vase, jedes Zierstück unverrückt an Ort und Stelle.

Man sah, daß man in eine Wohnung kam, in der Ordnung herrschte. Das machte Ernst froh. Die steife Schlachtordnung der Stühle heimelte ihn mehr an als Spuren von Leben.

Beim Geräusch von Schritten wandte der junge Mann sich erwartungsvoll um. „Du bist's, Fifi?“ sagte er enttäuscht.

Fifi war ein reizendes junges Ding, rosig, weiß, schnippisch, mit viel zu kurzem Rock und natürlich mit Ohrenschnecken.

„Servus, alter Schwede!“ begrüßte sie ihn burschikos. „Liddi kommt gleich. Sie muß sich nur noch —“

Sie machte übermütig die Gebärde des Puderns.

„Verleumdung!“ sagte Schwede. „Liddi hat das doch nicht nötig!“

„Ihr Männer seid komisch!“ meinte die Kleine. „Von euch aus kann man sich schminken, die Haare färben, falsche Zöpfe anstecken — ihr merkt gar nichts.“

„Du, das klingt ja noch verleumderischer!“ sagte er halb lachend, halb ärgerlich.

„Ich sage ja nicht, daß die Liddi das alles tut. Aber sie könnte es tun, und du würdest Stein und Bein darauf schwören: es ist alles echt an ihr!“

Ernst Schwede betrachtete die niedliche Siebzehnjährige nachdenklich. „Du siehst Liddi ähnlich, Fifi, aber

du wirst noch sehr viel an dir arbeiten müssen, um ihr auch nur einigermaßen nahe zu kommen."

Fifi kniff die Lippen zusammen, als ob sie sich das Lachen verbeiße. „Ist gar nicht mein Ehrgeiz, ein Abklatsch von der Liddi zu werden," erklärte sie. „Ah — da hast du wohl die Verlobungsanzeige auf dem Herzen?" fragte sie, als sie die jetzt aus der Brusttasche seines Rockes ragende Zeitung gewahrte. „Da guck her! Hier liegt ihr schon stoßweise!"

Sie trat unter dem Perlenvorhang in den nebenan liegenden Raum, Doktor Hauggs Arbeitskabinett. Da stand zur Seite des Fensters ein mächtiger Diplomatenschreibtisch, und auf der Platte lagen hohe Stöße von langen ausgefransten Büttenpapierblättern.

An dem Schreibtisch saß ein kräftig gebautes Mädchen und schrieb mit ruhigem Schwung Adressen.

„Guten Tag, Schwägerin!" grüßte Schwede.

„Tag!" antwortete die Schreiberin gleichmütig, ohne sich umzudrehen.

„Du schreibst Adressen?"

„Natürlich! Die Melli hat doch die einzige menschliche Schrift im ganzen Haus," plapperte Fifi. „Bin ich froh, daß man meine Schrift nicht lesen kann!"

Ernst trat heran und nahm eines der Blätter auf. „Da steht ja schon wieder Karoline," sagte er unangenehm berührt.

„Liddi heißt so," erklärte Melli kurz.

„Ka—ro—li—ne?" fragte er gedehnt. Hatte Liddi ihm nicht einmal bestimmt versichert, sie sei Lydia getauft?

Eben vernahm man wieder Schritte, und Ernst Schwede wandte sich rasch um.

Da war sie ja, seine Liddi!

Während Ernst seiner schönen Braut die Hand

küßte, ſagte Fifi: „Ernſt iſt entſetzt, weil du Karoline heißt!“

„Ach ja, Papa hat darauf beſtanden, in die Verlobungsanzeigen müßte der Name aus dem Taufſchein kommen,“ beklagte ſich Liddi.

„Er ſoll den amtlichen Schriftſtücken vorbehalten bleiben,“ tröſtete Ernſt. „Für mich biſt und bleibſt du Liddi.“

Arm in Arm gingen ſie in den Salon hinein.

Da die Mama ihr Nachmittagsſchläfchen noch nicht beendigt hatte, hielt es Fifi für angezeigt, aus eigenem Antrieb den Elefanten zu ſpielen. Sie ſchlich alſo dem Brautpaar nach, ſetzte ſich im Salon an den Flügel, ſo daß ſie den beiden den Rücken wendete, und fing zu ſpielen an. Da aber in der Ecke ihr gegenüber ein großer Spiegel hing, konnte ſie das Paar ganz gut beobachten.

Da erhob Melli drinnen ihre Stimme: „Liddi, weißt du nicht, wo Liſtmanns wohnen?“

Liddi antwortete nicht, Fifi hingegen unterbrach ihr Spiel: „In der Reisnerſtraße. Eine der höchſten Nummern. Schreib nur, die Familie mit den drei plattfüßigen Töchtern.“

„Fräulein Dawikow aber wirſt du doch wiſſen?“

„Die Liddi weiß heute gar nichts. Der Briefträger ſoll nur ſchauen, wo die meiſten Blumen zwiſchen den Fenſtern trocknen. Sie kauft ſie ſelbſt und gibt ſie für Balltrophäen aus.“

„Soll ich Herrn Profeſſor Röben und Gemahlin auch eine Karte verſetzen?“ fragte Melli herein.

„Ja, natürlich!“ rief Fifi zurück. „Schreib nur: teuere Gemahlin. Sie hat ja erſt neulich hundert Kronen Geldſtrafe wegen Dienſtbotenmißhandlung zahlen müſſen.“

„Na nu, Fifi!“ wunderte ſich der Bräutigam, dem endlich doch etwas auffiel. „Du hängſt ja jedem etwas an. Du kommſt dir dabei wohl ſehr geiſtreich vor, Kind, aber wohlwollend ſein iſt beſſer. Liddi würde nie jemand derartig verreißen.“

„Nein, die nicht! Gott behüte!“ antwortete Fifi in einem mit Ironie getränkten Tone, was aber dem Bräutigam völlig entging.

Das Geſpräch zwiſchen dem jungen Paare nahm nun eine Wendung zum Moraliſchen, die Fifi nicht behagte. Als Melli einige Augenblicke ſpäter von ihrer Schreiberei aufblickte, ſtand Fifi neben ihr.

„Ich hab's nicht mehr ausgehalten bei denen,“ wiſperte ſie. „Er erzählt ihr gerade, daß er ſich ſchon immer ſo ein Muſter von Vollkommenheit, Menſchenfreundlichkeit und echt weiblicher Sanftmut gewünſcht hat. Bei ihr ſind alle Tugenden zu finden. Ein ganz ideales Weſen iſt ſie. Nur in klaſſiſchem Deutſch drückt ſie ſich aus.“ Sie zog ein kleines Notizbuch aus der Taſche und begann halblaut zu murmeln: „Ekelhafter Fratz! Unausſtehlicher Backfiſch! Freches Ding! Aff! Blöde Gans! Trottel!“

„Was iſt denn das für ein reizendes Lexikon?“ fragte Melli, ohne aufzublicken.

„Nur eine liebliche Ausleſe! Das alles hat ſie zu mir im Laufe der Woche geſagt, das ideale Weſen.“

Sie nickte wichtig, preßte die Lippen aufeinander und ſteckte den Bleiſtift wieder durch die an dem Büchlein angebrachten Hülſen mit der zufriedenen Miene eines Menſchen, deſſen Aufzeichnungen in Ordnung befunden worden ſind.

„Dummheiten!“ machte Melli. „Du wirſt doch nicht —“

„Es ihm ſagen? Nein. Dann läßt er ſie ſitzen, und ſie bleibt uns wieder auf dem Hals.“

Im Salon war unterdeſſen Frau Doktor Haugg aufgetaucht, eine unterſetzte Dame mit glaſigen Augen und verlebten Zügen, die, wie ein aufmerkſames Auge leicht bemerken konnte, ihrem Ausſehen durch allerlei Mittelchen nachhalf*).

Perſönliche Anſprüche hatte ſie trotzdem ſicher aufgegeben. Ihr Lebenszweck war es nur noch, ihre Töchter zu verheiraten, und das glückte doch nur, wenn die Freier nicht vor den Kopf geſtoßen wurden.

Sie ſchloß ſich alſo ſofort dem Bräutigam an, der gerade die Forderung unbedingter Wahrheitsliebe aufſtellte.

„Nein, auch keine Notlüge, mein Kind,“ ſchnitt ſie Liddi, die einen ſchüchternen Einwand wagen wollte, das Wort ab, „denn auch die Notlüge iſt durchaus verwerflich. — Verwerflich, ſage ich!“

„Natürlich, man läßt ſich nie verleugnen, wenn man zu Hauſe iſt,“ brummte Fifi drinnen.

„Hauptſächlich im intimen Verkehr der Familienmitglieder untereinander muß Wahrheit herrſchen,“ fuhr Schwede fort. „Und was ich vor allem haſſe, iſt der falſche Schein. Sich für etwas ausgeben, was man nicht iſt, und dergleichen. Wo ich ſolche Eigenſchaften entdecke, fühle ich mich ſofort abgeſtoßen.“

„Und mit Recht, mit höchſtem Recht!“ ſtimmte ihm die Doktorin zu.

„Aber verliebt hat er ſich doch nur in ſie, weil ſie Sammetaugen hat,“ brummte Fifi weiter. „Ihm gefällt ſie, weil ſie ausſchaut wie eine Rokokoſchäferin, aber Tugenden ſoll ſie haben wie eine Hoheprieſterin.

*) Siehe das Titelbild.

Na, ich danke, bis die verheiratet ſein werden! — Jetzt fängt er gar an, von ſeiner Mutter zu erzählen!“ ſchloß ſie mit einem Blick gen Himmel.

„Ihre Mutter muß eine wunderbare Frau ſein, lieber Sohn!“ ſagte drinnen die Doktorin im Tone tiefinnerlichſter Überzeugung. „Es würde mich ſo freuen, ſie kennen zu lernen.“

Bei ſich dankte ſie Gott, daß die alte Frau Schwede, die leidend war, ſicher zur Hochzeit nicht aus Breslau nach Wien kommen werde.

Liddi ahnte dieſe Gedanken ihrer Mama ſehr wohl. Ihr nützte das aber nichts, denn Ernſt hatte ſoeben den Wunſch ausgeſprochen, ſeine Hochzeitsreiſe nach Breslau zu machen, und dort würde ſie den durchdringenden Blicken der vortrefflichen Mutter und Gott weiß wie vieler ähnlich gearteter Tanten preisgegeben ſein. Eine Ausſicht, vor der ihr ſchauderte.

Ernſt Schwede hatte ja keine Ahnung, daß die Liddi Haugg, die ihm in den letzten Monaten vorgeführt worden war, durchaus nicht mit ſeinen idealen Forderungen übereinſtimmte, ſondern einfach ſtimmend gemacht worden war, weil er mit den Anſprüchen, die er an ſeine Zukünftige ſtellte, nicht hinter dem Berg gehalten hatte.

Wenn er dann die wirkliche Liddi kennen lernte!

Jetzt, in der Brautzeit, wäre eigentlich die beſte Gelegenheit geweſen, ihm nach und nach mit Vorſicht beizubringen, daß man von einem jungen Mädchen doch nicht gar zu viel Vortrefflichkeit verlangen dürfe, und die Mama hätte das am beſten tun können; ſtatt deſſen gab ſie ſich alle Mühe, die Blendung noch zu vervollſtändigen, und dichtete ihr täglich neue Talente, neue Tugenden an.

Wenn Liddi ihr deswegen Vorſtellungen machte,

antwortete die Doktorin empört: „Soll vielleicht diese Verlobung auch wieder in die Brüche gehen?“

Auch wieder! Es war nur zu richtig. Sie war schon beinahe zweimal verlobt gewesen, und der brave Ernst ahnte natürlich davon nicht das geringste.

So steigerte die Mutter den Verlobten immer mehr in die Täuschung hinein. Sie hatte es leicht. Für sie war ja die Sache sozusagen beendet, sobald die Tochter vom Altar zurückkam.

„Für mich fängt die Geschichte dann aber erst recht an,“ dachte Liddi immer sorgenvoller.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Verlobungszeit war keine lange. Ernst Schwede hatte es eilig, sein Bräutchen heimzuführen, und der Doktorin eilte es noch mehr, die Tochter versorgt zu wissen.

So kam der Hochzeitstermin bald heran. Vor der Trauung sollte Liddi aber ordnungsgemäß zur Beichte gehen.

„Deine Sünden können dich ja nicht schwer bedrücken,“ sagte lächelnd der Bräutigam, als davon die Rede war.

„Natürlich nicht!“ stimmte die Mama zu.

Liddi lächelte gleichfalls, im Herzen war ihr aber unaussprechlich bang.

Diese Beichte konnte sie vor sich selbst nicht völlig entsühnen, und niemals würde sie sich im Herzen frei fühlen, solange er glaubte, ein Weltwunder heimzuführen, das mit ihr kaum eine entfernte Ähnlichkeit aufwies.

Sie würde ja nachher als entlarvte Betrügerin vor ihm dastehen, und daran mußte ihr Glück rettungslos zerschellen.

So sehr sie sich bemühte, ihre innere Bekümmernis nicht merken zu lassen, etwas fiel Ernst doch auf.

„Die bevorstehende Beichte scheint dich doch zu bedrücken?“ fragte er mit liebevollem Lächeln. „Was kann da los sein? Dein Seelchen wird aus der großen Wäsche doch kaum reiner hervorgehen können, als es jetzt schon ist. Im übrigen gereicht dir der Ernst, mit dem du die Sache behandelst, nur zur Ehre. Also, wenn ich dich wiedersehe, bist du die Gewissenslast los — ganz los!“

Liddi sah ihm mit starren Augen nach. „Ja, los — ganz los!“ rang es sich gepreßt von ihren Lippen.

* * *

Eben war Ernst im Begriff, auszugehen, als das Mädchen seiner Wirtin ihm meldete, ein Dienstmann sei da mit einem Briefe, den er nur ihm selbst geben wolle.

Ernst ließ ihn eintreten, und als er den Brief übernahm, spürte er darin etwas Hartes, und das verwirrte ihn so, daß er kaum daran dachte, dem Boten ein Trinkgeld zu reichen.

Das da drinnen fühlte sich ja so an wie ein Ring!

Sobald er allein war, riß Ernst hastiger, als es seine Art war, den Brief auf, und wirklich fiel sofort ein Ring auf den Schreibtisch nieder. Der Ring, den er Liddi zur Verlobung gegeben hatte!

Außerdem enthielt der Briefumschlag mehrere Bogen, die mit hastigen, flüchtigen Schriftzeichen bedeckt waren. Als er sie näher betrachtete, gewahrte er, daß sie ungleichmäßig und aufgeregt aussahen, wie in großer Verstörung geschrieben, und stellenweise waren sie verwischt, als hätte es darauf geregnet.

Allein in geschlossene Briefe regnet es doch nicht hinein!

Liddi schickte ihm seinen Ring zurück, das war klar genug.

„Was habe ich ihr denn nur getan?“ fragte sich Ernst bestürzt, ehe er daran ging, das Schreiben zu lesen:

„Keine Aufschrift finde ich. Ich weiß nicht mehr, wie ich Dich ansprechen soll. Du siehst den Ring, er sagt Dir alles. Ich schicke ihn Dir zurück, denn ich wage

es nicht, Deine Frau zu werden mit der Bergeslaſt auf der Seele, mit einer Maske vor dem Geſicht!

Morgen früh ſoll ich zur Beichte gehen, meine Seele reinwaſchen laſſen, wie Du ſagſt. Aber bevor ich in der Kirche beichte, muß ich Dir ſelbſt die Wahrheit offenbaren, ſonſt hat das andere keinen Wert. Vor Dir muß ich den Vorhang zurückziehen. Aber wenn Du nun ſehen wirſt, wie ich wirklich bin, wirſt Du nichts mehr von mir wiſſen wollen. Es iſt alſo alles zwiſchen uns aus.

Ernſt, ich bin die nicht, für die Du mich hältſt! Meine großen Gaben und Talente beſtehen zumeiſt nur in der Einbildung der Mama, und Kenntniſſe beſitze ich nur ſehr wenig. Man war mit mir nie ſtreng, weil ich ein hübſches Mädel war. Ich bin nicht ſo beleſen und gebildet, wie Du glaubſt, nicht ſo fleißig und geſchickt. Ich mache mir weder Kleider noch Hüte ſelbſt. Das wurde nur ſo vorgegeben, weil Du Dir eine Braut mit ſolchen Fähigkeiten wünſchteſt.

Ich bin älter als Du denkſt — nicht einundzwanzig, ſondern beinahe ſchon fünfundzwanzig!

Es iſt ferner nicht alles ſo echt an mir, wie ich Dich glauben ließ. Zum Beiſpiel mein Haar, das Du ſo bewunderteſt. Die Friſur, die mir ſo gut ſteht, könnte ich mir ohne Hilfſträhne nicht herſtellen. Sie ſind von meinem ausgekämmten Haar gemacht, aber doch nicht mehr angewachſen, und ich weiß, Du verurteilſt ſo etwas ſehr ſtreng.

Ich hab' auch keinen ſo edlen Charakter, wie ich Dir vorgeſchwindelt habe. Nein, ich bin neidiſch, wenn eine etwas Schöneres hat als ich. Und heftig bin ich auch. Durchaus nicht ſo gleichmäßiger Laune, wie es den Anſchein hatte. Ich bin auch nicht verträglich und nicht liebevoll zu den Meinigen. Es iſt wahr, meine

Schwestern können einen schwer reizen. Die Melli ist wie ein Stock, so wurstig und unempfindlich, und die Fifi fordert mich absichtlich heraus. Du glaubst, über meine Lippen kommen nur sanfte, freundliche Worte, aber wenn Du hören würdest, wie ich sie oft zusammenschimpf'! Wie zornig ich bin! Ich kann mir nicht helfen, ich hab' halt keine Geduld und keine Selbstbeherrschung.

Und dann das Schwerste! Ich bin auch in anderer Beziehung unwahr gegen Dich gewesen. Du bist nicht der Erste, der mich geküßt hat. Ich war schon zweimal verlobt oder doch beinahe. Beide Male lernte ich die Betreffenden in der Sommerfrische kennen. Die Mama hatte eine gute Meinung von ihnen und legte uns kein Hindernis in den Weg. Aber den ersten verabschiedete der Papa gleich, weil er Unvorteilhaftes von ihm gehört hatte, und der zweite erschien gar nicht beim Papa, um bei ihm um mich anzuhalten. Ich war beide Male ohne Schuld, aber verheimlichen hätte ich Dir's nicht dürfen.

Falsch war ich auch, als ich Dich glauben ließ, ich liebe Dich. Im Anfang war das noch nicht der Fall. Ich war bloß liebenswürdig gegen Dich, weil ich bald heiraten wollte. Ich habe Dich noch nicht einmal geliebt, als wir uns verlobten. Aber Du warst so gut zu mir, hast mir so blind vertraut! Doch davon will ich jetzt nichts mehr sagen. Wir sind ja schon nicht mehr miteinander verlobt.

Hättest Du doch keine so hohe Meinung von mir gehegt! Gerade dies zeigte mir den Abstand von dem, was ich wirklich bin, um so greller. Erst seitdem Du mich für so gut hieltest, fühlte ich, wie schlecht ich bin.

Ich weiß, der Brief wird Dir weh tun, denn es wird Dir Schmerz bereiten, mich verachten zu müssen. Aber dieses Leid bereite ich Dir jetzt zu Deinem eigenen Besten. Ich will mich nicht länger besser machen als

ich bin. Nicht um Deinetwillen allein entſage ich Dir, nein, auch darum, weil ich fürchte, daß Du in der Ehe Anſprüche an mich ſtellen würdeſt, die ich nie erfüllen könnte. Es wäre mir entſetzlich, wenn Du inne würdeſt, wie ich Dich mit mir betrogen habe.

Nimm alſo Deinen Ring zurück und ſuch Dir eine Beſſere. Und verzeihe mir um meines heutigen Geſtändniſſes willen wenigſtens ſo weit, daß Du meiner ohne Groll gedenkſt."

Die Briefblätter fielen auf den Tiſch, und Ernſt Schwede ſaß wie erſtarrt da. Ohne es zu wiſſen, ſtarrte er auf Liddis Bild, das auf der Platte ſeines Schreibtiſches ſtand. Erſt allmählich dämmerte es ihm, daß er da ſeine Braut vor Augen hatte, und er prüfte das niedliche Geſichtchen zum erſten Male vorurteilsfrei. Es war wohl töricht geweſen, ſich einzubilden, ein Mädchen, das ſo ausſah, könne „hohe Tugenden" haben.

Nicht einundzwanzig, ſondern fünfundzwanzig! Angeſtecktes Haar! Und zweimal verlobt!

Der Stich war am tiefſten gegangen. Das alſo war ſein unberührtes Mädchen! Zwei vor ihm hatten ſie ſchon im Arm gehalten.

Aber an allem war wohl die Mutter am meiſten ſchuld geweſen. Er erinnerte ſich, wie ängſtlich und verlegen Liddi gar oft die Lobpreiſungen der Mama unterbrochen und abgewehrt hatte.

Aber belogen hatte ſie ihn doch auch, ihn überflüſſig und mutwillig getäuſcht mit den Torten, die ſie ſelbſt gebacken, den Bluſen, die ſie eigenhändig angefertigt, und ſo vielem anderen.

Was blieb eigentlich noch von dem Mädchen übrig, das er in ihr geſehen?

Sie hatte ihn nicht einmal geliebt.

Und doch, wenn er den letzten Teil ihres Briefes,

den, deſſen Schriftzüge am meiſten verwiſcht waren, nochmals anſah, ſo ſchien es, als deute ſie da an, das Gefühl ſei nachgekommen. Aber konnte er ihr noch glauben, die ihn in ſo vieler Beziehung betrogen hatte?

Und gleichwohl, ſprach die Tatſache allein, daß ſie ihm nun unter ſo vielen Tränen doch noch die Wahrheit enthüllte, nicht dafür, daß ſie ihn liebte, gerade deshalb, weil ſie ihn aufgeben wollte?

Und machte dieſe freiwillige und rückhaltloſe Beichte jetzt, da er noch nicht gebunden war, da er noch zurück konnte, nicht vieles gut? Bewies die Entſchloſſenheit, mit der ſie ſich ſelbſt die Maske vom Geſicht riß, nicht klar, daß doch noch ein beſſerer Kern in ihr ſteckte?

War nicht jetzt erſt recht der Grund und Boden gegeben, auf dem er ſich ſein Glück zimmern konnte?

Ja, ſie war fehlerhafter, als er geahnt, aber auch in ihrer Fehlerhaftigkeit reizend und rührender und ſo viel menſchlicher als die Idealgeſtalt, die er ſich vorgeſtellt hatte.

* * *

Wieder lächelte das Dienſtmädchen, als ſie die Tür öffnete und Ernſt Schwede draußen ſah. Der kam heute einmal zur Unzeit! Fräulein Liddi war ja ganz verweint!

Im Salon trat dem jungen Mann zuerſt die Doktorin entgegen, bei deren Anblick er einen entſchiedenen Widerwillen zu überwinden hatte. Aber er begnügte ſich damit, ſein Gefühl ihr gegenüber durch ein ſteiferes Verhalten anzudeuten.

Derartige Nüancen waren aber an der Doktorin verloren.

„Schön, daß du da biſt, Ernſt,“ begrüßte ſie ihn

harmlos. „Die Liddi iſt in einem Zuſtand — ich weiß wirklich nicht, was ſie hat.“

„Kann ich zu ihr?“ unterbrach Ernſt ſie kurz, und

ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er an ihr vorbei in das Nebenzimmer, wo Liddi, den Kopf in die Hände ſtützend, am Fenſtertiſchchen ſaß, anſcheinend ziellos vor

ſich hinbrütend. Die Mutter wollte ihm folgen, aber er ſchloß die Tür knapp vor ihr zu.

„Liddi!“ rief er mit unterdrückter Stimme.

Sie fuhr empor und ſtarrte ihn ungläubig an. Ihre Augen wurden weit, als ſie in ſein von Liebe und Innigkeit ſtrahlendes Geſicht blickte.

„Haſt du meinen Brief nicht bekommen?“ fragte ſie atemlos.

„Doch — ich habe ſie bekommen, deine Beichte.“

„Und doch biſt du hier?“

„Und doch bin ich hier,“ beſtätigte er, auf ſie zutretend. „Kommt nach der Beichte nicht naturgemäß die Abſolution?“

„Ernſt!“ ſchrie ſie auf. „Nein, du kannſt mir unmöglich verzeihen, daß ich dich ſo vielfach getäuſcht habe!“

„Jetzt kann ich's noch!“ ſagte er, ſie an den Händen faſſend und ihr ernſt ins Geſicht blickend. „Wärſt du freilich mit einer Täuſchung an den Altar getreten, ich hätte es dir wohl nie vergeben können. Aber jetzt, wo du mir ehrlich alles geſagt haſt, jetzt herrſcht doch Offenheit und Wahrheit zwiſchen uns, die Hauptbedingung für ein künftiges gutes Einvernehmen und Verſtändnis. Du haſt mir geſtanden, worin du fehlteſt und was dir fehlt. Wollen wir nicht Vergangenes vergangen ſein laſſen, und kann ich nicht darauf bauen, daß du die Fehler, deren du dir ſo ſchmerzlich bewußt biſt, auch abzulegen trachten wirſt?“

„Ernſt, kannſt du mich denn noch lieben?“ fragte das junge Mädchen zaghaft. „So unvollkommen wie ich bin?“

Er zog ſie mit gerührtem, halb verlegenem Lächeln an ſich. „Vielleicht würdeſt du, wenn du wirklich ſo vollkommen wärſt, gar nichts von mir wiſſen wollen,

Es bliebe ja auch gar kein Spielraum zur Verbeſſerung. So aber können wir uns beide allmählich hinaufziehen, bis wir einigermaßen den Idealbildern gleichen, die wir uns voneinander gemacht haben. Willſt du, Liddi? Auch ich bin ja nicht fehlerlos.“

Schluchzend ſank Liddi an ſeine Bruſt. „Du willſt es alſo trotz alledem mit mir verſuchen? — Ja, ich hoffe, an deiner Seite wird es mir leicht werden, aufwärts zu ſtreben. Und das eine kann ich dir nun ſagen: Ich hab' dich ja ſo lieb gewonnen, und das Herz wäre mir gebrochen, wenn du meine Abſage angenommen hätteſt!“

Statt aller Antwort griff Ernſt Schwede in die Taſche und brachte den Ring wieder zum Vorſchein, ihn abermals an Liddis Hand zu ſtecken.

„Jetzt iſt die Liddi heute doch nicht zur Beichte gegangen,“ ſagte Fifi, die plötzlich ins Zimmer trat.

„Die Beichte iſt erledigt,“ erklärte Liddi mit feuchten Augen.

Das Rosazimmer.

Venezianischer Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Marchesa, die sich auf eine Unterhaltung über die Übergriffe der Bourgoisie nicht weiter einlassen wollte, machte nur ein verbindliches: „Oh, wirklich?“ womit man ja so gut zur Tagesordnung übergehen kann, und fragte dann, wie sich Frau v. Krähenhausen in ihrer Wohnung eingerichtet habe.

„Oh, ich danke,“ war die gedehnte Antwort. „Wenn die Zimmer nicht so groß und hoch wären, würden sie gemütlicher sein. Man muß sich erst an die Marmorplatten der Tische gewöhnen. Für Nacht- und Waschtische ist Marmor ja ganz praktisch, für den täglichen Gebrauch ist man ihn bei uns nicht gewöhnt. Auch nimmt man bei uns weißen und grauen Marmor. Dieser gelbe, schwarze und rötliche ist so — so ungewohnt.“

„Diese Sorten gelten als sehr kostbar,“ flocht die Contessa beiläufig ein.

„So sagte Fiore,“ erwiderte Frau v. Krähenhausen von oben herab. „Aber was kann solch junges Mädchen wissen? Die Steinfußböden sind schrecklich, für unseren Geschmack wenigstens. Ich war, offen gesagt, ganz zufrieden mit meinem Zimmer im Hotel, aber Fiore

redete von nichts anderem als von einem ‚alten Palaste'. Es war bequemer im Hotel, das muß ich schon sagen. Man hatte auch mehr Aussicht. Wenn die Straßen hier wenigstens nicht mit Wasser gefüllt wären, so wäre es für meinen Geschmack hübscher und weniger melancholisch."

„Ja — diese mit Wasser gefüllten Straßen sind doch aber eigentlich charakteristisch für Venedig," murmelte die Marchesa entschuldigend.

„Das erinnert mich an die nette Geschichte von einem fremden Paar, das heimkommend gefragt wurde, wie ihm Venedig gefallen habe. Die guten Leutchen erwiderten, daß sie darüber eigentlich nichts sagen könnten, denn sie hätten leider gerade eine große Überschwemmung angetroffen und seien genötigt gewesen, in einem Kahn ins Hotel zu fahren. Natürlich wären sie dann gleich wieder abgereist, denn was hätte man davon, und es sei auch ungesund," erzählte die Contessa.

Frau v. Krähenhausen zuckte zu dieser lustigen Geschichte nur vornehm mit den Achseln und meinte, so ganz unrecht hätten diese Leute nicht; sie selbst hätte sich Venedig mit weniger Wasser vorgestellt und müsse schon gestehen, daß sie etwas enttäuscht sei.

„Ja, warum sind Sie dann überhaupt hergekommen und haben zum mindesten nicht darauf bestanden, im Hotel zu bleiben?" erkundigte sich die Contessa lachend. „Da Ihr Wunsch doch der ausschlaggebende ist, so wäre es leicht gewesen, Fiore zu überstimmen!"

Frau v. Krähenhausen bekam einen kleinen Hustenanfall. „Was will man denn machen, wenn man doch einem Gast gefällig sein möchte," meinte sie. „Sie glauben nicht, was für eine Phantasie dieses Mädchen hat und wie sie betteln kann, wenn sie etwas haben will! Kaum, daß wir sie bei uns aufgenommen hatten,

das arme Ding, heimatlos, wie ſie war, da ſprach ſie von nichts als von einer Reiſe nach Venedig. ‚Gut — machen wir ihr die Freude‘, ſagte mein Mann. Schon unterwegs fing ſie an, von einem Palaſte zu ſchwärmen, und wieder gab mein Mann nach, als wir durch Sie wußten, daß man einen ſolchen Palaſt mieten kann. Und wenn mein Sohn kommt und ſie ſetzt ſich in den Kopf, ihn zu heiraten, ſo würde mein Mann wahrſcheinlich auch Ja und Amen dazu ſagen,“ ſchloß ſie mit einem ſtechenden Blick auf ihre beiden Zuhörerinnen und auf das Objekt ihrer Klagen, das mit Donna Loredana zuſammen in einer fernen Ecke des Salons eine ſehr reizende Gruppe bildete.

Die Marcheſa folgte dieſem Blick und lächelte. „Nun,“ meinte ſie, „vielleicht ſetzt Ihr Herr Sohn ſelbſt ſich einen ſolchen Wunſch in den Kopf.“

„Mein Sohn iſt vermöge ſeiner überlegenen und außergewöhnlich entwickelten Geiſtesgaben erhaben über die Eindrücke eines hübſchen Lärvchens. Er ſieht nur auf den Geiſt und den inneren Wert,“ verkündigte die ſtolze Mutter eines ſolchen Sohnes mit Nachdruck.

„Fiore hat mir immer den Eindruck gemacht, als ob ſie dieſen Forderungen entſpräche,“ bemerkte die Conteſſa anerkennend, aber nicht ohne eine kleine Schärfe, denn ſie fing an, ſich über dieſe Frau zu ärgern, die ſie bisher nur amüſiert hatte, und in Gedanken ſetzte ſie hinzu: „Bewahre der Himmel das arme Mädchen vor ſolch einer Schwiegermutter!“ —

Der Eintritt der drei Herren machte dieſen Gedanken ein glückliches Ende, und während die Diener den Teetiſch hereinbrachten, ſuchte und fand Windmüller Gelegenheit, mit Donna Loredana abſeits von den anderen Gruppen ein kleines Geſpräch zu führen.

„Ich bin ſo neugierig, zu erfahren, ob Sie ſchon

etwas in der heute mittag von Ihnen übernommenen Aufgabe getan haben," begann er mit eifriger Harmlosigkeit.

„Ich habe den ganzen Nachmittag die handschriftliche Chronik, die mein Urgroßvater über unser Haus und unsere Familie hinterlassen hat, durchgesehen," erwiderte Donna Loredana bereitwilligst. „Sie enthält eine ausführliche Schilderung des Palastes, von dem er unter anderem schrieb: Man sagt, daß das Haus geheime Gänge, Treppen und Gemächer besitzt, und daß ein geheimer Plan davon aufgezeichnet ist, der wohl im Laufe der Zeit verloren ging, denn ich habe ihn nicht finden können. — Das ist alles, Herr Doktor. Aber ich werde weiter suchen, und es wäre wundervoll, wenn ich diesen Plan entdeckte."

„Sie würden sich damit den Dank Ihrer ganzen Familie verdienen," sagte Windmüller ernsthaft und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu, indem er Donna Loredana fest ansah: „Wir müssen Ihre Frau Schwägerin finden — es ist von größtem Interesse für Ihren Herrn Bruder. — Glauben Sie, daß es zum Beispiel möglich wäre, daß Donna Xenia sich hier im Hause verborgen hält?"

Sie sah ihn groß und erstaunt an und erwiderte ihm dann fast mit den gleichen Worten wie ihr Bruder: „Welche Idee! Ein Mensch kann doch nicht so lange ohne Nahrung bleiben!"

„Das geht freilich nicht," entgegnete Windmüller mit einer Miene, als hätte er daran gerade nicht gedacht, und setzte, wie einem plötzlichen Gedanken folgend, hinzu: „Natürlich setzte diese Möglichkeit voraus, daß jemand hier im Hause eingeweiht sein müßte, der bei der freiwillig Gefangenen die Rolle des speisenden Raben spielt."

„Ja, ſo wäre es freilich möglich," gab Donna Loredana ohne weiteres zu. „Das könnte nur einer von den Dienſtboten tun. Aber wenn das herauskommt, dann möchte ich nicht in ſeiner Haut ſtecken, denn Großmama würde ſehr kurzen Prozeß mit ihm machen."

„Ah ja — es wäre in der Tat ein zu großes Riſiko," ſtimmte Windmüller bei, ohne die Frage einer in ſolchem Falle garantierten Entſchädigung zu berühren. „Nun, es war nur eine Idee von mir, denn natürlich hätte ſich die Frau Principeſſa in dieſem Falle nicht an einen der Dienſtboten, ſondern an einen ihr Naheſtehenden, zum Beiſpiel an Sie, gewendet."

„Gott bewahre!" rief Donna Loredana erſchrocken. „Aber ich hätte ihr wahrſcheinlich geholfen, denn ſie würde mir die Wahrheit doch nicht geſagt haben — in dieſem Falle, meine ich nur," fügte ſie hinzu.

Windmüller war ganz zufrieden mit dem Ergebnis dieſer kurzen Unterhaltung, die damit ſchloß, denn Donna Loredana eilte davon, um den Tee zu bereiten. Er ſah ihr befriedigt nach, denn es hätte ihn geſchmerzt, das junge Mädchen in dieſe Sache verwickelt zu ſehen.

Er warf einen Blick durch die Tür in das Boudoir und lächelte ein wenig, denn dort ſtanden vor dem unſchuldigen Bilde, das in dieſem Falle den Elefanten abgeben mußte, Fiore Meldeck und Don Gian, und des letzteren intelligentes Geſicht mit der kühnen, typiſchen Naſe der venezianiſchen Patrizier hatte einen ganz verklärten Ausdruck.

„Nun," dachte Windmüller, „da haben wir wieder einen, deſſen Anſichten durch die Umſtände geändert werden, oder ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn dieſes Mannes leider nur zu verſtändliche Ideen über ‚ausländiſche Ehen' nicht ſeit dieſem Abend wenigſtens eine

wesentliche Einschränkung in bezug auf die Nationalität erfahren haben sollten.“ —

Der Tee war eingenommen, die Contessa hatte erklärt, heim zu müssen, da ihre Gondel jedenfalls schon lange warte; sie hatten bereits lebhaften Abschied genommen, aber Frau v. Krähenhausen blieb auf ihrem Sofaplatz sitzen, was Don Gian jedenfalls ganz angenehm fand, denn er bot ihr fortwährend Kuchen an. Und da sie jedesmal eines der Stückchen annahm, so konnte das Verfahren sich in Anbetracht dessen, daß der Korb noch ziemlich voll war, ganz hübsch in die Länge ziehen, während ihr Gatte durch seine Mißhandlung der französischen Sprache die Marchesa amüsierte.

Als Frau v. Krähenhausen aber wieder einmal zugriff, stand Fiore auf, trat an sie heran und flüsterte ihr zu, daß es hier Sitte sei, nach dem Tee aufzubrechen.

Frau v. Krähenhausen machte das Beste aus diesem Wink. „Müde sind Sie, liebes Kind?“ fragte sie laut. „Nein, diese Jugend von heut! Nun, wenn Sie schlafen gehen müssen, so wird die Frau Marchesa uns gewiß entschuldigen —“

Die Frau Marchesa entschuldigte sehr gern, und so zog sich Krähenhausen endlich zurück, bis zur Treppe von dem Marchese geleitet.

Als er bei seiner Großmutter wieder eintrat, rief er: „Nonna — was hättest du getan, wenn deine Kuchenstücke sämtlich aufgegessen waren? Neue backen lassen? Wetten wir, daß diese alte Vogelscheuche darauf gewartet hätte? — Arme Nonna — ich sah doch, wie müde du warst! Uff — diese Leute sind sehr anstrengend! Und zu denken, daß die Contessina mit ihnen leben muß, ein Phönix unter — Krähen!“

* * *

Windmüller, der den Schluß des Abends auch ſtark verſpätet gefunden, gab dem Majordomo nach der Verabſchiedung von der Marcheſa durch ein paar raſch hingeworfene Worte zu verſtehen, daß er ihn heute noch zu ſprechen wünſchte.

Er hatte nicht lange zu warten, denn bald nachdem er in ſeinem Zimmer war, trat Sebaſtiano bei ihm ein.

„Hören Sie, wir müſſen etwas Wichtiges miteinander beſprechen," begann Windmüller vertraulich. „Sie ſind in die Familienangelegenheiten dieſes Hauſes eingeweiht, und die Frau Marcheſa hat mir geſagt, daß dies das Verdienſt Ihrer langen, treuen Dienſte iſt, daß man ſich unbedingt auf Sie verlaſſen kann. Man hat Ihnen jedenfalls mitgeteilt, daß die Signora Principeſſa nicht nur hier aus dem Hauſe, ſondern überhaupt ſpurlos verſchwunden iſt."

„Diavolo!" machte Sebaſtiano überraſcht. „So iſt ſie nicht in Rom?"

„Weder in Rom noch anderswo," beſtätigte Windmüller. „Das hat mich nun auf den Gedanken gebracht, daß ſie den Palazzo überhaupt nicht verlaſſen hat."

„Den Gedanken, Signor, hat der Agoſtino von vornherein gehabt," ſagte Sebaſtiano mit einer Handbewegung, die ſeine Meinung gleichzeitig und zwar negativ ausdrückte. „Er ſagte: ſie iſt durch keine der Türen des Hauſes heraus, weil ich die Schlüſſel habe und alle Riegel innen vorgeſchoben waren. Sie iſt nicht durchs Fenſter, denn die waren zu; fliegen kann ſie nicht, um vom Dache herabzukommen, und das iſt auch zu hoch für eine Leiter; ein Seil, wenn ſie daran heruntergerutſcht wäre, müßte doch zu ſehen ſein, weil es oben angemacht werden müßte — folglich iſt ſie überhaupt nicht aus dem Hauſe heraus. Ich habe dem Agoſtino geſagt, er ſei ein alter Eſel, denn ohne

Nahrung könne doch kein Menſch in einem Loche leben.“

Windmüller ſteckte das Kompliment, das ja auch ihm galt, da er mit Agoſtino den gleichen Gedanken hatte, ohne zu zucken ein und beantwortete den gemachten Einwand zum dritten Male an dieſem Tage, indem er bemerkte, daß jemand hier im Hauſe die freiwillig Gefangene ſpeiſen könne.

„Wer denn?“ fragte Sebaſtiano verächtlich. „Die Lucia? Der Chef? Ich? Keines von uns würde ſich darauf eingelaſſen haben. Warum? Weil wir hinter dem Rücken der Herrſchaft keine gemeinſame Sache mit der — der Fremden machen würden. Wir nicht! Und die Gans, die Aſſunta? Die hätte ſich damit in den erſten drei Stunden verraten.“

„Wer iſt Aſſunta?“ fiel Windmüller ein.

„Das Stubenmädchen, das die Frau Principeſſa hier bedient hat, weil ſie ihre Zofe nicht mitgebracht hatte,“ erklärte Sebaſtiano, der offenbar von der Erwähnten keine hohe Meinung hatte. „Sie kam heulend zum Eſſen, die Aſſunta nämlich, weil die Signora Principeſſa ſie eine Gans genannt hat, als ſie ihr beim Anziehen helfen mußte, und ſpäter ſchickte die Frau Principeſſa ſie fort, weil ſie ſich lieber allein ausziehen als von ſolchem Trampeltier bedienen laſſen wollte. Die Aſſunta hätte jedem Menſchen im ganzen Hauſe erſt jeden Biſſen gezeigt, ehe ſie ihn ‚heimlich‘ zugeſteckt hätte! Eine Gans bleibt eine Gans, und Gänſe müſſen ſchnattern!“

„Hm — man kann aber den Gänſen den Schnabel zubinden,“ wandte Windmüller ein.

Sebaſtiano verſtand ſofort, wie es gemeint war, denn er antwortete prompt: „Solche Gänſe, wie die Aſſunta eine iſt, ſchlagen dann wenigſtens mit den

Flügeln, um zu zeigen, daß ſie nicht ſchnattern dürfen.“ Und nach dieſem Beweis, daß ihm die vergleichende Zoologie geläufig war, fuhr er unaufgefordert fort: „Auch mit den beiden jungen Dienern und wer ſonſt noch im Hauſe iſt, können wir nicht rechnen, Herr Doktor. Ich weiß beſtimmt, daß ſie mit keinem von der Dienerſchaft, außer mit der Aſſunta, geredet hat. Ich will ſchon eingeſtehen, daß der alte Eſel, der Agoſtino, mir einen Floh ins Ohr geſetzt hat. Ich habe alſo das ganze Haus durchſucht. Drin iſt ſie nicht, und wenn ihr der Teufel nicht geholfen hat, dann iſt ſie auch nicht herausgekommen. Es iſt eine verdonnerte Geſchichte, Signor — das iſt ſie. Und unter uns: die Frau Principeſſa iſt, ohne dem Reſpekt zu nahe zu treten, eine Dame, die ſozuſagen mit allen Hunden gehetzt iſt, die dem Teufel ſelbſt ein Schnippchen ſchlagen würde, wenn's darauf ankommt!“

Windmüller zweifelte zwar nicht daran, aber die Übereinſtimmung dieſer Anſicht tröſtete ihn nicht über das Bewußtſein, daß es in der Tat eine „verdonnerte Geſchichte“ war.

„Können Sie mir die Aſſunta mit irgend einem Auftrag ſchicken, ſo daß ſie nicht merkt, daß ich mit ihr reden will?“ fragte er nach einer Pauſe. „Ich möchte gern noch ein paar Fragen an ſie ſtellen, aber es iſt notwendig, daß ſie nicht vorbereitet zu mir kommt. Die Frau Marcheſa hat mir Ihre Mithilfe zugeſichert, lieber Herr Majordomo, und Sie ſehen, daß ich recht ſehr damit rechne.“

„Sie können in jeder Beziehung auf mich zählen, was die Intereſſen der Familie anbetrifft,“ erwiderte Sebaſtiano mit Würde. „Die Aſſunta kann Ihnen eine Flaſche Waſſer bringen, Signor, falls ſie nicht ſchon im Bett liegt! Das fällt um ſo weniger auf, als ſie ja den Dienſt bei Ihnen hat.“ —

Digitized by Google

Die Aſſunta lag noch nicht im Bett, denn ſie erſchien ſehr bald mit einer Platte, auf der eine Flaſche Mineralwaſſer und ein Glas ſtanden, ſtellte ſie auf den Tiſch neben den ſcheinbar in ein Buch vertieften Windmüller und wollte ſich mit einem Knicks wieder entfernen, als er plötzlich aufſah.

„Danke ſehr,“ ſagte er freundlich. „Sie ſind die Aſſunta, nicht wahr? Dieſelbe, die die Frau Principeſſa bei ihrer letzten Anweſenheit hier bedient hat? Sehr gut. Dann ſagen Sie mir einmal, wann und um welche Zeit Sie ſie zum letzten Male geſehen haben.“

Aſſunta legte den rechten Zeigefinger an die Naſe und ſchien zu überlegen. Dann ſchüttelte ſie den Kopf. „Das kann ich nicht ſo genau ſagen,“ erklärte ſie. „Es kann ſo zwiſchen zehn und elf Uhr morgens geweſen ſein, als ich der Lucia half, die Zimmer für die fremde Herrſchaft zurechtmachen. Ja, ſie ſind am Nachmittag bald nach der Collazione gekommen, und wir hatten bis zum Mittagläuten alles fertig gemacht.“

Windmüller ſah das Mädchen erſtaunt an. „Aber die fremden Herrſchaften ſind doch geſtern erſt eingezogen!“ ſagte er langſam.

„Jawohl, Signor — geſtern,“ beſtätigte Aſſunta unbeirrt.

„Und geſtern haben Sie die Frau Principeſſa hier zum letzten Male geſehen?“ fragte Windmüller. „Haben Sie auch mit ihr geſprochen?“

„O nein!“ machte Aſſunta achſelzuckend. „Sie hat nichts geſagt, und es iſt doch nicht meine Sache, eine ſo große Dame anzureden!“

„Nein — natürlich nicht!“ gab Windmüller zu. „Aber ich meine verſtanden zu haben, daß die Frau Principeſſa ſchon am anderen Morgen wieder abgereiſt iſt — nicht?“

„Ja, so ist's uns gesagt worden. Wie kann sie aber abgereist sein, wenn ich sie doch gesehen habe? Vielleicht ist sie bloß noch einmal rasch wiedergekommen! Mir kann's gleich sein, solange ich den Dienst nicht bei ihr habe."

Windmüller überging diese Bemerkung, die freilich in einem unzweifelhaftem Ton der Kränkung gemacht und mit einem Blick begleitet wurde, der eine Aufforderung enthielt, sie darüber weiter zu befragen. „Bitte, erzählen Sie mir, wie und wo Sie die Frau Principessa gesehen haben. Ich werde mich gern erkenntlich dafür zeigen," sagte er einladend.

„Es war unten im Rosazimmer," begann Assunta bereitwillig. „Ich hatte das Bett zu überziehen, während die Lucia drüben das andere Schlafzimmer mit den beiden Betten herrichtete. Nun, die Kissen waren überzogen, und ich legte das Laken auf, und weil doch das Bett so breit ist, mußte ich nach der anderen Seite herum, wo die Tür zum Badekabinett ist, um es dort unter die Matratze zu stecken — man reicht mit den Armen so nicht hinüber, und die Lucia ist schrecklich, wenn man nicht alles ganz genau macht. Das ist sie, Signor, Sie glauben nicht, wie sie einem auf die Finger sieht! Erst heute hat sie —"

„Weiter, weiter!" unterbrach Windmüller den drohenden Seitensprung.

„Also, ich gehe um das Bett herum, bücke mich, um das Laken unterzustecken, und auf einmal riecht es so stark und merkwürdig, genau wie das Parfüm, das die Frau Principessa gebraucht. Ich denke mir, sie hat welches auf dem Bett verschüttet, hebe den Kopf, sehe auf, und da stand sie leibhaftig in der Tür auf der Schwelle. Sie hatte ihren grauseidenen Reisemantel an, aber keinen Hut auf dem Kopf und sah

schrecklich blaß aus, und die Haare waren ganz in Unordnung. Sie sah mich nicht an, sondern geradeaus, und wie ich so stehe und darauf warte, ob sie etwas sagen wird, höre ich die Lucia durch den Saal herüberkommen. Weg war sie auf einmal, die Frau Principessa! Ich denke also, sie ist in den Salotto zurückgetreten und horche, ob sie mit der Lucia reden wird, aber die kam ohne anzuhalten, ohne daß ich sie auch nur flüstern gehört hätte, bis ins Rosazimmer und fragte mich, ob ich denn noch nicht fertig wäre, gerade als ob man hexen könnte!"

„Weiter!"

„Weiter ist nichts, Signor. Ich fragte die Lucia aber, ob nicht jemand im Nebenzimmer gewesen wäre, als sie durchkam — es wäre mir so gewesen, als ob ich jemand gehört hätte. Sie hatte aber niemand gesehen, und ging sogar noch einmal zurück, um nachzuschauen. Es war aber niemand da."

„Haben Sie der Lucia denn nicht gesagt, daß Sie die Frau Principessa gesehen hätten?" fragte Windmüller nach einer kleinen Pause.

„Ah — wo werde ich!" erwiderte Assunta. „Ich hatte gar keine Lust, wieder zum Dienst bei ihr befohlen zu werden! Nichts macht man ihr recht, und dann hat sie mich auch noch ein Trampeltier genannt — danke schön!"

„Nun, mit den anderen Dienstboten werden Sie aber doch wohl davon gesprochen haben?"

„Keine Silbe," versicherte Assunta, wodurch sie Sebastianos Meinung über sie unrecht gab. „Ich hätte es ja tun können, es ist wahr, und ich weiß auch nicht, warum ich nichts sagte. Ich denke, es muß die Furcht gewesen sein, wieder den Dienst bei der Frau Principessa zu bekommen. Jetzt, wo Sie davon reden, Signor, fällt's mir ein, daß ich eigentlich den ganzen

Tag darauf wartete, die anderen würden es erzählen, daß die Frau Principeſſa wieder angekommen ſei. Keiner hat aber ein Wort davon geſagt, daß ſie mit der Herrſchaft gegeſſen hätte. Es wurde auch nicht mehr davon geſprochen, wie ſie aus dem Haus gekommen ſein könnte, denn der Sebaſtiano wollte nicht, daß darüber getratſcht würde. Und dann waren ja auch die Fremden gekommen, über die wir genug zu reden hatten. Da dachte ich mir: behalte es für dich, aber wenn dich einer frägt, dann ſag's nur ruhig. Ecco!"

Nachdem Aſſunta mit ihrer verheißenen Belohnung ſtrahlend abgezogen war, blieb Windmüller nachdenklich auf ſeinem Platze ſitzen, um den nächſten Schritt zu überlegen. Die Principeſſa alſo war wirklich im Hauſe, und Lucia wußte vermutlich darum — vorausgeſetzt, daß die Ausſage der Aſſunta der Wahrheit entſprach. Die Erzählung war ja eine ganz natürliche geweſen, aber ſie hatte auch ihre Reſerven in ſich getragen, und zwar lag für Windmüller der Haken darin, daß das Mädchen die Sache für ſich behalten und nicht mit den anderen Dienſtboten beſprochen hatte, was nach dem Aufſehen, welches das noch unaufgeklärte Verſchwinden der Principeſſa aus dem Hauſe gemacht, einfach unverſtändlich war. Windmüller hatte Aſſunta, während ſie redete, ſcharf beobachtet, und ein gewiſſer unſteter Ausdruck in ihren Augen war ihm nicht entgangen. Die Erklärung, warum ſie, ſogar unmittelbar nachdem ſie die Principeſſa geſehen haben wollte, ſogar der Lucia gegenüber geſchwiegen, war ungenügend, nachdem Sebaſtiano der Aſſunta das Zeugnis ausgeſtellt, daß ſie nicht ſchweigen könnte.

Ein Klopfen an ſeiner Tür unterbrach dieſe Betrachtung, und auf Windmüllers Aufforderung ſteckte Don Gian ſeinen Kopf herein.

„Ich ſah noch Licht bei Ihnen, Doktor — darf ich?“ fragte er und betrat das Zimmer, gefolgt von einer kleinen, älteren Frau mit krauſem, weißem Scheitel, deren freundliches, runzeliges Geſicht einen angenehmen und zuverläſſigen Charakter verriet. „Spät wie die Stunde iſt,“ fuhr Don Gian fort, indem er den Arm um die Schulter der Alten legte, „ſo möchte ich Ihnen doch heute noch unſeren guten Hausgeiſt, unſere treffliche Lucia, vorſtellen. Ich habe mit ihr eben den Fall meiner Schwägerin beſprochen, ſie um ihre Meinung befragt, und ſie ſoll Ihnen nun ſelbſt ſagen, was ſie davon hält.“

Windmüller unterdrückte heroiſch ein tiefes Stöhnen bei der Erinnerung an die vielen „Fälle“, die ungebetene und voreilige Dilettantenhilfe ihm ſchon verpfuſcht hatte, und reſigniert verſicherte er, daß es ihm Freude machen würde, die Meinung der Signora zu hören.

Lucia nahm mit einem dankbaren Lächeln, das ihr ſehr gut ſtand, auf dem ihr von Don Gian mit faſt zärtlicher Aufmerkſamkeit hingeſchobenem Stuhle Platz und faltete ihre Hände auf dem Schoß. „Signor,“ begann ſie ohne Umſchweife und ohne Verlegenheit, „ich habe den Herrn Marcheſe und ſeinen verſtorbenen Bruder auf dem Arme getragen und darum müſſen Sie ſich nicht wundern, wenn er einiges Gewicht auf die Meinung einer alten Frau legt, die ſeinem Hauſe ſo lange treu gedient hat. Nun, um Ihre Zeit nicht durch viele Worte zu verſchwenden: ich glaube nicht, daß die Frau Principeſſa noch hier im Hauſe iſt. Wie ſie es verlaſſen hat, iſt freilich mehr, als ich ſagen kann. Sie wird ſchon gewußt haben, wie es zu machen war, und ſie hat auch gewußt, daß hinter dem Rücken der Herrſchaft mit uns alten Dienern nichts anzufangen geweſen wäre. Auf die jungen aber habe ich ein

ſcharfes Auge, wie's notwendig iſt, Signor, und wie es meine Pflicht iſt — da hätte ich längſt etwas Verdächtiges bemerkt, denn ich habe ſie gleich alle ſcharf ins Gebet genommen, und ich darf ſchon ſagen: ſtand hätte mir keiner gehalten, wenn er eine Heimlichkeit auf dem Gewiſſen hatte!"

Windmüller machte eine zuſtimmende Bewegung. „Die Frau Principeſſa iſt geſtern vormittag hier im Palazzo geſehen worden," ſagte er ruhig, indem er die Beſchließerin voll anſah.

Das Erſtaunen, das ſich bei dieſer Mitteilung auf dem Geſicht der Alten malte, war ein zu natürliches, als daß es ein geheucheltes hätte ſein können, auch war es ein ganz reines, von jedem Schrecken oder Verlegenheit ungemiſchtes.

„Iſt es möglich?" rief ſie mit erhobenen Händen. „Darf ich fragen, wer ſie geſehen hat?"

Windmüller gab in knappen Worten wieder, was er von Aſſunta gehört. Während Don Gian aber dabei Zeichen von Erregung kundgab, ſchüttelte Lucia mit dem Kopfe.

„Ja, wenn ein anderer ſie geſehen hätte! Aber die Aſſunta — bah!" ſagte ſie. „Signor, die Aſſunta iſt eine von denen, die immer etwas ſehen! Vor ein paar Wochen ſchickte ich ſie in den Saal drunten, um ein Staubtuch zu holen, das ſie dort liegen gelaſſen, und ſie kam ohne dieſes zurück, denn im Saal habe ein Kardinal in roter Schleppe und im weißen Spitzenrochet geſtanden und habe ſie angeſchaut! Nun weiß ja jedes Kind, daß die Leute ſagen, der Kardinal Luigi Terraferma gehe hier im Palazzo um. Ich habe ihn noch nicht geſehen — Gott ſei Dank! Aber die Aſſunta hat das Gerede gehört, hat ſein Bild, das drüben im Nordflügel hängt, geſehen und hat ſich natürlich ein-

gebildet, daß er ihr in eigener Perſon erſchienen iſt. Und ein paar Tage ſpäter ſtürzte die Aſſunta, als ich mich gerade ſchlafen legen wollte, in mein Zimmer. Ihr Großvater ſtände vor ihrer Kammertür, und der ſei doch ſchon vor zwei Jahren geſtorben! Sie iſt eben eine von denen, die ſich einbilden, Geiſter zu ſehen, und wenn ja auch die Frau Principeſſa keiner iſt, ſo wird ſie eben im Roſazimmer an ſie gedacht haben und hat dann gemeint, ſie zu ſehen. — Darum alſo fragte ſie mich, ob nicht jemand im Nebenzimmer geweſen ſei, als ich durchkam! Und ich habe richtig noch einmal hineingeſchaut, trotzdem ich nun ſchon wiſſen konnte, daß die Aſſunta immer etwas ſieht, was andere Leute nicht ſehen können, weil eben nichts zu ſehen iſt!“

Windmüller hatte die alte Lucia bei ſich längſt von einer Mitwiſſenſchaft freigeſprochen und fand ihre Erklärung, Aſſunta betreffend, annehmbar. „Das Mädchen war aber über die Kleidung der Frau Principeſſa, als ſie ſie, ſagen wir denn, zu ſehen vermeinte, ganz ſicher,“ wandte er indes noch ein. „Sie hat die Frau Principeſſa zuletzt in ihrer flittergeſtickten ſchwarzen Abendtoilette geſehen und gab an, daß ſie geſtern in ihrem grauſeidenen Staubmantel, jedoch ohne Hut, gekleidet war.“

Jetzt lächelte die Lucia nicht nur, ſondern ſie lachte. „Signor, die Aſſunta hat ihren Großvater zuletzt im Totenhemd geſehen; als ſie ihn dann vor ihrer Kammertür geſehen haben wollte, trug er nach ihrer Beſchreibung ſchwarzweißkarierte Hoſen und einen braunen Rock mit Meſſingknöpfen. Sie hat ihn mir ganz deutlich beſchrieben und hat auch geſehen, daß der Großvater friſch raſiert war.“

„Madonna mia,“ murmelte Don Gian enttäuſcht.

Windmüller war es auch, denn er fand das Argu-

ment Lucias überzeugend und in Übereinſtimmung mit dem ſonderbaren Ausdruck in Aſſuntas ſonſt ganz hübſchen braunen Augen. Und als er bald darauf wieder allein war, mußte er ſich eingeſtehen, leeres Stroh gedroſchen zu haben, und wenn das nun zwar auch eine unvermeidliche Sache im „Geſchäft“ war, ſo wurde das Bewußtſein darum doch nicht ſüßer, weil kein arbeitender Menſch gern ſeine Zeit vergeudet ſieht. War ſie das aber wirklich? Windmüllers praktiſcher Sinn ſagte ja, aber Windmüller war ein Menſch mit einem ſechſten Sinn — die Leute, die er „zur Strecke“ gebracht, gaben ihm noch mehr Sinne, über die wir jedoch hier zur Tagesordnung übergehen können.

Windmüllers ſechſter Sinn war zwar keiner, mit dem er „arbeitete“, er half ihm nur, die Menſchen zu verſtehen, die ihn auch beſaßen, und darum konnte und wollte er die Aſſunta nicht ſo ganz ohne weiteres als Kurioſität unter diejenigen ſchieben, die in den Augen der „vernünftigen Leute“ zu den Verrückten gehören, bloß weil ſie mehr ſehen können als jene. Er glaubte im tiefſten Schreine ſeines Herzens ganz feſt daran, daß es trotz der „Vernünftigen“ ſolche Menſchen gibt, hyperſenſitive Naturen. Er fand Hudſons Lehre von dieſen Naturen ganz glaubwürdig und überzeugend, und was Robert Hugh Benſon darüber geſchrieben, hielt er, Windmüller, keineswegs für überſpannt. Warum ſollte ein venezianiſches Stubenmädchen nicht auch dieſen ſechſten Sinn beſitzen?

Freilich, in bezug auf die Principeſſa konnte Lucias Erklärung durchaus richtig ſein: woran oder an wen man gerade recht lebhaft denkt, in dieſem Falle unterſtützt durch einen ganz ſpezifiſchen Geruch, einen prägnanten Duft, von dem iſt es ſehr gut möglich, daß man ihn auch in Perſon zu ſehen vermeint.

Es wäre eine krasse Unvernunft gewesen, das nicht zu bedenken.

Aber man durfte auch die andere Möglichkeit nicht übersehen. Nach Hudsons Lehre prägt sich eine Persönlichkeit dem Raume, in dem sie eine physische oder geistige Angst durchzukämpfen hatte, in einem solchen Grade ein, daß sensitiv veranlagte Naturen sie darin zu sehen vermögen, und zwar in der umgekehrten Folge, in der man gewöhnlich zu sehen pflegt, das heißt also erst mit dem Hirn und dann mit den Augen.

Bei dem hohen Einsatz und der Natur des Spieles, das sie gespielt, war es ganz begreiflich, daß die Principessa in dem Rosazimmer zum mindesten die geistigen Angstzustände des Gewinnens oder Verlierens durchzukämpfen gehabt hatte. Niemand war da, um zu sagen, ob und was sie auch physisch leiden mußte. Die Vorbedingung für Hudsons Theorie war also vorhanden, und das Subjekt, wie es schien, in der Person Assuntas gleichfalls.

Windmüller beschloß, ehe er zur Ruhe ging, morgen früh noch eine Unterhaltung mit der Assunta anzuknüpfen, und wenn es auch nur im Interesse einer Wissenschaft war, über die die Wissenschaften die Achseln zucken, weil sie ein Rätsel ist, dem man mit „natürlichen Erklärungen“ nicht zu Leibe rücken kann.

Im übrigen wurde Windmüllers Überzeugung, daß Donna Xenia den Palazzo Terraferma überhaupt nicht verlassen hatte, keineswegs dadurch erschüttert, daß er die alten Diener und die Assunta von einer Mitwissenschaft gänzlich freizusprechen geneigt war. Mit dem, was er über den Charakter der Verschwundenen wußte und bei den großen Gefahren des Spieles, das sie spielte, war es nur logisch, wenn sie sich keine Mitwisser gemacht, sondern sich auf eigene Hilfsmittel verlassen hatte.

Daß ſie ihr Kofferchen zurückgelaſſen, konnte eine abſichtliche Irreleitung, aber auch unbeabſichtigt geweſen ſein, falls die Annahme zutraf, daß in letzter Stunde, vielleicht in letzter Minute etwas ſehr Drohendes ſie von ihrer Abfahrt mit der beſtellten Gondel zurückgehalten und ſie gezwungen hatte, ſich zu verbergen.

Windmüllers „Ruhe“ beſtand zunächſt nun darin, daß er es ſich bequem machte. Insbeſondere legte er mit liebevoller Sorgfalt ein Paar leichte Hausſchuhe mit Gummiſohlen an, die es ihm ermöglichten, als alle Lichter im Hauſe erloſchen waren, lautlos die Treppe hinabzuſteigen und ſich zu überzeugen, daß alle Ausgänge nach den Waſſer- und Landſeiten ordnungsmäßig verſchloſſen und verriegelt waren und die Schlüſſel ſich in Agoſtinos treuer Hut befanden.

Und dann hielt er auf der Loggia, von der er den ganzen Hof überſehen konnte, eine lange, lange und — fruchtloſe Wache, die er erſt aufgab, als Agoſtino, der mit den Hühnern aufſtand, den Hof ſo laut gähnend betrat, daß Fafner, der Lindwurm, in der Neidhöhle darob vor Neid geborſten wäre.

„Und ſie ſteckt doch noch hier!“ murmelte Windmüller, als er danach ſteif und fröſtelnd ſein Bett aufſuchte.

Galilei hat ſein berühmtes Wort: „Und ſie bewegt ſich doch!“ ſicher nicht überzeugter ausgeſprochen, als Windmüller ſein: „Und ſie ſteckt doch hier!“ worauf er gewohnheitsmäßig ſofort einſchlief, um nach ein paar Stunden wieder ganz friſch und ausgeruht am Frühſtückstiſch zu erſcheinen.

Die Poſt war noch nicht eingetroffen, aber ſie kam, während er noch mit Don Gian beim Kaffee ſaß, und ein paar Telegramme folgten ihr auf dem Fuße.

„Das alte Lied,“ ſagte er, ſie Don Gian hinüber-

schiebend. „Donna Xenia ist nirgend aufgetaucht, man hat auch in Rom nichts von ihr gesehen oder gehört. Das spricht sehr für meine Theorie über ihren Verbleib. Hier dieser Brief meines Agenten — er hat Glück, der junge Mann, daß man ihn mit seiner Trödelei beim Kronleuchterreinigen bis gestern noch nicht an die Luft gesetzt hat — dieser Brief berichtet, daß ‚man' dort fieberhaft tätig ist, die Verschwundene zu suchen."

„Vielleicht sind sie glücklicher damit wie wir," bemerkte Don Gian. „Sie müßten ja doch ihre Bewegungen besser kennen als wir, die wir erst seit kurzem Gewißheit darüber erlangt haben."

„Glücklicher? Hm. — Wir wissen mehr als ‚sie'," warf Windmüller hin. „Wesentlich mehr. Wenn das auch noch zu keinem Resultat geführt hat, so dürfen Sie nicht übersehen, daß verloren gegangene Menschen viel schwerer zu finden sind als gestohlene Brillanten. Es ist eine charakteristische Eigentümlichkeit des Menschen, daß er durch ein Brett nur sehen kann, wenn es ein Loch hat. Die Leute behaupten zwar, daß ich's auch ohne Loch zuwege bringe, doch ist das eine kolossale Übertreibung. Das Brett hätten wir — es bleibt mir nur übrig, das ungemein gut zugepichte Loch zu finden, und ehe ich das nicht habe, müssen Sie mir schon noch weitere Gastfreundschaft gewähren, Herr Marchese!"

Don Gian reichte Windmüller die Hand zu wirklich herzlichem Drucke. „Mein Haus ist das Ihre — auch wenn das Loch gefunden ist," sagte er warm. „Ohne Sie säße ich jetzt nicht bei meinem Kaffee im Vollbesitz meiner Ehre. Das wird Ihnen bei mir und den Meinen unvergessen bleiben."

„Das ist ein langes und großes Wort," erwiderte Windmüller mit einem melancholischen Lächeln. „Es steht nur im Wörterbuch von wenigen. Ich glaube

aber, daß Sie zu dieſen gehören, und der Gedanke iſt mir ein ſehr lieber und werter. Und nun wünſche ich Ihnen einen guten Morgen. Es iſt eben neun Uhr, und die Dringlichkeit der Sache muß bei meinem Werk die frühe Stunde entſchuldigen."

Der Rede letzter Teil bezog ſich — was Don Gian aber nicht wußte — darauf, daß Windmüller nach dem erſten Stock hinabſtieg und in Ermanglung einer Perſon, die ihn melden konnte, einfach in den großen Saal trat und an der geſchloſſenen Tür zur Stanza del Bruſtolone anklopfte.

Eine Antwort erfolgte nicht, aber Fiore Meldeck öffnete ſelbſt die Tür.

„Sie, Herr Doktor?". rief ſie überraſcht. „Seien Sie mir herzlichſt willkommen!"

„Das iſt in Anbetracht der frühen Stunde doppelt liebenswürdig von Ihnen, Komteſſe. Sie wollen wohl eben ausgehen?"

„Das hat Zeit," erklärte ſie energiſch. „Herr und Frau v. Krähenhauſen ſind eben auf den Bahnhof gefahren, um ihren Wiwigenz abzuholen, der ſich heute früh telegraphiſch angemeldet hat. Ich habe zwar eine gründliche Vermahnung erhalten, mich würdig auf den Empfang dieſes Übermenſchen vorzubereiten, aber ich habe nicht vor, mit einem Blumenſtrauße in der Hand aufgebaut zu ſtehen und bei ſeinem Erſcheinen einen Kotau zu machen. Kumm! W e n n ich mir der zu erwartenden Ehre voll bewußt wäre, ſo — ꝛc. ꝛc. Sie glauben gar nicht, welch wilden Haß ich gegen dieſen Wiwigenz im Herzen hege!"

„Na, vielleicht iſt er gar nicht ſo ſchlimm," meinte Windmüller lachend. „Wiſſen Sie, daß ich den alten Herrn für einen ganz netten Menſchen halte? Er hat Humor, und das ſpricht Bände für ihn."

„Oh, Vater Kumm iſt lieb. Wenn ſeine beſſere Hälfte nicht ſeine netteſten Regungen allemal in ihm zuſammentrampelte, wäre er ſogar ganz famos,“ verſicherte Fiore großmütig. „Aber er iſt ein Schwachmatikus und — mürbe geworden. Da liegt der Haſe im Pfeffer. Es hat indes alles ſein Gutes: ich lerne von Frau v. Krähenhauſen, wie man ſeinen Mann — nicht behandeln ſoll.“

„Glücklicher Menſch, Ihr künftiger Gatte!“ rief Windmüller mit Überzeugung. „Ich will Sie aber nicht lange aufhalten, Komteſſe, und darum gleich mit meinem Anliegen kommen. Ich möchte gern das Roſazimmer noch einmal ſehen.“

„So lange und ſo oft Sie wollen, Herr Doktor,“ verſicherte Fiore bereitwilligſt. „Darf ich dabei ſein? Es intereſſiert mich wirklich brennend — Ihnen zuzuſehen nämlich. Das Roſazimmer an ſich natürlich auch. Es iſt ein wunderbarer Raum, obgleich ich geſtehen muß, daß — daß er als Schlafzimmer einigermaßen den Reiz für mich verloren hat.“

„Warum? Iſt der Gardienduft immer noch ſo ſtark bemerklich?“ fragte Windmüller aufmerkſam.

„Immer noch,“ beſtätigte Fiore. „Der Gardienduft wäre faſt noch zu ertragen, aber der andere Geruch, der ſich damit miſcht — er iſt einfach gräßlich. Wirklich gräßlich! — Warten Sie einmal hier einen Augenblick — ich will im Roſazimmer die Fenſter ſchließen, und dann ſollen Sie ſelbſt ſagen, was Sie davon denken!“

Windmüller ſah der ſchlanken Geſtalt wohlgefällig nach, wie ſie durch die offene Flügeltür in das Roſazimmer eilte, dort beide Fenſter ſchloß und dann ſtehen blieb und den Kopf witternd hob.

„Noch ſind's nur die Gardenien, die ich rieche — kommen Sie!“ rief ſie ihm zu, und als er langſam

hereintrat, da ſah er, daß ſie ſich ſchüttelte. „Da haben wir ihn wieder, dieſen — dieſen Geſtank, der gewiſſermaßen unter dem aufdringlichen Duft einherſchwebt. Es wird einem ganz übel dabei — puh!“

Windmüller, deſſen Geruchsorgan ſo hyperempfindlich war, daß er zum Beiſpiel genau ſagen konnte, welche Tabakſorten in einem Raume geraucht worden waren, roch nichts — einfach nichts als die friſche, anregende Morgenbriſe der See, die, von Oſten kommend, Venedig an dieſem Morgen durchzog. Er ſah Fiore prüfend an: ſie war ganz blaß, und nun bemerkte er auch, daß ſie blaue Ringe unter den Augen hatte und dieſe müde ausſahen und dabei auch beunruhigt.

Er trat ans nächſte Fenſter, machte es wieder auf und ſah, wie ſie die hereinſtrömende friſche Luft erleichtert einſog.

„Schrecklich — nicht wahr?“ ſagte ſie matt.

„Komteßchen, Sie ſollten das Zimmer wechſeln,“ entgegnete er beſorgt. „Sie ſehen heute ganz elend aus.“

„Ach — das iſt ja nicht des Geruchs wegen,“ meinte ſie. „Wenn die Fenſter offen ſind, iſt's ganz erträglich. Ich — ich habe heute nacht einen Schrecken gehabt und danach nicht ſchlafen können — das iſt's. Ich denke nicht daran, das Zimmer zu wechſeln — das gäbe einen ſchönen Trara und eine nette Predigt von Frau v. Krähenhauſen, nachdem wir dieſes Zimmers wegen, in das ich mich verliebt hatte, in den Palazzo gezogen ſind. Sie iſt furchtbar, die liebe Tante ‚Wenn‘, ſobald die Schleuſen ihres Sprechanismus gezogen ſind.“

„Ich kann's mir denken,“ meinte Windmüller trocken. „Was hat Sie denn heute nacht ſo erſchreckt?“

„Ach — ich habe mir eingebildet, etwas zu ſehen — es kann aber doch nur eine Einbildung geweſen ſein, denn die Türen waren alle geſchloſſen.“

„Was war's?“ redete Windmüller zu, als Fiore ſtockte.

„Wenn Sie mir auf der Seele knien, dann würde ich ſagen: ich war ſo munter und wach, wie ich jetzt bin,“ rief ſie mit etwas ungerechtfertigter Energie, denn Windmüller hatte das ja noch gar nicht beſtritten. „Ich hatte überhaupt noch nicht geſchlafen, ſondern lag mit offenen Augen und ſah dem Mondſtrahl zu, der durch das offene Fenſter ſchräg nach meinem Bett zu ins Zimmer fiel, und dachte an gar nichts Ungewöhnliches, ſondern ließ den Abend droben bei der Marcheſa noch einmal vor meinen geiſtigen Augen vorüberziehen — es war doch ein ſehr netter Abend — nicht wahr? Nun alſo! Dann richtete ich mich etwas auf, um mich nach der anderen Seite umzudrehen, und — da ſah ich ſie in der Tür zur Stanza del Bruſtolone ſtehen: eine Dame war's, etwa von Mittelgröße, in einem ganz modernen grauſeidenen Reiſemantel, aber ohne Hut, mit dunklen, etwas wirren Haaren und blaſſem, aber jungem, hübſchem Geſicht. Ich rief ſie an. Sie gab aber keine Antwort, ſchien mich gar nicht zu ſehen, und ich ſprang nun aus dem Bett und ging auf ſie zu. Da war ſie plötzlich verſchwunden. Ich dachte, ſie ſei ins Nebenzimmer zurückgewichen, und ich lief ihr nach, denn ich war empört über dieſes lautloſe Eindringen. Aber drinnen waren die Läden geſchloſſen, es war faſt ganz finſter, und ich drehte das elektriſche Licht auf. Das Zimmer war leer, die Türen innen geſchloſſen! In mein Schlafzimmer zurückgekehrt, hab' ich noch nachgeſchaut, ob irgendwelcher Schatten mich getäuſcht haben könnte; es war aber abſolut keiner vorhanden, und ich muß ſchon ſagen, daß es mir etwas unheimlich wurde — mein Herz fing an wie ein Schmiedhammer zu ſchlagen, und eingeſchlafen bin ich erſt, als

ſchon der Morgen zu dämmern anfing. — So, jetzt können Sie mich meinetwegen auslachen, Herr Doktor!“

„Ich lache Sie ganz und gar nicht aus,“ verſicherte Windmüller, der mit dem größten Intereſſe zugehört hatte. „Komteßchen — verzeihen Sie die alte Anrede — ich möchte Sie zu meiner Vertrauten machen. Ich kann mich auf Ihre Diskretion doch verlaſſen — nicht wahr?“

„Ich denk' es ſchon — bin ich doch meines Vaters Tochter,“ erwiderte Fiore.

„Darum meine ich's eben,“ ſagte Windmüller zuſtimmend. „Alſo ganz im Vertrauen: ich bin hier, um eine Dame — ihr Name tut nichts zur Sache —, um eine Dame zu ſuchen, die in dieſem Zimmer vor wenigen Tagen gewohnt hat, offiziell abgereiſt und ſeitdem verſchwunden iſt. Ich habe nun die Überzeugung, daß ihre Abreiſe fingiert war und ſie ſich hier im Hauſe aus nur ihr bekannten Gründen verborgen hält. Ihre Beſchreibung der — Geſtalt, die Sie heute nacht hier geſehen haben, paßt auf die Geſuchte, und ich habe die Idee, die Sie ja ſchon geſtern erraten haben, daß in dieſem Roſazimmer ſich ein geheimer, der Familie unbekannter Ausgang befindet —“

„Und den Sie ſuchen wollen. — Nein, wie romantiſch!“ fiel Fiore mit leuchtenden Augen ein, aus denen der Ausdruck der Beunruhigung vollſtändig verſchwunden war. „Hat — doch nein, ich will nichts fragen, ſondern mich mit dem begnügen, was Sie mir zu ſagen für gut halten. Nun, wenn es einen verborgenen Ausgang hier gibt, dann muß er der Tür zur Stanza del Bruſtolone verzweifelt nahe ſein, denn weit zu gehen hatte dieſe geheimnisvolle Dame nicht Zeit — ſie war kaum verſchwunden, da war ich ja ſchon aus dem Bett heraus und in der Tür, wo ſie geſtanden!“

Windmüller nickte. Dieſe Beobachtung ſtimmte ganz

mit der überein, die Assunta gemacht, als sie fast gleichzeitig mit den Schritten Lucias das Verschwinden der Principessa bemerkt, und da Lucia die letztere beim Betreten der Stanza del Brustolone nicht mehr gesehen, so konnte der notwendig vorhandene Ausgang nur dicht neben der Tür oder in dem auffällig tiefen Rahmen derselben liegen. Diese Erwägung vereinfachte natürlich die Sache insofern, als nur ein bestimmter Umkreis in oder zwischen den beiden Räumen in Frage kam, aber diese „Vereinfachung" blieb trotzdem eine harte Nuß, denn methodisch, wie Windmüller damit vorging, ausgerüstet mit der Kenntnis der Schleichwege solch alter Häuser, wie er war — er konnte keine Fuge finden, keine Kombination entdecken, mit der dem Geheimnis beizukommen möglich gewesen wäre.

Das erschütterte aber seinen felsenfesten Glauben an die Existenz eines verborgenen Ausganges keineswegs. Wozu sonst die plötzliche Vorliebe der Principessa für das Rosazimmer, das sie bisher verschmäht hatte? Mehr noch: das Zimmer oder aber die Stanza del Brustolone mußte eine Verbindung mit dem oberen Stock enthalten, die sie zum Raube des Dokumentes benützt hatte.

Zu beiden Seiten der Flügeltüren, die nach dem Zimmer mit den Ebenholzmöbeln führten, standen große, hohe Lehnsessel, die sich vermöge ihrer ungeheuren Schwere kaum zur Seite schieben ließen, geschweige denn von einer so zarten Persönlichkeit wie der Principessa so weit abgerückt werden konnten — mit einer solchen Schnelligkeit wenigstens nicht, wie es ihr „Verschwinden" bedingte, um ihr genügenden Raum zu geben, dahinter zu schlüpfen. Fiore war ganz sicher, daß diese Sessel nicht von ihrem Platze gekommen waren, solange sie diese Räume bewohnte; zudem war die

Tapete hier ganz ohne jede bemerkbare Fuge, die Wand dahinter ſo ſolid, daß ſie der Annahme einer verborgenen Tür einfach ſpottete, und neben den Seſſeln ſtanden eine Ecketagere und ein Schrank von ſolcher Schwere und Solidität, daß ſchon die Kräfte mehrerer Männer dazu gehörten, um ſie auch nur um Zentimeter von den Wänden fortzubewegen. Es blieb alſo die Türfüllung, die, durch vergoldete Leiſten in je zwei bemalte Paneele rechts und links abgeteilt, ihr Geheimnis, wenn ſie eines verbargen, ſo trefflich hütete, daß Windmüller ſich nach genaueſter Unterſuchung für geſchlagen erklärte — wenigſtens zunächſt, denn daß hier des Rätſels Löſung zu ſuchen und infolgedeſſen auch zu finden war, davon war er feſter denn je überzeugt.

Nach kurzem Nachdenken, in dem Fiore ihn durch keine Silbe ſtörte, kam er zu dem Entſchluß, der Sache von unten beizukommen, mindeſtens aber vielleicht durch die Architektur des Erd- oder Waſſergeſchoſſes einen Fingerzeig zu erſpähen. Er verabſchiedete ſich von Fiore, die ihn durch den Saal begleitete und ihm unterwegs verſprach, die Forſchung auf eigene Fauſt fortzuſetzen.

„Nicht, daß ich mir anmaße zu finden, was Ihnen entgangen iſt,“ meinte ſie beſcheiden, „indes kann man ja immer nicht wiſſen. Die Maus ſoll dem Löwen auch ſchon einmal geholfen haben.“

„Komteßchen, ich weiß, was ich kann, aber ich bin durchaus nicht ſo anmaßend, mich für allvermögend zu halten,“ erwiderte Windmüller lächelnd. „Die Hilfe der Maus wird dankbar angenommen. Vor allem aber: Diskretion! Namentlich Ihrem Vormund und ſeiner Frau gegenüber, die dieſer Sache verſtändnislos gegenüber ſtehen dürften.“

„Die wären auch die Letzten, mit denen ich darüber reden würde,“ rief Fiore.

Sie waren inzwiſchen nach der Vorhalle gekommen, und dieſe öffnend, befand ſich Windmüller einem Herrn gegenüber, der offenbar eben im Begriffe war, anzuklopfen. Es war ein noch junger Mann, in ſo tadellos elegantem Zivil, daß man ausnahmsweiſe ſicher nicht den deutſchen Offizier auf Urlaub in ihm vermutet haben würde, wenn er beim Anblick der ihm Entgegenkommenden nicht die Hacken ganz militäriſch zuſammengeſchlagen hätte. Er war auch ein ganz hübſcher Menſch mit raſſigen Zügen, und er wäre ſicher noch hübſcher geweſen ohne den verſchnittenen modernen Schnurrbart, der wie eine Zahnbürſte unter der Naſe hängt und allen Geſichtern, die ihn als „Zierde“ tragen, den gleichen halb törichten, halb „wurſtigen“ Ausdruck zu verleihen pflegt.

„Vetter Fritz!“ rief Fiore überraſcht, aber ohne Begeiſterung.

„In Perſon, Bäslein!“ beſtätigte der Fremde, und mit nochmaligem Zuſammenklappen der Hacken ſtellte er ſich Windmüller vor: „Rittmeiſter Graf Meldeck!“

„Doktor Windmüller!“ erwiderte dieſer die erwieſene Höflichkeit, ſagte dann: „Alſo auf Wiederſehen, Komteßchen!“ grüßte kurz und ging raſch ſeiner Wege.

„Donnerwetter —! Koloſſal feudales Lokal!“ Das waren Graf Meldecks erſte Worte, als er den Saal betreten hatte, indem er ſich überraſcht darin umſah.

„Koloſſal!“ beſtätigte Fiore. „Und was verſchafft mir die hohe Ehre deines Beſuches, Vetter Fritz?“

„Hohe Ehre — na, hör mal, begrüßt man ſo ſeinen nächſten Verwandten?“ rief Graf Meldeck lachend.

„Nachdem der nächſte Verwandte ſich fünf Jahre lang nicht um einen gekümmert, einem nicht mal eine Poſtkarte zu Neujahr geſchrieben hat, muß man wohl von ‚hoher Ehre‘ reden,“ gab Fiore prompt zurück.

„Man ſachte mit die jungen Pferde, Bäschen!“ war die ebenſo prompte Antwort. „Wohin hätte ich denn mit deiner gütigen Erlaubnis ſchreiben ſollen? Du biſt's, die es nicht für nötig gehalten hat, uns mitzuteilen, wohin du mit der alten Vogelſcheuche, die du deinen nächſten Verwandten vorgezogen haſt, verduftet warſt!“

„Haſt du mich gefragt, wohin ich ‚verduften‘ wollte?“ entgegnete Fiore hitzig. „Na denn nicht, liebe Seele, haſt du einfach nur geſagt, als du damals Papas Begräbnis mit deiner Gegenwart verherrlicht hatteſt und mir, der armen, mittelloſen Verwandten, großmütig eine Stelle als — Kindermädchen bei deiner Schweſter anboteſt, die es nicht für notwendig gehalten hatte, dich zu begleiten. Ja, wenn noch von einem ‚Heim‘ bei deiner Schweſter die Rede geweſen wäre! ‚Du kannſt dich bei den Kindern dort nützlich machen‘ — das war alles. Kannſt du mir's etwa noch übelnehmen, daß ich das mir ſo gütig angebotene Heim bei meiner Pate vorzug, die ſchon vorher gekommen war, um mir in den letzten Tagen meines Vaters beizuſtehen? Ich möchte den ſehen, der nach einem Knochen ſchnappt, wenn ihm ein Herz geboten wird!“

„Da haſt du nun wieder recht!“ geſtand Graf Meldeck unumwunden ein. „Ich hab' halt damals ausgerichtet, was mir aufgetragen wurde — na, am Ende war's vielleicht ganz gut, daß ich's ſo tappig gemacht. Du warſt glücklich bei deiner Pate, und ſie hat dir, wie ich höre, auch ein bißchen Moos vermacht — nicht?“

„Die alte Vogelſcheuche, wie du die Pate zu nennen beliebteſt, hat mich nicht ganz mittellos hinterlaſſen,“ erwiderte Fiore etwas beſänftigt, aber immer noch mit — natürlich bildlich geſprochen — geſträubten Federn. „Ich war ſehr glücklich bei ihr — wenn dir's eine Beruhigung iſt, das zu hören.“

„Freut mich von Herzen," versicherte Graf Meldeck aufrichtig. „So, und nun du deinem Herzen Luft gemacht, laß uns das Kriegsbeil vergraben, an dem ich eigentlich ganz unschuldig bin. Darf ich mich setzen?"

Jetzt mußte Fiore lachen. „Ja, setz dich nur," sagte sie heiter. „Und entschuldige, daß ich dich so ungastlich behandelt habe, Vetter Fritz!"

„Schon recht — nur aus seinem Herzen keine Mördergrube machen, das ist mein Grundsatz! Übrigens mein Kompliment: wenn schon die Puppe viel versprach — der Schmetterling hat mehr gehalten!" meinte Graf Meldeck mit ungeheucheltem und unverhohlenem Wohlgefallen seine Verwandte betrachtend.

Die begriff das Kompliment gar nicht einmal, weil sie ein ganz unaffektiertes Wesen war, und fragte höchst erstaunt: „Welche Puppe?"

Vetter Fritz lachte jetzt auch. „Na, hör mal — welche?" machte er belustigt. „Das hab' ich doch hübsch und poetisch gesagt — nicht? Gemeint hab' ich: du hast dich höllisch herausgemausert — paff war ich, wie ich dich vorhin sah!"

„Ach, so war's gemeint?" rief Fiore übermütig lachend mit einem Blick auf den sich lichtenden Scheitel des Vetters. „Ich werde dir das Kompliment zurückgeben, wenn du einmal mit dem Mausern fertig bist."

„Grundgerechter — hat die ein Mundwerk!" stöhnte Graf Meldeck mit einem Blick gen Himmel und einem zweiten begeisterten auf Fiore. „Na, ich werde mich in acht nehmen und noch einmal galant sein — die Gefahr ist mir zu groß. — Übrigens — war das dein Vormund, der vorhin hinausging? Habe den Namen nicht recht verstanden."

„Nein — es war ein alter Freund," erwiderte Fiore. „Mein Vormund heißt Krähenhausen."

„Ganz richtig, das las ich im Fremdenbuch meines Hotels, in dem ich zu meiner Überraschung deinen Namen fand, worauf mir gesagt wurde, daß du mit den Herrschaften in diesen Palast übergesiedelt seist. Natürlich nahm ich mir gleich eine Gondel, um dich aufzusuchen."

„Daher also wußtest du, daß ich hier bin!" rief Fiore. „Nun, es ist sehr nett, daß du gekommen bist, Vetter Fritz. Ich danke dir für deinen Besuch und bitte dir den etwas — hm — etwas steifen Empfang ab."

„Steif ist gut," meinte Graf Meldeck gutmütig. „Übrigens ist da nichts zu danken — Blut ist nun mal dicker als Wasser. Ich hätte gar nicht anders gekonnt, als zu dir zu kommen, nun ich dich am selben Ort mit mir wußte. Sag mal — muß ich nicht auch deinem Vormund meinen Besuch machen?"

„Kannst du gleich haben. Er ist mit seiner Frau auf den Bahnhof, um seinen Sohn — den ich noch nicht kenne — den Professor Doktor Wiwigenz Freiherrn v. Krähenhausen, Hochwohlgeboren, abzuholen. Er will hier im Archiv Studien machen, denn er lehrt Geschichte in —"

„Was — das ist der?" rief Graf Meldeck. „Ich kenne ihn gut, den außerordentlichen Kich-Wiwi!"

„Wie nennst du ihn?"

„Das ist sein Spitzname," erklärte Graf Meldeck schmunzelnd. „Bezugnehmend auf seine Stellung als außerordentlicher Professor, auf eine seiner Eigentümlichkeiten und auf seinen ebenso schönen wie ungewöhnlichen Vornamen."

„Das nennt man Ausnützung!" rief Fiore belustigt. „Was ist er denn für ein Mensch?"

„Oh, er ist ein ganz netter, anständiger Kerl, der viel in unserem Regiment verkehrt," erwiderte Meldeck. „Wir haben ihn ganz gern, lachen aber manchmal ein

bißchen über ihn. Du weißt ja — ‚Leutnants, ſtets verbrecherlich, finden alles lächerlich.‘ — Und um noch ein Zitat anzuwenden — er kann von ſich ſagen: ‚Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt!‘ Die eine Seele iſt die eines von Natur harmloſen, ſtillvergnügten, netten Kerls —“

„Hat er vom Vater!“ flocht Fiore ein.

„Die andere Seele iſt die eines auf ſeine Fähigkeiten und ſeine Stellung als außerordentlicher Univerſitätsprofeſſor viel zu hochmütigen Ariſtokraten —“

„Hat er von der Mutter!“

„Na ja — und beide Seelen ſtreiten miteinander. Wenn er der Stimme der erſteren gefolgt und uns alle damit gewonnen hat, dann beſinnt er ſich plötzlich darauf, daß er eigentlich geiſtig turmhoch uns armen Lanzknechten überlegen iſt. Er macht dann ‚Kich‘, mit welchem Laut er ſeiner von einem chroniſchen Stockſchnupfen belaſteten Naſe Luft verſchafft —“

„Erbteil vom Vater!“

„Worauf er ſich aufs Katheder — bildlich geredet — ſchwingt und uns durch ein Privatiſſimum einfach niederſchmettert, bis ſeiner Naſe wieder die Luft mangelt. ‚Kich!‘ macht er dann wieder und ſteigt zu uns Sterblichen als Sterblicher von neuem herab. Deshalb nennen wir ihn den außerordentlichen Kich-Wiwi.“

„Seine beiden Seelen ſind demnach von ſeiner Naſe in ihrer Wechſelſeitigkeit abhängig?“

„Scheint ſo. Na, wir haben halt alle eine Schraube irgendwo locker. Laſſen wir jetzt den Kich-Wiwi, erzähle mir lieber, warum du das gute und bequeme Hotel gegen dieſen alten Kaſten verlaſſen haſt?“

„Geſchmackſache, Vetter Fritz! Ich finde dieſen alten Kaſten wundervoll, und weil er gerade zu haben war,

ſo haben wir zugegriffen und ſind nun erſt ſo richtig in Venedig.“

„Hm — ja. Wenn alle Zimmer ſo ſind, wie dieſer Saal, dann allerhand Hochachtung! Ich verſtehe nur nicht, wie der Beſitzer dieſes Haus vermieten kann. Ruinierter Nobile — wie?“

„Es macht mir nicht den Eindruck. Ich glaube eher — wenigſtens deutete die Gräfin Candiani es an —, daß nur eine vorübergehende Verlegenheit die Urſache iſt, Mieter zuzulaſſen, die übrigens einer ſehr gewichtigen Empfehlung zur Zulaſſung bedürfen. Denn dieſe Räume ſind ja voll von Kunſtgegenſtänden, für die man eine Garantie verlangt. Von einer Vermietung des Hauſes iſt auch nicht die Rede. Die Familie bewohnt die oberen Stockwerke, und von der unbenützten Flucht in dieſer Etage haben wir nur die Hälfte — zehn Zimmer im ganzen.“

„Alle Wetter — das iſt impoſant! Wer iſt eigentlich der Beſitzer? — Marcheſe Terraferma? — Mir begegnete unten vorhin, als ich ankam, ein ſehr ſchick ausſehender junger Herr.“

„Das wird ſchon der Marcheſe geweſen ſein. Er iſt zurzeit auf Urlaub hier,“ ſagte Fiore wie obenhin und ohne die Augen zu ſenken, denn Graf Meldeck ſah ſie eigentümlich forſchend an.

„Iſt er Offizier?“

„Nein — Diplomat. Sekretär des Miniſters der Auswärtigen Angelegenheiten.“

„So? Hm. Verheiratet?“

„Nein. Seine Großmutter und Schweſter leben hier im Palazzo. Die ſollteſt du ſehen, Vetter Fritz! Ich ſage dir: eine echt venezianiſche Schönheit mit rotgoldenem Haar und ſchwarzen Augen!“

„Wäre ganz mein Geſchmack!“ rief Graf Meldeck.

„Blondinen — helle Blondinen sind nämlich meine Passion," setzte er mit einem Seufzer hinzu, der Fiore lachen machte.

„Na, dann sieh nur zu, daß du keine Gefärbte erwischst," meinte sie heiter. „Wobei mir einfällt: bist du eigentlich verheiratet?"

„Ich? Aber absolut nicht! Erstens weil ich die gesuchte Blondine noch nicht gefunden habe, und dann ist noch sehr die Frage, ob sie sich einen armen Teufel, wie mich, der nischt hat als sein Gehalt und ein paar Schulden, auch nehmen würde. Denn zum Heiraten gehören nämlich zwei."

„Ist die Möglichkeit!" staunte Fiore. Und dann, aufhorchend, fuhr sie lebhaft fort: „Jetzt kannst du gleich deine Bekanntschaft mit dem ‚Außerordentlichen' erneuern. Denn ich höre die Krähenhausens eben die Treppe heraufkommen."

Sie waren's wirklich und betraten gleich darauf den Saal, und es entging Fiore nicht, daß Frau v. Krähenhausens Gesicht ganz unverhohlen den Ausdruck unangenehmster Überraschung beim Anblick Meldecks zeigte, als sie, ihren Sohn an der Hand, ihn der Mündel ihres Gatten mit den Worten zuführte: „Hier, liebes Kind, bringe ich Ihnen meinen Wiwigenz, der sich schon sehr darauf freut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn ich freilich gewußt hätte, daß Sie Besuch haben, so —"

„Guten Tag, Herr Professor! Haben Sie eine gute Reise gehabt?" unterbrach Fiore den mit „so" beginnenden unvermeidlichen Nachsatz, indem sie dem „Außerordentlichen" die Hand reichte.

Er war eine ganz stattliche Erscheinung, dieser jüngere Krähenhausen — eine zweite Auflage seines Vaters, der mit noch dunklem Haar und Bart genau so ausgesehen haben mußte.

„Mein Vetter, Graf Meldeck," stellte Fiore den Genannten vor, ohne auf eine Antwort ihrer Höflichkeitsfrage zu warten. „Ich höre, die Herren kennen sich schon —"

„Das ist ja eine angenehme Überraschung, Herr Graf! Als Sie mir sagten, daß Sie eine Urlaubsreise machen wollten, erwähnten Sie nicht, daß Sie nach Venedig reisen würden," rief der Professor mit harmloser Herzlichkeit, aber mit einem Seitenblick auf seines Vaters Mündel.

„Ich gebe Ihnen diese Unterlassungssünde zurück," erwiderte Meldeck lachend. „Denn als Sie sagten, Sie träten gleichzeitig eine Studienreise an, erwähnten Sie auch nicht, daß Venedig Ihr Ziel sei. Und so treffen wir uns in der Seestadt in diesem höchst feudalen Palaste — nur daß ich, nach Venedig kommend, noch keine Ahnung hatte, meine Base hier wiederzusehen!"

„Oh — in der Tat? Und woher erfuhren Sie, daß Gräfin Fiore hier ist?" fragte Frau v. Krähenhausen mißtrauisch.

„Aus dem Fremdenbuch des Hotels, gnädige Frau," entgegnete Meldeck bereitwillig. — „Doch ich will die Herrschaften nun nicht länger stören. — Liebes Bäslein, ich darf doch wiederkommen? Stelle mich auch für einen Ausflug ganz zu Diensten. — War mir eine besondere Ehre, meine Herrschaften!"

Als die Tür hinter Graf Meldeck kaum geschlossen war, sah Frau v. Krähenhausen sich zu einer kleinen Ermahnung veranlaßt.

„Hast du gewußt, Wiwigenz, daß dieser Graf Meldeck ein Vetter unserer lieben Fiore ist?" begann sie sauersüß und fuhr im selben Atem fort: „Aber gleichviel, liebe Fiore, ich hätte es für passender gefunden, wenn Sie den Herrn in meiner Gegenwart empfangen hätten!"

„Kumm!“ machte Herr v. Krähenhausen einleitend.

Aber Fiore ließ ihn nicht zur Rede kommen. „Ah, nein!“ sagte sie ruhig. „In Ihrer Gegenwart hätten wir uns ja nicht zanken können! Das war für dieses Mal. Sollten Sie bei seinem nächsten Besuch, der Ihnen ja gelten wird, wieder nicht zu Hause sein, dann muß ich mir halt getrost das ‚Passendere‘ versagen, damit sich mein nächster Blutsverwandter nicht erst einbildet, daß ich mich in bezug auf seine Person dummen Gedanken hingebe —“

„Gnädigste Komtesse gestatten mir, die Sache dahin moderieren zu dürfen, daß ich kühn behaupte, es wäre besser, einen so verwöhnten Liebling der Damen wie Ihren Herrn Vetter, nicht selbst auf ‚dumme Gedanken‘ zu bringen,“ fiel der Professor mit solch harmlosem Lachen ein, daß Fiore ohne Rückhalt herzlich einstimmte.

„Sie müssen ihn besser kennen wie ich, Herr Professor, und darum schließe ich mich Ihrer Begründung für seinen künftigen Empfang an, die ja auch Ihre Frau Mutter nicht umhin können wird zu billigen,“ sagte sie heiter.

„Ich weiß doch nicht,“ widersprach Frau v. Krähenhausen. „Wenn es einem jungen Mädchen zu meiner Zeit eingefallen wäre, einen jungen Herrn allein zu empfangen, so —“

„Kumm!“ machte Herr v. Krähenhausen vermittelnd.

„Kich!“ ließ sich gleichzeitig der Professor vernehmen.

Vor dieser dreifachen Äußerung Krähenhausenscher Familieneigentümlichkeiten strich Fiore einfach die Segel, weil sie sich der Möglichkeit, dem standzuhalten, nicht sicher war. Ehe der Professor nach dem erfolgten Warnungssignal den „außerordentlichen“ Wiwigenz zur Geltung bringen konnte, erklärte sie, mit allen Gei-

stern der Lachlust ringend, daß sie die Freude des Wiedersehens zwischen Eltern und Sohn nicht länger stören, sondern hinauf zu Donna Loredana gehen wollte, mit der sie eine Verabredung getroffen hätte.

„Wenn Sie mich vorher befragt hätten, so wäre das rücksichtsvoller gewesen," sagte Frau v. Krähenhausen scharf und zurechtweisend.

„Befragt?" wiederholte Fiore ruhig und höflich, aber sich höher emporrichtend. „Das verstehe ich nicht. Warum hätte ich Sie wegen einer einfachen Verabredung mit einer einwandfreien Persönlichkeit befragen sollen? Und ich dachte gerade recht rücksichtsvoll zu sein, weil ich Sie Ihrem Herrn Sohn nicht entziehen wollte, mit dem Sie sich ja viel zu sagen haben werden. Aus diesem Gefühl heraus habe ich auch für meine Person die Einladung der Marchesa zum Lunch angenommen und zu einer Spazierfahrt mit den Damen, werde aber, wenn Sie nicht lieber allein unter sich bleiben wollen, an unserem gemeinsamen Mittagsmahl teilnehmen."

Mit einer anmutigen Verbeugung entfernte sich Fiore, ohne eine Entscheidung über die letztere Frage abzuwarten, ohne Hast, aber mit einer zweifellosen Endgültigkeit, und eilte die Treppen zur Wohnung Donna Loredanas hinauf. Daß sie oben den Marchese bei seiner Schwester antraf, war wirklich reiner Zufall und nicht Verabredung oder gar Gelegenheitsmacherei, wie Frau v. Krähenhausen annahm, die diesem Verdacht scharfen Ausdruck gab, kaum daß die Tür sich hinter ihres Gatten Mündel geschlossen hatte.

„Na, laß gut sein, Alte — kumm," meinte Herr v. Krähenhausen. „Wir haben dafür, daß die Leute droben Fiore einfangen wollen, doch nicht den geringsten Anhalt. Es scheinen mir im Gegenteil höchst anständige und vornehme Menschen zu sein —"

„Scheinen! Scheinen!“ rief Frau v. Krähenhausen giftig. „Dir ‚scheint‘ immer, was gelb ist, Gold zu sein, bis ich dir beweise, daß es bloß Messing ist. Was dir ‚scheint‘, dafür gebe ich keinen roten Pfennig! Der Preis für diese Wohnung ist freilich so ‚anständig‘, daß mir die Augen vom bloßen Hören noch tränen, aber was wissen wir sonst von dieser welschen Lumpenbagage? Nichts — nichts, sage ich dir!“

„Hm — kumm — die Gräfin Candiani —“

„Ist auch ein Vogel vom gleichen Neste. Ich huste auf die Gräfin Candiani!“ ereiferte sich Frau v. Krähenhausen. „Aber freilich, bei Fiore ist's das welsche Blut der Mutter, das im welschen Lande anfängt sich zu regen und nach dieser Seite zu drängen, und wenn wir nicht ordentlich aufpassen —“

„Komtesse Meldeck ist wirklich ein sehr schönes Mädchen,“ fiel der Professor hastig ein. „Und sie hat auch Charakter. Sie weiß, was sie will.“

„Na, wenn sie dir gefällt, dann ist's ja gut,“ erwiderte Frau v. Krähenhausen mit einem Ton, der eine starke Dosis persönlichen Widerspruchs enthielt. „Ob Fiore wirklich weiß, was sie will, das möchte ich doch sehr bezweifeln nach dem Schwabenstreich mit diesem Palaste. Ich werde sie schon noch schärfer anfassen müssen, wenn —“

„Alte, Alte, tu's lieber nicht!“ fiel Herr v. Krähenhausen besorgt ein. „Sie ist so — so selbständig von ihrem Vater erzogen worden — und wenn sie nicht will, können wir sie nicht zwingen, bei uns zu bleiben. Wäre es jetzt nicht ganz praktisch, wenn Wiwigenz sein Frühstück bekäme?“

Frau v. Krähenhausen bejahte ausnahmsweise einmal eine Frage ihres Gatten, was er nicht ohne Be-

rechtigung auch für eine Zustimmung zu seiner vorangegangenen Warnung anzusehen geneigt war.

* * *

Windmüller war mit Agostino ins untere Geschoß gestiegen, um dort seine Untersuchungen fortzusetzen. Er fand die Mauer, deren außergewöhnliche Dicke zwischen den Zimmern des ersten und zweiten Stockwerkes ihm zu denken gegeben, zum mindesten noch einmal so stark vor, ohne jedoch eine Lösung für dieses Rätsel zu finden. Es war ja freilich möglich, daß architektonische Rücksichten gerade diese eine Mauer in diesem Umfang aufzuführen geboten hatten, aber Windmüller wollte diese Erklärung nicht recht einleuchten. Der Raum zur rechten Seite der Halle — wenn man diese vom Wasserportal aus betrat — dieser Raum, der genau unter dem Eckzimmer, der Stanza del Brustolone, lag, entsprach in seiner Länge an der Seite des Sackkanals nicht ganz dem oberen Raum; die Mauer, die oben von der Tür in das Rosazimmer unterbrochen wurde, schob sich hier unten schon um etwa siebzig Zentimeter weiter vor und zeigte keinerlei Durchgang oder auch die Spur, daß jemals ein solcher darin bestanden. Es war dies ganz zweifellos festzustellen durch den ebenmäßig aufgetragenen Kalkverputz, den die Zeit schon stark abgebröckelt hatte. Im übrigen wurde dieser Raum als Rumpelkammer für alle möglichen Hausgeräte gebraucht.

Auf der gegenüberliegenden Seite dieser Windmüller so stark beschäftigenden, rätselhaft dicken Mauer befand sich die Wohnung des Portiers. Die Wand war hier ebenmäßig verputzt, blau getüncht und zeigte nicht einmal die Möglichkeit eines etwaigen Ausganges. Und doch — nach einer ungefähren Messung betrug

die Dicke dieser merkwürdigen Mauer hier unten mehr als zwei Meter, eine Tatsache, die bisher anscheinend niemand aufgefallen war.

„So war's immer und wird wohl von Beginn an so gewesen sein," brummte Agostino kopfschüttelnd. „Der das Haus gebaut hat, wird wohl gewußt haben, warum er diese Mauer so dick gemacht hat. Ob sie massiv oder innen hohl ist — wer soll das wissen nach so langer Zeit, und der's sagen könnte, ist längst tot. Was geht's uns schließlich an?"

Windmüller war zwar nicht dieser Ansicht, denn die Meinung, daß es ihn zum Beispiel etwas „angehen" könnte, setzte sich immer mehr in seinem Kopfe fest, aber er mußte einsehen, daß dieser Mauer von den vier Seiten, die in Betracht zu ziehen waren, nicht beizukommen war. Wo er sie auch prüfte, klang sie ganz ausnehmend massiv und solid und dennoch — welcher Architekt legt solch einen Mauerblock in die Mitte eines Hauses, ohne einen ganz besonderen Zweck damit zu verbinden? Als Stütze des ganzen südöstlichen Teiles des Palastes, der doch wie das ganze übrige Gebäude auf dem Rost von Lärchen- und Eichenpfählen erbaut war, auf dem ein jedes Haus in Venedig steht? Nur ein Grundriß des Palastes hätte darüber Auskunft geben können. Daß ein solcher existiert hatte, war ebenso sicher wie die Annahme, daß er im Laufe der Zeiten verloren gegangen. Und ebenso sicher bemächtigte sich Windmüllers die Überzeugung, daß zwischen diesen vier Mauern sich das Rätsel der Donna Xenia barg, das Rätsel, zu dem sie die Lösung besessen hatte, ja, sie noch besaß, denn daß sie den Palast nicht verlassen, das stand nach dem Erlebnis Fiora Meldecks in der vergangenen Nacht fester denn je.

Vorausgesetzt natürlich, daß die Person, die Fiore

Meldeck in der Tür ihres Schlafzimmers geſehen, die Principeſſa war!

Und auch darüber ſollte Windmüller bald eine größere Gewißheit erhalten, denn als er nach langer, fruchtloſer Prüfung der rätſelhaften Mauer wieder in das zweite Stockwerk hinaufſtieg, kam vom dritten Fiore Meldeck von ihrem Beſuch bei Donna Loredana herab.

„Denken Sie nur, Herr Doktor," rief ſie ihm ſchon von weitem, aber mit gedämpfter Stimme entgegen, „denken Sie, ich habe eben bei Donna Loredana die Photographie meiner nächtlichen Beſucherin geſehen! Es iſt ihre Schwägerin, die Witwe ihres älteſten Bruders!"

„Tatſächlich? Sie haben ſie auf dem Bilde wieder erkannt?"

„Auf den erſten Blick, trotzdem ſie auf der Photographie anders angezogen iſt. Das ſchmale Geſicht mit den übergroßen Augen iſt nicht zu verkennen und gab mir einen ſolchen Ruck, daß ich mich faſt verraten hätte. Aber natürlich habe ich nichts geſagt, trotzdem Donna Loredana mich ganz erſtaunt fragte, ob ich ihre Schwägerin kenne, was ich ja mit gutem Gewiſſen verneinen konnte. Ich ſagte nur, das Bild ſieht jemand ähnlich, den ich unlängſt geſehen."

„So iſt's recht, Komteßchen. Es iſt beſſer, wenn die Familie vorläufig nichts von Ihrem nächtlichen Beſuche erfährt."

„Ich hätte mich auch gar nicht überwinden können, vor ihnen davon zu ſprechen, und weiß überhaupt nicht, wie ich dazu kam, es vor Ihnen zu tun. Es war etwas ſo — wie ſoll ich ſagen? — ſo Unwahrſcheinliches in der Art, wie dieſe Dame ungehört, lautlos bei mir erſchien und ebenſo lautlos und ſpurlos wieder ver-

ſchwand. Ich denke mir, ſie muß nicht gewußt haben, daß das Roſazimmer bewohnt iſt. Oder —“

„Oder?“

„Ach, ich weiß nicht. Ich muß jetzt meinen Hut holen. Donna Loredana will mit mir ausfahren.“

„So ſo! Viel Vergnügen, Komteßchen!“ —

Kaum daß Windmüller in ſeinem Zimmer war, kam auch Don Gian von ſeiner Schweſter herab. Er zögerte einen Augenblick vor der Tür ſeines Gaſtes, beſann ſich dann aber eines anderen und ging zu ſeiner Großmutter, die ihn wie immer mit offenen Armen empfing.

„Etwas Neues über Xenia?“ fragte ſie mit einem forſchenden Blick in ſein Geſicht, das einen von den vergangenen Tagen ſehr verſchiedenen, faſt frohen Ausdruck zeigte.

„Xenia?“ wiederholte er und ſetzte mit verdüſterter Miene hinzu: „Nein, nichts Neues. Ich wollte, Xenia wäre in — in Jericho meinetwegen! Wir werden ſchon noch zeitig genug von ihr und ihren neueſten Taten hören — trotz der peſſimiſtiſchen Auffaſſung von Doktor Windmüller über ihren Verbleib. — Sieh nicht ſo erſtaunt aus, Nonna! Es iſt mir nicht zu verdenken, wenn der Name Xenia mich nicht gerade wie ein Zephyr umkoſt. — Sag mal, was iſt's eigentlich mit der Mutter der Komteſſe Meldeck? Warum warſt du ſo bewegt, als du hörteſt, wer dieſe Mutter war?“

Die alte Dame kämpfte ſichtlich mit ſich ſelbſt. „Giannino — das iſt ein ſchmerzliches Kapitel in der Geſchichte unſerer Familie,“ ſagte ſie endlich. „Ich — ich möchte lieber nicht darüber ſprechen —“

„In der Geſchichte unſerer Familie?“ fiel Don Gian erſtaunt ein. „Unſerer? Aber liebe Nonna —“

„Oh, nun habe ich dich erſt neugierig gemacht!“

„Ja, das haſt du — ehrlich und rechtſchaffen!“

„Nun, ſo ſei es. Dein Vater war mit der Mutter von Fiore Meldeck verlobt. Ihr Großvater, der Duca di Rifreddi, und dein Vater waren entfernt verwandt, und die Familien hatten die Verbindung beſprochen und verabredet, als beide Verlobte noch Kinder waren — ebbene, wie es eben ſo Sitte iſt. Fiorenzia Crespolo war ein ſehr ſchönes Mädchen — ſchöner, viel ſchöner noch, als ihre Tochter iſt. Ich habe ſie ſehr lieb gehabt und mich auf ſie gefreut, wie auf eine leibliche Tochter, Gian, und — acht Tage vor der Hochzeit erklärte dein Vater ihr, er könne ſie nicht heiraten, denn er liebe eine andere, die dann ja in der Folge auch deine Mutter wurde. Ich brauche dir nicht erſt zu ſagen, was dieſe Handlung deines Vaters im Gefolge hatte — denk nur allein an das Aufſehen, das dieſer Bruch ſo kurz vor der Hochzeit erregte! Es war ſehr, ſehr hart für uns alle! Und dann der notwendige Bruch mit dem Hauſe Crespolo, der Affront, der dem armen Mädchen zugefügt wurde, denn wer hätte ſich entſchloſſen, die in letzter Stunde verſchmähte Braut noch heimzuführen? Ein deutſcher Diplomat, Graf Meldeck, hatte mehrere Jahre ſpäter dieſen Mut, ſich über den Flecken auf dem Leben des jungen Mädchens hinwegzuſetzen —“

„Nonna!“ unterbrach Don Gian die alte Dame. „Wie kannſt du von einem ‚Flecken‘ auf ihrem Namen reden — ich meine, der fiele doch auf den, der ihr ſein Wort gebrochen hat!“

„Ah, Giannino, ſo urteilt die Welt nicht! Eine verſchmähte Braut iſt gebrandmarkt nach unſeren Begriffen —“

„Die ſich gottlob ſtark geändert haben, Nonna. Ich tadle meinen Vater nicht, der den Mut hatte, für ſein Glück ein Band zu zerreißen, in letzter Stunde zu zer-

reißen, das nicht er geknüpft hatte, sondern das ihm durch die Überlieferung aufgedrängt worden war. Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Ich kann aber auch nicht finden, daß der verlassenen Braut damit ein ‚Flecken' angeheftet worden ist. Vielleicht ist ihr die größte Wohltat ihres Lebens erwiesen worden — da sie wohl meinen Vater ebensowenig geliebt haben wird, wie er sie."

„Gian!" machte die Marchesa mit einer abwehrenden Bewegung, die aber von einem Blick begleitet war, den man bei einer jungen Dame schelmisch genannt hätte. „Gian, ich bitte dich! Ein junges Mädchen unseres Standes hat fraglos den Mann zu lieben, den ihre Eltern für sie gewählt haben!"

Don Gian lachte. „Nonna, Nonna," sagte er neckend, „mir ist, als ob ich gehört, von dir selbst gehört hätte, als ob du zu diesen Gliederpuppen auch nicht zu zählen warst, sondern mit großer Energie für deine Liebe, meinen Großvater, eingetreten wärest! Va bene, ich finde, daß Graf Meldeck ein sehr vernünftiger Mann war, als er sich den Teufel um den sogenannten ‚Flecken' auf dem Dasein der Donna Fiorenzia Crespolo scherte, und ich finde ferner, daß wir für diesen selben ‚Flecken' ihrer Tochter eine Genugtuung schulden. Findest du nicht auch?"

Die alte Dame schlug die Hände zusammen. „Gian!" rief sie, ihren Enkelsohn zärtlich ansehend. „Gian! Du — du —"

„Ja, Nonna, ich wäre eigentlich dazu berufen, diese Genugtuung zu leisten. Und noch dazu mit vollster Begeisterung, sicher deiner Zustimmung."

Die Marchesa antwortete nicht gleich. „Fiore Meldeck ist nicht nur ein sehr reizendes, sondern auch, was mehr ist, ein sehr, sehr liebes Wesen," sagte sie dann zögernd.

„Mehr noch, ich glaube, daß sie dich und du sie glücklich machen würdest. Aber sie ist ein armes Mädchen und wir — wir könnten zur Abwechslung einmal eine reiche Marchesa Terraferma ganz gut brauchen.“

Don Gian lachte glücklich und leichtherzig. „Wir könnten's, das ist sicher, aber ich denke und hoffe, es wird auch so gehen. Ich wenigstens fühle, daß — daß es gehen wird. Es kommt eben alles auf die Person an, Nonna. Vorgestern noch dachte ich nur eine reiche Frau heiraten zu können, und heute ist der Mammon für mich eine Sache, die mir so fern liegt wie der Wunsch, auf dem Himalaja sitzen zu müssen. Ich weiß überhaupt gar nicht mehr, wie ich dazu kam, das Geld mit dem Gedanken an meine zukünftige Frau zu verquicken. Ich weiß nur eines noch: daß ich der unglücklichste Mensch wäre, wenn Fiore Melbeck mich nicht mag, mich nicht lieben könnte!“

„Nun, dann wird sie wohl die Rechte für dich sein,“ rief die alte Dame mit strahlenden Augen, die den leisen Seufzer, mit dem sie ihre Worte eingeleitet, glorreich überstimmten. „Glückauf zur Werbung, mein Junge! Ich für mein Teil bin ja eine viel zu unverbesserliche Idealistin, als daß ich Geld und Gut über das Glück des Herzens stellen könnte, wenn schon die Güter dieses Lebens nicht zu verachten sind.“

„Das wollen und sollen wir auch nicht, Nonna, aber ich habe einsehen gelernt, daß sie Götzen sind, die auf tönernen Füßen stehen. Und ich meine, daß ich damit eine große Lebensweisheit errungen habe!“

* * *

Vor seiner Tür traf Don Gian Windmüller an, der gerade vergeblich bei ihm angeklopft hatte, und als nun die beiden Herren in das Zimmer eintreten wollten,

kam einer der Diener von unten herauf und übergab dem Marcheſe eine Viſitenkarte mit der Meldung, der Herr frage an, ob er trotz der frühen Stunde ſeine Aufwartung machen dürfe.

Don Gian warf einen prüfenden Blick auf die Karte, zögerte einen Augenblick und reichte ſie dann Windmüller.

„Mahmud Reschid Bey, Attaché à l'Ambassade de Turquie," las der und gab die Karte zurück.

„Ich laſſe den Herrn bitten," ſagte Don Gian nach abermaligem, kurzem Zögern, und nachdem der Diener ſich entfernt, ſah er Windmüller fragend an. „Mir ſcheint," ſagte er dann, brach aber kurz ab und zuckte mit den Achſeln.

„Hm — mir ſcheint auch," murmelte Windmüller trocken.

„Liegt Ihnen daran, dieſen Beſuch mit mir zu empfangen?" fragte der Marcheſe.

„Sehr viel liegt mir daran," gab Windmüller unumwunden zu. „So viel, daß ich ſogar den Poſten eines ‚Lauſchers an der Wand' nicht verſchmähen würde. Aber eine unmittelbare Gegenwart iſt beſſer."

„Darf ich fragen, inwiefern?"

„Erlaſſen Sie mir die Antwort bis nachher — ja? Ich möchte nämlich nicht gern eine Voreingenommenheit ſchaffen, und da Sie die Güte hatten, mich zu dem Beſuche einzuladen, ſo bin ich ja da, um etwaigen Überraſchungen zu begegnen."

Don Gian fragte nicht weiter, und nach wenigen Minuten des Wartens wurde der Beſuch, ein eleganter, noch junger Mann mit ſorgfältig gepflegtem, dunklem Bart und einem Monokel im rechten Auge, tadellos beſuchsmäßig gekleidet, in das Wohnzimmer des Marcheſe eingeführt.

„Das ist eine Überraschung, aber eine angenehme Überraschung, Sie hier in meinen vier Pfählen begrüßen zu dürfen," trat Don Gian dem Türken verbindlich entgegen. „Gestatten Sie mir, Sie mit meinem derzeitigen Gast, Herrn Doktor Windmüller, bekannt zu machen —"

„Oh, wir sind alte Bekannte," fiel Windmüller ein. „Wir sind uns gesellschaftlich und — geschäftlich schon oft begegnet."

„In der Tat — ganz außerordentlich erfreut, Sie hier zu treffen, lieber Herr Doktor," murmelte Mahmud Bey, dem Detektiv die Hand reichend, der mit seinem liebenswürdigsten Lächeln zur Notiz nahm, was Don Gian entgangen — nämlich, daß seine, Windmüllers Gegenwart dem fremdländischen Diplomaten eine Überraschung war, mit der er sicherlich nicht gerechnet hatte.

„Sie sind wohl auf der Durchreise in Venedig — oder auf Urlaub?" fragte Don Gian, nachdem die Herren Platz genommen. „Woher wußten Sie, daß ich gerade auch daheim bin?"

„Ah, ich suchte Sie in Rom auf und hörte dort, daß Sie Urlaub genommen haben," erwiderte der Diplomat leicht. „Und weil ich gern eine Auskunft von Ihnen erbitten wollte, so benützte ich das schöne Wetter — et me voilà! Daß ich den Herrn Doktor hier antreffen würde, ist in der Tat eine angenehme Überraschung für mich, denn ich hatte auch an ihn einen Auftrag oder eine Frage meines Chefs zu bestellen und suchte ihn vergeblich auf, ohne erfahren zu können, wohin er seine Schritte gelenkt."

„Sehr begreiflich," meinte Windmüller wohlwollend. „Wer von meinem Stabe verrät, wo ich mich zurzeit befinde, darf sich getrost zur selben Stunde nach einer anderen Beschäftigung umsehen."

„Sehr begreiflich — sehr begreiflich," wiederholte der türkische Diplomat.

„Und womit kann ich Ihnen dienen?" fiel Don Gian ein. „Sie machen mich neugierig, denn die gewünschte Auskunft muß doch eine gewisse Dringlichkeit haben, wenn Sie den Ausflug nach Venedig für geboten hielten."

„Ah — ich schlage damit zwei Fliegen mit einer Klappe," versicherte der Besucher mit gutgespielter Gemütlichkeit. „Erstens war es längst mein Wunsch, mich einmal ein paar Tage in Venedig von dem Wagengerassel und Autogepuste der Großstadt auszuruhen, und dazu bot sich mir diese Gelegenheit wie gerufen. Wunderbarer alter Palast, der Ihrige, Herr Marchese! Und wenn Sie gestatten, einmal wiederzukommen, dann will ich Ihnen auch meine Frage vortragen."

„Das Wiederkommen versteht sich von selbst," erwiderte Don Gian, einen Blick Windmüllers auffangend. „Ich werde mir dann erlauben, Sie meiner Großmutter und meiner Schwester vorzustellen. Darum mag Ihre Frage am besten gleich zur Sprache kommen — Herrn Doktor Windmüllers Gegenwart darf Sie in keiner Weise davon abhalten."

Der Türke ließ sein Monokel aus dem Auge fallen, worauf er es sorgfältig mit einem feinen Batisttaschentuch abputzte und es sodann wieder mit der unumgänglichen Grimasse einklemmte. Die durch diese Manipulation bedingte Pause gab ihm Zeit, sich die Sache zurechtzulegen. „Also," sagte er dann gemütlich, „wenn Doktor Windmüller gestattet — ein Geheimnis ist es schließlich nicht. Ihre Frau Schwägerin, lieber Terraferma, hat nämlich eine Erbschaft in Konstantinopel gemacht, und ich hatte den angenehmen Auftrag, sie davon zu unterrichten. Eine recht bedeutende Erbschaft von einem Verwandten ihrer Mutter —"

„Meine Schwägerin wird das allerdings als eine ſehr angenehme Nachricht empfinden. Ich freue mich für ſie aufrichtig darüber. Sie hat die Nachricht — bei aller gebührender Trauer über den damit leider verknüpften Todesfall gewiß mit einer gewiſſen Genugtuung aufgenommen?“

„Prinzeß Xenia weiß leider noch nichts davon,“ rief der Beſucher lebhaft. „Sie iſt, wie ich hörte, vor ein paar Tagen verreiſt — man ſagte mir, nach Venedig. Jedenfalls iſt ſie noch nicht nach Rom zurückgekehrt, und darum bin ich zu Ihnen gegangen, lieber Terraferma, um von Ihnen zu hören, wo ſie ſich eigentlich befindet, ob ſie tatſächlich hier war und vielleicht noch iſt, denn merkwürdigerweiſe konnte ich darüber nichts Sicheres erfahren.“

„Meine Schwägerin war tatſächlich vor ein paar Tagen zu einem kurzen Beſuch bei meiner Großmutter unangemeldet hier und iſt ohne vorherige Benachrichtigung wieder am frühen Morgen abgereiſt,“ erwiderte Don Gian nach einer kleinen Pauſe. „Ein an meine Großmutter gerichtetes Billett, das ſie zurückgelaſſen, teilte mit, daß ſie nach Rom zurückkehren müſſe, um bei einem Baſar mitzuwirken. Daß ſie in Rom aber nicht eingetroffen iſt, wiſſen wir — wenigſtens bei dem Baſar war ſie nicht, und ſeitdem ſind wir ohne Nachricht über ſie.“

„Oh — in der Tat?“ fragte Mahmud Bey gedehnt, und in ſeinem Ton lag ſoviel höfliche Ungläubigkeit, daß Don Gian das Blut in die Wangen ſtieg. Ein Blick von Windmüller aber hielt ein ſchnelles Wort von ihm zurück.

Letzterer ſagte, indem er ſcheinbar das Teppichmuſter zu ſeinen Füßen betrachtete: „In der Tat! Die Familie Terraferma iſt begreiflicherweiſe in großer

Sorge über das Nichteintreffen der Donna Xenia in Rom und hat mich beauftragt, die Verlorengegangene zu suchen. Sollten Sie am Ende mit dem gleichen Auftrag von Ihrem Chef zu mir gekommen sein?“

Der Besucher fuhr so heftig zurück, daß ihm das Monokel unfreiwillig aus dem Auge flog. „Herr Doktor, was immer mich im Auftrag meines Chefs zu Ihnen geführt, ist und muß eine Angelegenheit unter vier Augen bleiben,“ sagte er scharf.

Windmüller lehnte sich lachend zurück. „Die Indiskretion ist nicht auf meiner Seite,“ sagte er heiter. „Ich habe, soviel ich weiß, von Ihnen noch keinen Auftrag erhalten. Wenn Sie also den ausgestreckten Fühler, beziehungsweise eine harmlose Frage in dieser Weise monieren, so muß ja die harmloseste Seele auf den Gedanken kommen, daß ich den Finger auf die richtige Stelle gelegt habe.“

Es gibt nur sehr wenige Menschen, die es direkt zugeben, wenn sie sich „verhauen“ haben. Windmüller wunderte sich auch gar nicht, daß der Türke nur überlegen mit den Achseln zuckte, ein paar Stäubchen von seinem Rocke schnippte und dann erklärte, er hätte sich nur im allgemeinen gegen ein Gespräch über Amtsgeheimnisse verwahren wollen.

„Ich habe keine berührt,“ erwiderte Windmüller mit unvermindert guter Laune. „Ideenassoziation — nichts weiter! Es lag doch so nahe, den gleichen Auftrag bei Ihnen zu vermuten, denn die Familie Terraferma und Ihre Regierung haben — wenn auch in verschiedenem Sinne — das gleiche Interesse an der Wiederfindung der Donna Xenia.“

„Wieso das gleiche Interesse?“

„Nun, auf dieser Seite ist es die liebe Verwandte,

die vermißt wird, auf Ihrer die werte politische Agentin," sagte Windmüller sanft.

Jetzt war der Diplomat besser zur Attacke gerüstet. „Ich verstehe Sie nicht," erwiderte er hochmütig.

„Das nimmt mich wunder in Anbetracht dessen, daß Sie das Ressort der geheimen politischen Agenten unter sich haben," gab Windmüller seelenruhig zurück. „Sie sehen, dies Fechten mit Worten hat keinen Zweck — ich bin vollständig im Bilde. Ich weiß auch genau, daß Sie wegen des Ausbleibens der Marchesa Xenia in großer Unruhe sind, und über ihren Verbleib gar nichts wissen, sonst wäre ich längst bei Ihnen erschienen, um Rechenschaft über den Verbleib einer so bekannten Persönlichkeit der römischen Gesellschaft zu fordern, deren Familie begreiflicherweise in schwerer Sorge um ihre Verwandte schwebt."

Der türkische Diplomat zuckte wieder mit den Achseln, kreuzte die Arme über der Brust, nahm eine überlegene Miene an und sagte langsam und schleppend: „Sie sind der Mann, der den Ruf hat, immer recht zu haben, verehrter Herr Doktor. Nehmen wir also an, Sie haben darin recht, daß es unnütz ist, mit Worten zu fechten, daß die Prinzessin Xenia in der Tat unserer Regierung nahe steht. In diesem Falle aber bin ich es, der Rechenschaft über ihren Verbleib fordert. Sie ist eingestandenerweise in Venedig, in diesem Hause eingetroffen und seitdem verschwunden. Das ist doch, zum mindesten gesagt, sehr verdächtig, wenn man in Betracht zieht, daß — sagen wir, der Herr Marchese hier ein brennendes Interesse daran hatte, sie nicht ohne weiteres nach Rom zurückkehren zu lassen!"

„Was soll das heißen?" fuhr Don Gian blaß vor Zorn auf. „Für diese niederträchtige Verdächtigung werden Sie mir —"

„Ruhe, lieber Marchese, Ruhe!“ fiel Windmüller ein. „Von einer Verdächtigung kann schon darum keine Rede sein, weil ich jederzeit bereit bin, zu erklären, daß ich von Ihnen wie von Ihrem Chef gerufen worden bin, um die Verschwundene zu suchen. Der Herr hat sich nur nicht richtig ausgedrückt — das ist alles. Das kann auch dem geschicktesten Diplomaten passieren, denn selbst ein solcher ist nicht allwissend, und wir dürfen auch nicht jedes Wort auf die Goldwage legen, das jemand in begreiflicher Erregung über den Verbleib — nicht der Person, sondern ihres Auftrags — herausprudelt. Ich habe da zufällig — oder mit Vorbedacht, wie Sie wollen — den Brief der Donna Xenia bei mir, mit dem sie ihren, hm — französischen Abschied aus dem Palazzo Terraferma zu erklären sucht. Ich habe ferner die eingelaufenen Telegramme chronologisch nach Tag und Stunden zusammengelegt in meinem Zimmer, die den Beweis liefern, wo und wie wir die Verschwundene schon gesucht. Ich hole es gern, während Sie die Güte haben, diesen Brief zu lesen, den ich mir nach der Lektüre aber zurück erbitte.“

Mit diesen Worten reichte Windmüller dem Diplomaten den mauvefarbenen, nach Gardenien duftenden Brief, den die Marchesa an jenem verhängnisvollen Morgen in dem verlassenen Zimmer ihrer Schwiegerenkelin gefunden, stand dann auf und entfernte sich.

Der Türke las den Brief aufmerksam durch, während der Marchese seinerseits mit gekreuzten Armen dabeisaß, den Mund fest zusammengepreßt, scheinbar entschlossen, dem anderen das erste, einleitende Wort zu lassen.

Doch der Doktor kehrte mit den Depeschen in der Hand zurück, ehe der Türke den Brief zum zweiten Male durchgelesen hatte, und legte den ganz stattlichen Pack auf den Tisch.

Digitized by Google

„Es verſteht ſich zwar von ſelbſt," ſagte er liebenswürdig, „aber ich möchte es trotzdem nicht unerwähnt laſſen, daß ich Ihnen dieſen Brief und dieſe Depeſchen nicht aus dem Grunde zur Einſicht vorlege, um einen etwaigen unwürdigen Verdacht Ihrerſeits zu entkräftigen, ſondern einzig und allein nur deshalb, um Ihrer Behörde den Beweis zu geben, daß es unnütz iſt, mich für die Auffindung der Donna Xenia zu gewinnen, indem ich in dieſer Richtung ſchon für das Haus Terraferma tätig bin. Das Verſchwinden der Prinzeſſin iſt jetzt kein Geheimnis mehr, kann keines bleiben, darum iſt dieſe Einſicht in meine Tätigkeit auch keine Indiskretion. Da Sie aber indes am beſten wiſſen werden, wer ein Intereſſe daran haben konnte, ſie — aufzuhalten, ihr den Weg nach Rom zurück abzuſchneiden, ſo iſt es Ihnen natürlich unbenommen, unabhängig von meinen Forſchungen, die Ihrigen einer anderen Kraft anzuvertrauen. Hoffen wir, daß Donna Xenia bald in den Genuß der Erbſchaft gelangen möchte, wegen der Sie ſich ſo liebenswürdig nach Venedig bemüht haben," ſchloß er ſalbungsvoll.

Der türkiſche Diplomat, welcher der Form wegen die meiſt chiffrierten Depeſchen, zu denen er den Schlüſſel nicht beſaß, durchblättert hatte, erhob ſich ſteif. „Hoffen wir's," wiederholte er für die Allgemeinheit, und ſich dann ſpeziell an Don Gian wendend, ſagte er mit Anſtrengung: „Ich hoffe aber auch, lieber Terraferma, daß Sie in der Tat, wie Herr Doktor Windmüller ſchon vorſchlug, meinen Worten nicht die Deutung geben werden, in der ſie, wie ich gern einräume, im erſten Augenblick erſcheinen konnten. Es kann mir ſelbſtredend nichts ferner liegen als ein ſolcher Gedanke, und wenn ich mich ungeſchickt ausgedrückt, ſo bedaure ich das am allererſten —"

„Oh bitte, reden wir nicht weiter davon — die Sache ist erledigt," fiel Don Gian ohne Wärme, aber doch völlig korrekt ein, und mehr schien der Türke auch nicht erwartet zu haben, denn er machte eiligst nur noch ein paar Redensarten und empfahl sich dann — gleichfalls ohne Wärme, aber auch seinerseits durchaus korrekt.

„So, nun wissen Sie, warum ich diesem Besuche beiwohnen wollte," sagte Windmüller, als er mit Don Gian allein war. „Es war meine volle Absicht, ihn Farbe bekennen und dann seine Verdächtigung zurückziehen — vor einem Zeugen zurückziehen zu lassen —"

„Sie nahmen also an, daß er mit einer Verdächtigung gekommen ist?" fiel Don Gian ein.

„Ich war dessen sicher," erwiderte Windmüller, „denn Mahmud Bey ist immer die Vertrauensperson, die von dort mit solch delikaten Aufträgen abgesandt wird, und ich habe mir längst gesagt, daß ‚man' dort den Verdacht hegen würde, als ob Sie bei dem Raube des Dokumentes die Täterin in der begreiflichen Aufregung — beseitigt haben könnten. Der Mann kam zu Ihnen, um zu drohen, und wenn ich nicht dabei war, so hätte der Besuch höchst wahrscheinlich den Ausgang eines Zweikampfes gehabt, falls er verfehlte, Sie einzuschüchtern oder zu dem beabsichtigten Geständnis zu zwingen."

„Herr des Himmels!" rief Don Gian. „Darauf wäre ich im Leben nicht verfallen, daß man mich für das Verschwinden meiner Schwägerin verantwortlich machen könnte!"

Windmüller zuckte mit den Achseln. „Hm — ich weiß nicht. Für jemand, der nicht ahnen konnte, was wir in Erfahrung gebracht, liegt der Verdacht gar nicht so fern. Die Leute wissen nicht, welcher Mittel sich

ihre Agentin bediente, um in den Beſitz des Dokumentes zu gelangen; ſie nahmen eben an, daß die Sache ſich mit Ihrem Widerſtand abgeſpielt — ich habe jedenfalls damit gerechnet, daß ‚man‘ dieſen Fühler ausſtrecken würde, um in Erfahrung zu bringen, was aus dem Dokument geworden iſt. Die Agentin beziehungsweiſe ihr Schickſal iſt dabei gänzlich Nebenſache. Sie wird von ihren Auftraggebern einfach fallen gelaſſen — nun, Sie wiſſen ja, daß die geheimen Agenten nur unter dieſer Vorausſetzung beſchäftigt werden, daß das Riſiko lediglich ihre Privatangelegenheit iſt. Die Erbſchaft — falls eine ſolche überhaupt exiſtiert — war ein willkommener oder erfundener Vorwand, um zur Sache ſelbſt zu gelangen. Alſo —“

„Alſo bin ich durch Ihre Umſicht und Vorſorge abermals einem wenig ſchmeichelhaften Verdachte entgangen,“ fiel Don Gian ein, indem er Windmüller die Hand reichte, die dieſer herzlich ſchüttelte.

„Ich hatte vor, Sie auf dieſe Möglichkeit vorzubereiten, lieber Marcheſe. Nun kam ſie aber in unerwarteter Weiſe zum Austrag, und ich hatte keine Zeit, ſie Ihnen auseinanderzuſetzen. Unter uns: ich habe Mahmud Bey zwar deutlich unter die Naſe gerieben, daß ich keinerlei Veranlaſſung hätte, ihm die beweisführenden Papiere zu zeigen, aber es war natürlich meine volle Abſicht, es zu tun, denn er reiſt nun, wahrſcheinlich ſchon mit dem nächſten Zuge, ſo weit überzeugt zurück, als ein Diplomat ſich überhaupt überzeugen läßt. Es iſt ein wahres Glück, daß ich nicht ausgegangen war! — Nun dieſer Zwiſchenfall erledigt iſt, können wir zur Tagesordnung übergehen: Donna Xenia iſt heute nacht abermals hier im Hauſe geſehen worden. Leider nicht von mir, ſondern von der Komteſſe Meldeck. Natürlich ſieht ſie nach ſo langer Gefangen-

schaft schlecht aus. Es müssen doch sehr, sehr dringende Gründe sein, die sie zu so langer Selbstberaubung der Freiheit zwingen, aber wir müssen das Geschäft des Suchens jetzt doch energisch und systematisch betreiben, denn was immer auch ihre Schuld ist — die Menschlichkeit fordert es ja schon, die ersichtlich schwer Geängstigte aus dieser schrecklichen Lage zu befreien."

„Wüßte man nur, wo sie sich wieder zeigen könnte, so sollte man eine Notiz so niederlegen, daß sie sie finden muß, eine Nachricht, daß sie von uns aus nichts zu fürchten hat," sagte Don Gian, von großmütigem und ehrlichem Mitgefühl bewegt.

„Da liegt der Hase im Pfeffer," meinte Windmüller nachdenklich. „Wenn wir wüßten, wo sie sich wieder zeigen könnte, dann wäre die Sache leicht genug, und wir könnten Komtesse Meldeck einweihen beziehungsweise beauftragen, oder ich könnte selbst mit ihr die Wache im Rosazimmer übernehmen. Es ist jedoch nicht zu erwarten, daß sie diesen Raum noch einmal aufsuchen wird, nun sie weiß, daß er bewohnt ist. Die einzige Chance wäre nur die, daß Donna Xenia nicht wissen kann, ob die Benützung des Zimmers eine dauernde ist, und daß sie sich vielleicht doch noch einmal hereinwagt, um möglicherweise zu ihrem zurückgelassenen Koffer zu gelangen. Inzwischen — halt! Was ist das?"

Windmüller hatte, während er sprach, den Blick nicht von der dicken Wand zwischen dem Wohn- und Schlafzimmer, dessen Tür offen stand, abgewendet und trat nun schnell auf das die Türfüllung bekleidende Paneel an der Außenwand zu.

„Es ist merkwürdig!" sagte er, es betrachtend. „Mir war's von dem Standpunkt, den ich eben noch am Tische eingenommen, als hätte ich hier an dem Ritz

etwas blitzen ſehen. Da war wohl wieder einmal der Wunſch der Vater des Gedankens —“

Halb mechaniſch zog er ſein Taſchenmeſſer hervor, klappte eine Klinge auf und fuhr damit in den Ritz, der an dem Pfoſten entlanglief, dem Auge kaum bemerkbar. Etwa in halber Höhe blieb die Klinge ſtecken — ſie hatte einen Widerſtand gefunden! Windmüller ſtieß einen leiſen Pfiff aus und begann an der Stelle, wo das Meſſer ſteckte, an der eingelegten Füllung herumzutaſten. Das Muſter der Intarſie ſchloß hier der Länge nach in einer Anzahl rautenförmiger Quadrate ab, welche die Bordüre bildeten. Dieſe verſuchte Windmüller eines nach dem anderen, indem er mit dem Finger daraufdrückte. Die zweite Raute unterhalb der Meſſerklinge wich dem Druck nach innen, und gleichzeitig löſte ſich das Paneel als eine niedrige und ſchmale, innen mit Polſterung verſehene Tür lautlos nach außen heraus und enthüllte eine ſchmale Wendeltreppe, die ſich in leiterartigen Stufen im Innenraume der Wand nach unten verlor.

„Aha!“ machte Windmüller mit blitzenden Augen, während Don Gian abwehrend die Hände mit einem lauten Ausruf in die Höhe hob. „Aha! Da hätten wir's ja vermöge einer plötzlichen Erleuchtung, die natürlich alle ſpitzfindigen Kombinationen ſchlägt. Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe — ſozuſagen allerdings nur, denn ich war nie mehr wach, als in dieſem Augenblick. Nun laſſen Sie uns ſehen, wohin wir hier gelangen. Es iſt zwar keine Kunſt, es zu ſagen, aber Praxis geht über Theorie!“

Damit zog er eine Schachtel Wachszündhölzer hervor, ſetzte eines davon in Brand und ſchlüpfte durch die Tür auf die Treppe.

„Eng! Aber die ſie benützten, hatten ſie ja auch

nicht als Paradetreppe beabsichtigt," rief er zurück und verschwand alsbald in der Schneckenwindung, während Don Gian mit atemloser Spannung oben stehen blieb und die solide Polsterung der Paneeltür betrachtete, die es ebenso natürlich wie sinnreich verhinderte, daß das Holz hohl klang.

Windmüller blieb nicht lange aus; mit etlichen verstaubten Spinnweben an den Rockärmeln erschien er sehr bald wieder oben und schloß die Tür hinter sich, was fast ohne Geräusch geschah.

„So," sagte er befriedigt, „nun wissen wir, wie Donna Xenia in Ihr Zimmer gelangt ist und warum sie das Rosazimmer mit ihrer plötzlichen Vorliebe beehrt hat. Die Treppe mündet an derselben Stelle in der Türfüllung der ersten Etage und ist mit verschiedenen Pailletten von ihrer eleganten schwarzen Toilette dekoriert, wofür sie den Staub und die Spinnweben eingeheimst hat. Die Paneeltür geht auch unten ohne Geräusch auf, denn die Scharniere sind sorgsam mitsamt der schließenden Feder frisch geölt. Nur wie man unten von außen die Tür öffnet, habe ich noch nicht ergründen können, denn ich hörte die Kammerjungfer in der Garderobe herumhantieren und wollte mich darum nicht aufhalten. Komtesse Meldeck wird mir, wenn sie wieder daheim ist, schon erlauben, meine Neugierde in dieser Sache zu befriedigen. Lehrreich, wie die Entdeckung ist, tritt sie aber vor dem Wert der Frage zurück: auf welche Weise gelangt Donna Xenia bei verschlossenen Türen in das Rosazimmer und seine Umgebung und auf welchem Wege gedachte sie mit Umgehung des Portiers das Haus zu verlassen? Hoffen wir, auch dieses Rätsel bald und gründlich zu lösen. — Hm. Sagte Ihr trefflicher Majordomo nicht, im Palazzo Terraferma ginge die Sage, daß man auf einem ge-

heimen Wege bis in das dritte Stockwerk gelangen könnte? Vielleicht gibt das gegenüberliegende Paneel dieſer Türfüllung darüber Auskunft. Laſſen Sie doch einmal ſehen! Es iſt die vierzehnte Raute, von unten gezählt, die dem Druck meines Fingers nachgab — ja! Die vierzehnte weicht auch hier dem Druck, aber ſchwerer — man hat hier nicht geölt. Da hätten wir's! Auch hier iſt eine ſolch liebliche Wendeltreppe, die ſich aber nach oben, nach dem dritten Stocke, emporwindet — es hat ſie ſeit Generationen keiner mehr betreten, nach dem unberührten Staube auf den Stufen zu urteilen. — Laſſen wir ihn auch ungeſtört ſich weiter ſammeln, denn es hat keinen Wert für uns, oben einzudringen."

Windmüller ſchloß auch dieſes Paneel, deſſen Schnappſchloß hier nicht geräuſchlos arbeitete, klopfte den Staub von ſeinem Rocke ab und nickte Don Gian zu, der mit feſtgeſchloſſenen Lippen dabei geſtanden.

„Ja," beantwortete er den Blick ſeines Gaſtes. „Ich ſchäme mich nicht, einzugeſtehen, daß dieſe Entdeckung mein eben noch erwachtes Mitleid mit meiner Schwägerin doch wieder ſtark ins Wanken gebracht hat. Sie hat natürlich dieſen Schleichweg längſt gekannt und ſich ſeiner bei ihrem Auftrag mit ihrer oft bewieſenen Geiſtesgegenwart erinnert. Die Sache war demnach wirklich ganz einfach — nur ſchade, daß mir die Gabe der Bewunderung dafür abgeht."

„Hm," machte Windmüller verſtändnisvoll. „Was ich aber ſchon gern wiſſen möchte, iſt, ob Donna Xenia ihren Auftraggebern von den Geheimniſſen dieſes Hauſes gelegentlich einmal etwas erzählt hat. Es möchte ſo ſcheinen, wenn man an die Tatarennachricht an Ihre Behörde denkt, die Sie dazu veranlaßte, Ihre Reiſe gerade in Venedig zu unterbrechen. — Es kann natürlich aber auch ſein, daß ‚man' als Terrain

für die Operation Ihr eigenes Haus, in dem Sie sich natürlich besonders sicher fühlen mußten, überhaupt als besonders zweckmäßig betrachtete — was es ja zweifellos auch durch Donna Xenias Gegenwart war, während es von Ihrer Seite als hervorragend sicher galt. Nun, sei dem, wie ihm will — eine andere Macht hat rettend für Sie und Ihr Vaterland eingegriffen. Wir aber müssen nun Donna Xenia wieder ans Tageslicht bringen und werden es, wie ich hoffe, im Laufe der nächsten Stunden auch tun."

„Es ist mir einfach unbegreiflich, wie und auf welche Weise meine Schwägerin es zuwege bringen kann, sich hier im Hause so lange zu verbergen!" rief Don Gian ungeduldig. „Es grenzt ja geradezu an das Unmögliche, und bis ich den lebendigen Beweis nicht vor mir habe, möchte ich lieber glauben, daß die Assunta von ihrer Phantasie getäuscht worden ist und Komtesse Meldeck — geträumt hat."

„Das erstere ist möglich, das letztere wäre aber doch sehr wunderbar, wenn man bedenkt, daß Komtesse Meldeck Ihre Schwägerin nie gesehen und ihr ‚Traumbild' auf der Photographie droben bei Donna Loredana wiedererkannt hat," bemerkte Windmüller.

„Auch das kann Täuschung sein. Bei der Nacht, auch wenn sie noch so hell ist, sind eines Menschen Züge in einer gewissen Entfernung nie ganz deutlich zu erkennen," widersprach Don Gian.

Windmüller raffte die Depeschen, die noch auf dem Tische lagen, zusammen und ging in sein Zimmer zurück, wo er seinen Feldzugsplan trotz Don Gians Ungläubigkeit zur Reife brachte.

* * *

Fiore Meldeck hatte eine angenehme Fahrt in Gesellschaft von Donna Loredana gemacht, die die

beiden jungen Damen einander in herzlichſter Weiſe nahe brachte, und hatte darauf im Kreiſe der Familie Terraferma und Doktor Windmüllers an dem „Lunch“ teilgenommen.

Nach beendigter Mahlzeit eilte ſie dann in ihre Wohnung hinab, leichten und frohen Herzens, glücklich und zufrieden mit dieſer ſchönen Welt im allgemeinen und dem Hauſe Terraferma im beſonderen, denn die liebe, alte Marcheſa war ſo gütig, ſo mütterlich-liebevoll zu ihr geweſen, daß es ihr ganz warm dabei geworden, Donna Loredana verhieß ihr eine ſo vielverſprechende, innige Mädchenfreundſchaft, und Don Gian — oh, Don Gian nahm einen ganz beſonderen Platz für ſich ein, einen Platz, den Fiore noch nicht ganz zu beſtimmen wußte und wagte, aber es war doch ein ſehr, ſehr hervorragender Platz in ihrem jungen Daſein, um den ſich „hangende, bangende“ und doch merkwürdig ſonnige und ſelige Zukunftsträume ſpinnen ließen.

Das leichte, frohe, halb unbewußte Glücksgefühl wich aber, kaum daß ſie das Roſazimmer durch die Garderobe betreten hatte, einer gewiſſen Gedrücktheit, die ſich in dieſem roſigen, wundervollen Raum immer auf ihr Gemüt legte.

„Es iſt der Gardenienduft, der in den ſchweren Stoffen hängen geblieben iſt, und den die friſche Luft von draußen immer noch nicht vertreiben kann,“ dachte ſie mit einem leiſen Schauer des Widerwillens. „Solange das Wetter ſchön iſt und man die Fenſter offen halten kann, geht's ja noch an — wie aber, wenn es kühl und trübe iſt und man alles ſchließen muß? Dann iſt's nicht mehr zum Aushalten, und dann kommt auch wahrſcheinlich wieder der andere, unnennbare Geruch zur Oberherrſchaft! Ich begreife wirklich nicht, wie man ſich dermaßen parfümieren kann!“

Sie holte ſich ihre Schreibmappe und ſetzte ſich damit in der Stanza del Bruſtolone an den Tiſch, um einen Brief zu ſchreiben. Aber nachdem das Datum in die rechte, obere Ecke des Briefbogens ordnungsmäßig eingetragen worden war, verfiel ſie, die Feder in der Hand, in eine Träumerei, die mit dem beabſichtigten Text des Briefes nichts zu tun hatte, und als die Tinte in der Feder trocken war, tauchte ſie dieſe wieder in das elegante kleine Reiſetintenfaß ein und zeichnete damit auf dem Löſchpapier allerlei Schnörkel und Arabesken und dann das charakteriſtiſche Profil eines Männerkopfes, das eine ſprechende Ähnlichkeit mit dem glücklichen Beſitzer der Ebenholzmöbel von der Meiſterhand des Bruſtolone trug. Denn Fiore Meldeck war eine mit ganz entſchiedenem und zweifelloſem Talent für das Porträt begabte junge Dame, und nach der Probe zu urteilen, hatte dieſes Talent auch eine ganz beträchtliche Ausbildung erhalten.

Wenn nun jemand einen Blick für die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der menſchlichen Züge hat, ſo iſt es auch ganz natürlich, daß er ſie zeichneriſch feſtzuhalten verſucht, und das Profil Don Gians mit der typiſchen Naſe der venezianiſchen Patrizier, das ſogenannte Adlerauge, das auch im Profil ſo viel von der Iris und dem bläulichen Weiß darum ſehen läßt, forderten ja geradezu einen Verſuch der Wiedergabe nach dem Gedächtnis heraus. Auch das energiſche, viereckige Kinn mit dem tiefen Spalt darin gelang ihr überraſchend, und nur der Mund wollte ſie nicht recht befriedigen, denn ſie hatte ihn mit dem feſtgeſchloſſenen Ausdruck des Ernſtes wiedergegeben, während er — namentlich, wenn er zu ihr, Fiore, redete — einen ungemein gewinnenden Ausdruck hatte.

„Wie hübſch, daß Don Gian der engliſchen Mode

der Bartloſigkeit huldigt," dachte ſie, die Zeichnung mit ſchiefem Kopf betrachtend. „Dieſe Tracht des Glattraſierten bringt doch die Züge des Geſichtes zu viel beſſerer Geltung, man ſieht den Mund des Mannes und —"

Ein Klopfen an der Tür zu dem Saale ließ ſie aus ihrer Betrachtung auffahren. Sie ſchob haſtig den Briefbogen über die Zeichnung auf dem Löſchblatt, und auf ihre Aufforderung betrat Frau v. Krähenhauſen das Zimmer.

„Ich wollte einmal nachſehen, ob Sie ſchon von droben herabgekommen ſind, liebes Kind," ſagte ſie mit ſauerſüßer Freundlichkeit. „Wenn die Herrſchaften Sie nicht von uns ausgeſondert, ſondern uns alle eingeladen hätten, ſo wäre dies höflicher geweſen, das muß ich ſchon ſagen, aber vielleicht iſt es hier ſo Sitte, und man muß Konzeſſionen machen — in Rom wie die Römer leben, wie das Sprichwort ſagt. Doch dies auszuſprechen, war nicht der Zweck meines Kommens."

„Nicht?" fragte Fiore gefaßt. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Gern," erwiderte Frau v. Krähenhauſen, und da ſie ſich beim Niederſetzen zurücklehnte, erlitt ſie von der monumentalen Schnitzerei, die die Rücklehne des Seſſels krönte, einen recht unſanften Stoß. „Wenn man dieſe Möbel mehr auf die Bequemlichkeit als auf die Zierde berechnet hätte, ſo wäre das praktiſcher geweſen," bemerkte ſie, ihren Hinterkopf befühlend, indem ſie Fiore dabei anklagend anſah. „Der Hausrat in dieſem Palaſte verdirbt einem die ganze Freude daran, die im übrigen eine recht mäßige, wenigſtens für meinen Geſchmack, iſt."

Fiore kannte dieſen grundſätzlichen Proteſt gegen alles, „was ſo ganz anders iſt wie bei uns" und hatte gelernt, ihn mit Schweigen zu beantworten.

„Aber natürlich kommt es ja darauf ganz und gar nicht an," erklärte Frau v. Krähenhausen und kam auf den eigentlichen Zweck ihres Kommens.

Man wollte eine Gondelfahrt unternehmen, um dem „Außerordentlichen" den Canale Grande gebührend vorzustellen, und setzte voraus, daß Fiore mit von der Partie sein würde.

Aber Fiore lehnte mit einer Lebhaftigkeit ab, die mehr deutlich als weise war. Sie sei müde — sie wolle das erste Beisammensein von Eltern und Sohn nicht stören — sie habe ein paar dringende Briefe zu schreiben, die noch mit der Abendpost fort müßten.

Frau v. Krähenhausen lehnte den ersteren Grund als „unnatürlich für die Jugend" schlankweg ab und protestierte warm gegen den zweiten; schließlich aber mußte sie sich mit dem dritten zufrieden geben, schluckte sichtlich nur mühsam eine Bemerkung darüber hinab, was Fiore eigentlich hätte stutzig machen müssen, und stand dann auf, um einen würdevollen Rückzug anzutreten.

Schon an der Tür angelangt, drehte sie noch einmal um, lächelte ihr sauersüßestes Lächeln, das Fiore höchst respektlos immer an eine Essigzwetschge erinnerte, und sagte mit schelmisch erhobenem Zeigefinger: „Ich möchte wirklich wissen, liebes Kind, ob Ihnen vorhin nicht die Ohren geklungen haben!"

Fiore, die sich dieses Vorgangs durchaus unbewußt war, gestand dies mit dem unbedachten Leichtsinn der Jugend offen ein.

„Aber," sagte sie verwundert, „warum sollten sie mir denn geklungen haben?"

„Sie haben eine Eroberung gemacht!" erwiderte Frau v. Krähenhausen vertraulich. „Mein Wiwigenz hat die ganze Zeit über dermaßen von Ihnen ge-

ſchwärmt, daß es mich ganz eiferſüchtig gemacht hat. Eiferſüchtig natürlich nur im beſten und edelſten Sinne, denn eine Mutter muß ja immer darauf vorbereitet ſein, das Herz ihres Sohnes einmal mit einer Fremden teilen zu müſſen, und ich bin ja ſo dankbar, daß es in dieſem Falle keine Fremde iſt —“ Sie hielt ein, um ihre Worte beſſer einwirken zu laſſen, fiel dann der auf die Attacke völlig Unvorbereiteten um den Hals und flötete in den ſüßeſten Tönen: „Ach, mein liebes, liebes Kind, es iſt der ſo ſeltene Fall der Liebe auf den erſten Blick! Solche Gefühle ſind ja immer gegenſeitige — nicht wahr?“

Fiore machte ſich ſanft, aber mit Entſchiedenheit aus der unerwarteten Umarmung los und trat einen Schritt zurück. Frau v. Krähenhauſen bitter, giftig und ſauer war keine Wonne, ſüß aber ſchien ſie ihr geradezu ungenießbar.

„Pardon, wenn ich widerſprechen muß,“ ſagte ſie. „Ich habe Ihren Herrn Sohn bisher nur wenige Minuten geſehen und kann nicht behaupten, daß dieſe entſcheidend auf mich gewirkt hätten —“

„Ah, mein Kind — ich verſtehe das. Dieſe Gefühle ſchlummern noch unbewußt in Ihrer Seele,“ behauptete Frau v. Krähenhauſen noch ſüßer als zuvor. „Ich will ja auch nicht darauf dringen, ſie eingeſtanden zu hören. Laſſen wir die Zeit ihr Werk vollenden. Wenn ein Mann von den hohen und hervorragenden Eigenſchaften des Herzens, des Charakters und des Geiſtes wie mein Sohn wählt, dann iſt er ja ſo ſicher, ſo unfehlbar ſicher, die gleichen Gefühle zu erwecken! Welch glückliches Weſen ſind Sie! Ich bin überwältigt von den Gefühlen, die Sie einem Manne, wie mein Wiwigenz einer iſt, einflößen konnten! Denken Sie an die ſtrahlende Zukunft, der Sie an der Seite dieſes Auserwählten entgegengehen, und

laſſen Sie ſich den Blick nicht trüben durch den Gedanken an andere, wie zum Beiſpiel Ihr Vetter einer iſt, von dem mein Sohn uns erzählte, daß er nur auf Geld und Gut ſieht und bekannt dafür iſt, daß er jedem Mädchen nachſtellt, von dem er vermutet, daß es vermögend ſein könnte. Er weiß ja natürlich, daß Ihre Pate Sie zur Erbin eingeſetzt hat —“

„Ich denke, gnädige Frau, wir brechen das Thema ab,“ fiel Fiore ruhig, aber mit Entſchiedenheit ein. „Ich will Sie von Ihrer Gondelfahrt nicht länger abhalten und wünſche Ihnen viel Vergnügen dazu!“

Frau v. Krähenhauſen hatte geſagt, was ſie ſagen wollte, und machte gute Miene zum böſen Spiel. „Oh, ich begreife Ihre mädchenhafte Zurückhaltung, mit der Sie Ihre Herzensangelegenheiten ſelbſt mir verſchweigen möchten,“ ſagte ſie mit bewundernswerter Selbſtüberwindung. „Ich laſſe Sie darum allein mit Ihren Mädchenträumen. Auf Wiederſehen!“

Und Fiore eine Kußhand zuwerfend, entfernte ſie ſich.

Fiores Gefühle machten ſich, als ſie allein war, zunächſt in dem klaſſiſchen Ausſpruche Luft: „Na, da ſchlägt's dreizehn!“ und dann ſank ſie auf ihren Stuhl zurück und lachte, lachte, daß ihr die hellen Tränen über das zarte Geſicht herabliefen, was nun zwar ihre „Mädchenträume“ in bezug auf den außerordentlichen Wiwigenz in ein eigentümlich und nicht gerade ſehr verheißungsvolles Licht ſetzte, dafür aber ſehr für ihren Sinn für Humor ſprach.

Sie wollte ſich dann eigentlich über dieſe Überrumplung zu ärgern anfangen, weil ſie ſich ſehr mit Recht ſagte, daß Frau v. Krähenhauſen ſie doch eigentlich für weſentlich törichter halten mußte, als ſie tatſächlich war, aber dazu kam ſie nicht recht, weil die Komik der

Sache die Oberhand behielt — was wiederum ſehr für ihre geiſtigen Fähigkeiten ſprach, beſonders, da ſie ohne weiteres ihren Vormund wie ſeinen Sohn von der Mitwiſſerſchaft an dieſer Attacke freiſprach.

„Es fällt ihnen ja gar nicht ein, dazu geraten zu haben," dachte ſie, ſich die Augen trocknend. „Das war ein Staatsſtreich, den Mutter ‚Wenn' ganz allein ausgeheckt hat. Der außerordentliche Wiwi hat mir einen ganz anſtändigen und vernünftigen Eindruck gemacht — was aber doch noch lange nicht hinreicht, um ihn zu heiraten. Mutter ‚Wenn' als Schwiegermutter — das müßte kein übles Vergnügen ſein. Ich danke beſtens!"

Durch dieſes Erlebnis war ihr aber alle Luſt zum Briefſchreiben vergangen. Es iſt wahr, ſie hätte den Brief eigentlich ſchreiben müſſen, aber ſie konnte ihre Gedanken auf den trockenen, geſchäftlichen Inhalt nicht lenken und ſah ſich nach einer anderen Beſchäftigung um.

Ein vorgenommenes Buch verfehlte gleichfalls ſie zu feſſeln, und ſich ihres Verſprechens an Doktor Windmüller erinnernd, trat ſie an das Paneel der Türfüllung zwiſchen der Stanza del Bruſtolone und dem Roſazimmer, dem der Genannte heute früh ſeine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und ahnungslos, daß er bereits den Weg durch dieſen Zugang gefunden, begann ſie ihrerſeits das ſchon ſo oft verſuchte, fruchtloſe Geſchäft des Anklopfens. Sie tat das ſehr vorſichtig, um ſowohl die reizende Malerei der Füllung als auch die geſchnitzten und vergoldeten Ornamente darum nicht zu beſchädigen.

Die Füllung war hier in zwei oblonge Felder eingeteilt, deren Rahmen ſchlanke Stäbe bildeten, die in den entſprechenden vier Ecken in graziöſem Muſchel-

und Gitterwerk ausliefen, an den Längsſeiten aber durch zierliche, an Schleifen hängende Fruchtkörbe unterbrochen wurden, deren leichte, kunſtvolle Ausführung ſchon oft ihre Bewunderung erregt hatte. Sie legte auf das rechts von ihr befindliche Körbchen die ſchlanken Finger — die Schnitzerei war ſo plaſtiſch, daß man meinen konnte, das niedliche Ding hinge wirklich angeknüpft an der Leiſte und man brauchte es nur abzuheben, um es in den Händen halten zu können.

Aber was war das? Mit einer unwillkürlichen Bewegung hatte Fiore das Ornament nach links geſchoben, tatſächlich geſchoben, und dabei löſte ſich das Paneel an dem vorſtehenden Türrahmen los und öffnete ſich lautlos ein wenig wie eine aufgegangene Tür in der halben Höhe des Rahmens, in der die teilende Leiſte den oberen Rand maskiert hatte!

Mit einem leiſen Ausruf der Überraſchung machte Fiore die ſo zufällig entdeckte, innen gepolſterte Tür ein wenig weiter auf und erblickte die Wendeltreppe, die Windmüller heute früh ſchon hinabgeſtiegen war.

„So hat die Maus dem Löwen doch geholfen," flüſterte ſie vor ſich hin, ahnungslos, daß die Entdeckung ſchon gemacht war. Und nun kam die Neugierde über ſie, wohin dieſe Treppe wohl führen mochte, und die unwiderſtehliche Luſt, die Entdeckungsreiſe darauf anzutreten. Ob die Stufen wohl ſicher waren? Doch — ſie ſahen ganz ſolid aus, wenn ſchon ſehr ſchmal und recht ſtaubig. Finſter war's auch in dem engen Raum, aber dagegen gab's ja ein Mittel.

Ohne weiter zu zögern und zu überlegen, zündete Fiore die Kerze auf ihrem Nachttiſch an, und mit der begeiſterten Verſicherung, daß „ſolch ein alter, geheimnisvoller Palaſt doch geradezu wonnig romantiſch" ſei, fing ſie an, die Wendeltreppe emporzuſteigen. Sie kam

ihr endlos vor, und ihrer Berechnung nach mußte sie mindestens in dem Speicher des Hauses, wenn nicht gar auf dem Dache münden, und dann stand sie nach der letzten Windung plötzlich vor einer gleichfalls gepolsterten Tür, deren hier ganz offenkundiger Riegel sich federleicht öffnen ließ. Sie schob den Riegel im Feuer ihres Entdeckungseifers unbedenklich zurück und — stand Auge in Auge vor Don Gian, der gerade aus einem seiner Zimmer ins andere gehen wollte.

„Fiore!“ rief er in der ersten Überraschung höchst inkorrekt, aber — wovon das Herz voll ist, davon strömt der Mund über.

Fiore selbst aber war so überrascht, daß sie das gar nicht beachtete. „Himmlischer Vater — wo bin ich denn da hingeraten?“ fragte sie halb lachend, halb entsetzt über diese plötzliche Begegnung.

„Oh — das ist — gewissermaßen meine Wohnung,“ belehrte er sie.

„Ihre Wohnung!“ wiederholte sie erschreckt. „Ja, ums Himmels willen, was müssen Sie von mir denken! Ich fand nämlich zufällig in der dicken Wand unten bei mir eine Tür in der Füllung zum Rosazimmer und diese Treppe da — und da faßte mich die Neugier, zu sehen, wohin sie führt. Aber Sie müssen nicht denken, daß ich — daß ich hier herumspionieren wollte — o Gott, mir ist es ja so schrecklich, hier bei Ihnen eingedrungen zu sein! Verzeihen Sie mir, bitte — ich trete natürlich sofort meinen Rückzug an. — Das ist ja eine ganz gräßliche Sache, die ich da zuwege gebracht habe!“

Es ist nicht zu verwundern, daß Fiore in ihrer sehr natürlichen Verwirrung und wirklichen Bestürzung über ihr unbeabsichtigtes Erscheinen in diesen Räumen in ihrer Hast die erste Stufe der ohnehin schmalen Wendel-

treppe verfehlte und fast gestürzt wäre. Es ist noch weniger verwunderlich, daß Don Gian, die Gefahr sehend, Fiore auffing und sie damit vor einem schmerzlichen Unglücksfall bewahrte. Das hätte an seiner Stelle natürlich ein jeder getan, der auch nur einen Funken von Geistesgegenwart und Menschlichkeit besaß; nach seiner Unterhaltung aber, die er am Morgen dieses Tages mit seiner Großmutter hatte, kann es jedoch auch keinen Menschen von Einsicht wundern, daß er Fiore nicht gleich wieder losließ, nachdem er den drohenden Sturz aufgehalten. Der Raum war eng, sehr eng sogar, die Lage eine entschieden unbequeme auf der leiterartigen Wendeltreppe, aber die Gelegenheit war äußerst günstig, und wer sie unbenützt vorübergehen ließe, wäre ein Tor, der das Salz auf seinem Brot nicht verdient.

Man konnte nun von Don Gian nicht eben behaupten, daß er ein Genie war — ein Tor aber war er sicher nicht, das hätte sein bitterster Feind ihm nicht vorwerfen können. Und er bewies es in dieser Stunde zwischen der bewußten dicken Mauer der Ca' Terraferma. Nicht, daß er bei dieser Gelegenheit gerade originell gewesen wäre; er sagte eigentlich nichts weiter als nur immer und immer wieder: „Fiore! Oh, Fiore — liebe, süße, süße Fiore!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Suganertale.

Von Artur Achleitner.

Mit 22 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Das Suganertal (Val sugana) besitzt seit einigen Jahren eine Eisenbahnlinie, die als Verbindung der Städte Trient und Venedig eine Bedeutung erlangt hat, die zuerst wohl niemand ahnte.

Sieht man im sauberen Bahnhof Trient den „Treno diretto“ abfahrtbereit nach Venedig stehen, drei Personenwagen und einen Dienstwagen, so muß zunächst der Spottkitzel niedergekämpft und dann der Vorsicht wegen gefragt werden, ob dieses „Zügle“ wirklich und wahrhaftig der direkte Schnellzug Levico—Venedig ist. Die Frage wird aber in beiden Landessprachen bejaht.

Eine große Maschine schleppt keuchend die vier Wagen aufwärts, im weiten Bogen um die schön gelegene Konzilsstadt Trient und durch die Schlucht des Fersenbaches. Haltestellen, wie zum Beispiel Ponte alto, bringen den Charakter der Strecke zum Ausdruck: tief unten der im Sommer fast wasserleere Wildbach, hoch über ihm eine Brücke, noch höher der Schienenstrang; zerklüftete Felsen, üppiges Immergrün des Südens, stellenweise sogar Wald. Die Steigung ist so groß, daß der Reisende jetzt die Kleinheit des „Schnellzuges“ begreift; mehr als drei gutbesetzte Personenwagen könnte eine einzige Lokomotive nicht auf diese Höhe schleppen.

Sobald die Höhe erreicht ist, gelangt man in ein weitgeöffnetes, von sanften Kuppen mit herrlichen Kastanienwäldern umrandetes Tal, in dessen Hintergrunde die stolzen Zinnen und Zacken des majestätischen Brentastockes aufragen. Prächtige Wiesen ringsum, Matten so grün und herrlich wie in der Steiermark, an den Hängen Lärchen duftig und fein. Und dann schmächtige Baumstämmchen, die ihre kahlen Äste und Zweige wie verzweifelt gen Himmel strecken, und Maulbeerbäumchen, die ihres Laubschmuckes beraubt wurden, da sie ihre Blätter zur Nahrung der Seidenwürmer hergeben mußten. Die Bauern dieser Breiten sehen ja nur zweimal im Jahre etliches Geld, wenn sie die Gespinste ihrer Seidenwürmer und im Herbst, wenn sie den Wein verkaufen können. Das letzte Blättchen wird dem Maulbeerbaum genommen. Und das Bäumchen ist so freundlich, etliche Wochen später nochmals Blätter zu treiben.

Südlich Land die Sugana, südlich und anders die Verhältnisse, südlich Land und Leute. Und schön, eigenartig schön.

In munterem Fahrtempo erreicht der Zug das reizvoll gelegene, sprachlich rein italienische Städtchen Pergine, beschirmt von der auf stattlichem Hügel thronenden Burg Persen, die häufig die „Wartburg" Südtirols genannt wird.

Vor etwa hundert Jahren soll hier das Deutsche noch Volkssprache gewesen sein. Heute gibt es unter den mehr als 4000 Einwohnern des malerischen Städtchens Pergine kaum 200 ortsansässige Deutsche.

Pergine mit gutgeführten Gasthäusern ist ein überaus günstiges, doch wenig benütztes Standquartier für Wanderungen auf das Hochland von Pinè-Montagnaga, für Übergänge in das Fersental, dessen eine Talseite

rein deutsch, die andere ganz italienisch bevölkert ist, in das Zimmerstal und Fleimstal. Soviel über Verpflegung in Orten mit rein italienischer Verkehrssprache geschimpft wird, Pergine ist eine Stätte, wo

Ing. Rolf Geyling.

Pergine, Straße mit Kirchturm.

man auch in den italienischen Gasthäusern sehr gut ißt und guten Wein bekommt.

Das hübsche Städtchen beherbergt auch Militär, darunter eine Eskadron berittener Landesschützen, die der tirolische Volkswitz „Gletscherhusaren" nennt. Früher dienten nur Tiroler bei dieser Truppe; da aber die Gefürstete Grafschaft nicht genügend eingeborene Ka-

valleriſten lieferte, ſah ſich die Militärverwaltung genötigt, zur Vervollſtändigung des Mannſchaftsſtandes bei den berittenen tiroliſchen Landesſchützen Soldaten auch aus anderen Kontingenten der Landwehrkavallerie einzuſtellen. Daher erlebt man beiſpielsweiſe im ſprachlich rein italieniſchen Pergine die Überraſchung, daß

Ing. Rolf Geyling.

Pergine, Platzpartie.

ein Teil der berittenen tiroliſchen Landesſchützen — Kroatiſch ſpricht.

Das uralte, verfallene Kaſtell Pergine war Eigentum der fürſtbiſchöflichen Kurie von Trient und wurde vor etlichen Jahren an eine deutſche Geſellſchaft m. b. H. verkauft, die ein Sanatorium errichten wollte. Aus

den Ruinen der Burg erblühte neues Leben in Gestalt eines Hotels mit national-apartem Betrieb. Der Aus-

Gebr. Bädrendt, Meran.

Burg Persen, von Südosten.

blick von der Burg ist geradezu wundervoll und der Aufenthalt frei von allen nationalen Reibungen. Und in den Sälen der Burg Persen sitzt es sich bei guter

Verpflegung prächtig. Die Mitglieder dieſer Burggeſellſchaft haben ſich ihre Wohnzimmer nach eigenem Geſchmack, meiſt im Stile des Mittelalters, eingerichtet und ſehenswerte Räume geſchaffen. Ein kleiner Trakt enthält Fremdenzimmer mit moderner Hoteleinrichtung, gut und verhältnismäßig ſogar billig, ſo daß allen Anſprüchen Genüge geleiſtet wird.

Unweit der alten Heer- und Handelsſtraße, die Venedig mit Trient verband, rattert der Zug weiter zum See von Caldonazzo, den Ludwig Steub das „leuchtende Auge“ dieſer ſchönen Landſchaft nannte. Die Umrahmung lockt ganz merkwürdig zu Beſuch und Studium. Es wimmelt in dieſer ſüdlichen Bergwelt von hiſtoriſchen Rätſeln, die noch nicht gelöſt ſind. Viele Behauptungen und keine Beweiſe dafür, daß einſt Langobarden und ſogar Kimbern in dieſen Gegenden wohnten. Nicht zu vergeſſen der Kelten, Teutonen, Tiguriner, Goten und Hunnen, die alle hintereinander oder gar zu gleicher Zeit ausgerechnet das Gebiet der Leſſiniſchen Alpen bevölkert haben, wenn die unbewieſenen Theſen richtig ſind.

Modern „teutoniſch“ iſt die von der Burg-Perſen-Geſellſchaft ins Leben gerufene Siedlung St. Chriſtof am See von Caldonazzo, ein Hotel im allerneueſten Münchener Stil, mit Badeanſtalt uſw. Ringsum ſind Villen wie Pilze nach warmem Regen entſtanden, darunter die Villa des ehemaligen deutſchen Gouverneurs von Kiautſchou. Dem Admiral aus dem fernen Oſten gefiel es am Geſtade von Caldonazzo gelegentlich einer Bummelfahrt durch das Suganertal ſo gut, daß er ſich ein Häuschen baute und nun hier die Tage des Alters verbringt. Sonſt iſt die junge Siedlung St. Chriſtof das Rendezvous der Offiziere aus benachbarten Garniſonen zur Ausnützung der bequemen, leicht erreichbaren

Badegelegenheit. Überraſchend ſchnell erreicht der Zug dann Levico, den berühmten Bade- und Kurort, die wichtigſte Stätte des Suganertales.

Klein und niedlich iſt der Miniaturbahnhof, in dem nach Ankunft des Zuges alsbald ein Gewimmel haſten-

Ing. Rolf Gerling.

Burg Perſen, Kaiſerſaal.

der, zaghafter oder auch zeternder Damen entſteht, die ihr großes Gepäck, Kofferungetüme und rieſige Hutſchachteln haben wollen und auf die Hotelomnibuſſe zuſteuern. Levico iſt das Damenbad von großem, internationalem Ruf, Hilfsſtation für Frauenleiden.

Faſt Tag für Tag verläßt ein Schwarm eleganter

Damen den Schnellzug, der von Levico nahezu leer weiterdampft. Weltstädtisch glatt und rasch vollzieht sich die Unterbringung der Reisenden und Koffer in den riesigen Hotelwagen. Alles ist vorausbestellt, vereinbart, deshalb die verblüffend flinke Abfertigung.

Levicos Heilquellen wurden entdeckt von — Hunden! Wie die Thermen von Gastein einstmals von einem „gichtischen" Hirsch! In seinem Buche „Herbsttage in Tirol" schrieb Ludwig Steub witzig und sarkastisch, daß Jagdhunde die Heilquellen entdeckten und meist dann benützten, wenn die p. t. Hunde unter — Melancholie, Kongestionen, Nervenbeschwerden und Magenstörungen litten und sich von diesen Leiden befreien wollten. Mit diesem beißenden Witz wollte Ludwig Steub sticheln auf die Mediziner vor hundert Jahren, auf die Ärzte, die den Gebrauch der Heilquellen verboten hatten. Steubs bissige Bemerkung griff später der Spottkünstler Hermann Bahr auf, der gelegentlich eines Besuches von Levico (1908) schrieb: „Die Menschen mieden die Quellen, hielten das Natürliche für Teufelswerk. Aber die Hunde, die offenbar heidnisch geblieben waren, sah man, wenn sie sich irgend im Gemüt oder an der Haut gejuckt fühlten, flugs nach dem Berge (hinauf nach Vetriolo) rennen, um sich in der Höhle dort abzuwaschen. Allgemach entschlossen sich dann auch etliche Menschen dazu, die erfahren haben mochten, daß der Mensch gut tut, seinem Hunde mehr als dem eigenen Verstand zu trauen. Sie hatten es nicht zu bereuen, auch sie genasen von allerhand Jucken; die Kunde ging herum, und so fing dort gar bald ein lustiges ‚Bauernbadl' an, wie mit solchen Tirol noch heute in vielen Tälern gesegnet ist."

Aus einem wahrhaft prachtvollen Park grüßt das

hoch thronende neue Kurhaus, ein eleganter, vornehmer Bau, freundlich entgegen.

Das andere alte Kurhaus, seit seiner Renovierung behaglich und gediegen, steht am Westende des Städtchens, hübsch im Grünen, göttlich ruhig. Hier ist's still

Ing. Rolf Geyling.

Burg Persen, Halle.

sogar an Sonntagen, denn jeglicher Zungenlärm südlich lebhafter Städter endet am Bache, der das Kurhaus nebst etlichen Hotels vom eigentlichen Städtchen trennt. Dieses im Sommer fadendünne Wässerlein scheidet, seine Überbrückung verbindet die distinguierte Welt des Kurpublikums und die Levitaner, die man

ja nicht nach der malerischen Verwahrlosung ihrer Häuser — soweit es sich um Bauern oder Winzer handelt — beurteilen darf. Auch nicht nach der ärmlich dunklen Kleidung der Weiber, die altem Brauch zufolge das Wasser vom Brunnen in kupfernen Eimern an Stangen auf der Schulter heimtragen. Was nach Armut oder doch Dürftigkeit aussieht, ist nur italienische Sorglosigkeit, uralter, südlicher Brauch, eine im Hinblick auf das elegante und verwöhnte Kurpublikum scharf auffallende Genügsamkeit. Levico ist nämlich durchaus nicht arm, besitzt eine goldene Eier legende Henne in Gestalt der weltbekannten Heilquellen (Arsen und Eisen) hoch oben in Vetriolo, nennt Alpgründe und große Wälder sein eigen und zieht daraus klingenden Nutzen. Lachen können die Levikaner, sich ihres sehr respektablen Eigentums freuen und recht vergnügt in die Zukunft blicken. Nur einer lachte vor vielen Jahren nicht, jener Bauer, der in Vetriolo den Streifen Wald mit den Heilquellen für — tausend Gulden an die Stadtgemeinde verkaufte und erst hinterdrein merkte, was er weggegeben hatte in ahnungsloser Einfalt. Der Magistrat von Levico mag sich diebisch gefreut haben, denn die Vorteile sprangen schon damals in die Augen. Aber zur Ausnützung dieses Geschäftes fehlte der Weitblick, vor allem das Betriebskapital, der Wagemut. Derlei Mängel konnten freilich den Levikanern um so weniger verübelt werden, als damals sogar die Wissenschaft einen Mangel an Intelligenz aufwies. Der Amtsarzt von Trient analysierte das Wasser der Heilquellen und entdeckte neben Kupfer und Eisen wahrhaftiges Arsenik, einen Bestandteil, der Anno 1816 nur als gefährliches, menschenfeindliches Gift angesprochen werden konnte. Der Arzt als Amtsperson verbot also den Konsum des Wassers, die Kreishauptmannschaft

tat das ihre und verfügte die Schließung der Kur- und Badeanstalt. Die Levikaner ließen die Ohren hängen und seufzten italienisch. Zum Glück befanden sich Leute als Kurgäste in Vetriolo, der damals alleinigen Stätte des Kurbetriebes, lebhafte und energische Menschen

Phot. Gebr. Bährendt, Meran.

S. Cristoforo am Caldonazzosee.

mit wenig Respekt vor dem Trientiner Amtsweisen. Diese Kurgäste rissen die Levikaner wie die Bevölkerung des Suganertales in den Strudel der Entrüstung; es kam zu einem sehr anerkennenswerten Protestspektakel. Die Folge war, daß der Amtsschimmel krebste, die Wissenschaft mit fabelhafter Eile „umsattelte“, im Jahre

1817 „entdeckte“, daß das Gift Arsen bei „entsprechender“ Anwendung kein Gift, sondern ein Heilmittel, also zu „erlauben“ sei. Weil aber der Amtsschimmel wie überall trotz der größten Blamage dennoch Recht behalten will und muß, wurde amtlich verfügt, daß die Kuren nur unter ärztlicher Aufsicht stattfinden, Bäder nur nach ärztlicher Vorschrift gegeben werden durften. Der Amtszopf von Anno 1817 wuchs sich seither zu einer Annehmlichkeit für die Kurärzte aus. Und für das Badepublikum wurde die kindlich naive Verfügung insofern eine Wohltat, als der zuweilen leichtfertige, gesundheitsgefährliche und kontrollose Bädergebrauch ein Ende nahm und überdies die Gefahr, daß Personen mit ansteckenden Krankheiten die Bäder gebrauchen, hintangehalten wurde und wird.

Immer ergiebiger wurde der Segen der Heilquellen, besonders nachdem die Gemeinde im Jahre 1860 die Quellen von Vetriolo und Levico zu Tale geleitet und die Ausnützung der Quellen einer einheimischen Aktiengesellschaft übertragen hatte. Aus aller Welt kamen Kränkliche und Kranke, die in Levico gesund werden wollten und wurden. Das alte Kurhaus und ein später hinzugekommenes privates Hotel konnten die vielen Gäste nicht mehr fassen und sich auch nicht auf der Höhe der wachsenden Ansprüche halten. Zu Neubauten aber hatte der Magistrat weder Geld noch Mut. Auch der tirolische Landesausschuß nicht. In ganz Österreich kam, wie Hermann Bahr spottet, niemand auf den so einfachen Gedanken, in Levico ein gutes Werk zu tun und durch Geldhergabe zugleich ein gutes Geschäft zu machen. Auf den einfachen und praktischen Gedanken kam erst ein Berliner Konsortium, das mit der Stadtgemeinde Levico einen langfristigen Pachtvertrag abschloß und in großzügiger Weise mehrere Millionen investierte.

Wahrlich Großartiges an Bauten von eleganten Kurhäusern, herrlichen Parkanlagen, Kunststraßen, Bädern usw. wurde geschaffen; aus dem „Bauernbadl“ ward ein Kurort von internationaler Bedeutung, ein Bad von Weltruf. Denn so viele Quellen mit Eisen-

Gebr. Läbrendt, Meran.

Caldonazzosee, Blick auf S. Cristoforo.

gehalt es gibt, nur das Starkwasser von Levico hat neben dem höchsten Eisengehalt aller bekannten Quellen dazu noch reichlich Arsen, ist also konkurrenzlos in Europa.

Auf Schritt und Tritt ist das großzügige Wirken der Heilquellengesellschaft zu spüren, und die Kapitalanlage von drei Millionen verzinst sich gut. Das weiß auch der Magistrat von Levico. Im Jahre 1940 wird wohl

eine heiße Schlacht wegen Erneuerung des Pachtvertrages unter gesteigerten Ansprüchen seitens der quellenbesitzenden Stadt geschlagen werden.

Heute bietet die Gesellschaft mit ihren prächtigen Etablissements, mit den anerkannt vorzüglichen und gewissenhaften Kurärzten die unbedingte Gewähr dafür, daß sich Reichsdeutsche voll Vertrauen und unbedenklich in Levico niederlassen dürfen. Diese Gewähr hat um so größere Bedeutung, als die Kurgäste überwiegend Frauen und Mädchen aus Deutschland sind. Selbstverständlich kommen auch Gäste aus Österreich-Ungarn, aus dem nahen Italien, aus England, Frankreich, Rußland usw. Prinzessinnen aus Bayern, Preußen, russische Großfürstinnen, Damen des reichsdeutschen und österreichischen Hochadels findet man in den Kurlisten von Levico sehr oft.

Die größte Sehenswürdigkeit von Levico sind selbstverständlich die Quellen in Vetriolo. An tausend Meter über dem hübschen Städtchen, im Bergwalde, tief im Berginnern befinden sich die weltberühmten Heilquellen. Insbesondere die Starkquelle ist das natürliche Auslaugungsprodukt der mächtigen Pyritlager, die jahrhundertelang bergmännisch industriell zur Eisenvitriolgewinnung ausgenützt wurden. Als zu Ende des 18. Jahrhunderts Holzmangel diesen Industriebetrieb unmöglich machte, wurde die Quelle therapeutischen Zwecken freigegeben.

Durch einen ausgemauerten, 2 Meter hohen und 1 Meter breiten Stollen, der in mehreren Ausbuchtungen die Reste alter, einst bergmännisch betriebener, dann aber eingegangener Seitenstollen zeigt, wandert man auf Brettern wohl 140 Meter hinein in Bergesnacht; der Pilger, eingehüllt in einen Leinenkittel mit Kapuze und mit einem Grubenlicht in der Hand, geführt

vom Quellenwächter. Kühl und feucht ist der Bergesodem, Nacht und Finsternis ringsum, geheimnisvolles Raunen dazu — der Gang zum Hades, bis der Stollen endet und in einer Grotte die Starkquelle in zwei Adern aus dem Felsen tritt, still und bescheiden, nicht

Pasquali, Levico.

Levico, von S. Biagio.

brausend, nicht anmaßend. Ein schwaches Quellengemurmel nur ist zu vernehmen. Und doch geht das Naß dieser Äderchen durch die ganze Welt!

Graugrün das Gestein, aus dem die Heilquelle so dünn kommt, daß der Beschauer glaubt, das Versiegen abwarten zu können. Ein gewaltiger Irrtum ist aber dieser Glaube, denn die dünne Starkquelle hat

bei völlig gleichbleibender Konzentration eine Ergiebigkeit von 10 bis 25 Litern in der Minute! Und dieser Segen quillt seit Jahrhunderten aus dem Gestein, ohne Unterbrechung. Die Äderchen fließen in ein Tonbecken, aus dem jener Teil der Starkquelle genommen wird, der in Flaschen abgefüllt und zu Trinkkuren verwendet wird. Der Überschuß, ferner die Quellader aus dem ersten Schachte und die zahlreichen Kapillarzuflüsse im inneren Drittel des Hauptstollens sammeln sich auf dem Boden des Stollens unter den Brettern (daher das Raunen), werden am äußeren Ende des inneren Drittels durch einen kleinen Zementdamm gestaut und von da in einem Rohr zum Stollenausgang geleitet, wo sich eine Art Brunnen befindet. So frisch ist das in daumendickem Strahl ausfließende Wasser hier, daß das Glas anläuft. Hell und klar ist das kostbare Naß, säuerlich, fast bitter schmeckend: arsenhaltiges Eisensulfat, das stärkste aller Eisenwasser Europas!

Beinahe ehrfürchtig schlürft man dieses weltbekannte Naß, so nahe dem Ursprung. Millionen Menschen trinken es und gewinnen die Gesundheit wieder; kaum etliche hundert standen je an der Quelle.

Zu Wagen auf der von der Heilquellengesellschaft mit großem Kostenaufwand erbauten Kunststraße von Levico nach Vetriolo ist der Quellenbesuch sehr erleichtert, sicher die größte Sehenswürdigkeit von Levico und des schönen Suganertales.

Wer das Großartige des Tales so recht sehen will, muß von Levico beziehungsweise Caldonazzo aus in das durch seine Steilstürze imponierend wirkende Centatal auf der bewundernswerten Kunststraße hinauf zum Hochplateau von Lavarone (Lafraun) wandern oder fahren. Mit vollem Recht empfiehlt der vom Chefarzt Dr. Liernberger meisterhaft verfaßte „Levicoführer“

unter den zweihundertfünfzig Ausflügen ab Levico den Besuch von Lavarone und Lusern als den lohnendsten und interessantesten.

In Südtirol weiß jedermann, daß das Hochgebiet von Lavarone vorzügliches Material von Bausteinen

Pasquali, Levico.

Neues Kurhaus in Levico.

hat, und daß die Bewohner dieser 1170 Meter hoch gelegenen Gegend als vortreffliche Steinarbeiter gesucht sind. Den glänzendsten Befähigungsnachweis haben die Lafrauner vor aller Welt dadurch erbracht, daß sie die wahrhaft großartige, den Felsen mühsam abgerungene Kunststraße mit eigenen Händen und noch dazu aus eigenen Mitteln musterhaft erbaut haben, um

eine Verbindung ihrer weltabgelegenen Heimat mit dem Suganertale zu erlangen. Für jene Zeit, die moderne Hilfsmittel, wie Bohrmaschinen mit elektrischem Antrieb usw., noch nicht kannte, bedeutet die Erbauung

Filippini, Rovereto.

Levico, altes Kurhaus.

dieser Kunststraße in zahllosen Windungen an den Westwänden des Cimone, mit zwei Tunnels, mit einer Steigung von rund 600 Metern, eine grandiose Leistung, die nicht etwa unter Oberleitung eines geschulten und erfahrenen Ingenieurs, sondern unter Führung eines schlichten Steinbaumeisters aus Lavarone bewältigt wurde. Noch dazu mit bescheidenen Geldmitteln, da die Gemeinde Lavarone allein für die Baukosten auf-

kommen mußte. Es hieß ſparen, und wegen der beſchränkten Mittel konnte die Straße nur ſchmal gebaut

Pasquali. Levico.

Levico, Hof eines Bauernhauſes.

werden. Dennoch iſt ſie ein Bauwerk, das ſich den neueſten Kunſtſtraßen in Tirol ebenbürtig zur Seite ſtellen darf. Für Automobile iſt ſie wegen ihrer

Schmalheit und ſtarken Steigung freilich nicht benützbar.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Centatales hat die Militärverwaltung unter Aufwendung ſehr bedeutender Mittel eine hochmoderne Straße behufs Verbindung Trients mit den Hochplateaus von Lavarone und Folgaria ſowie mit Calliano, die ſogenannte Friccaſtraße, erbaut, die ſtrategiſchen Zwecken dient und ſelbſtverſtändlich den allergrößten Anſprüchen für Benützbarkeit entſpricht. Der Gegenſatz zwiſchen dieſen beiden Straßenbauten allein iſt eine Sehenswürdigkeit allererſten Ranges; am Cimone die Arbeit von Bauernhänden, die Schöpfung gebirgleriſch beſcheidener Intelligenz mit wenig Geld und gutem Willen; an der Fricca ein hochmodernes Bauwerk mit dem Aufwand von mehr als einer halben Million, eine ebenſo praktiſche wie elegante Kunſtſtraße, auf die die Ingenieure ſtolz ſein dürfen.

Auf der alten Straße hinauf nach Lafraun ſteht 828 Meter hoch ein kleines Zoll- und Wirtshaus, wie ein Schwalbenneſt an den Felſen geklebt, der Albergo alla stanga. Eine köſtliche Epiſode hat ſich vor etlichen Jahren in dieſem Felſenneſt abgeſpielt. Pilgerte da eine deutſche Schriftſtellerin mit viel Gemüt und geringen Kenntniſſen der welſchen Sprache empor zum Mauthäuschen und fand es hochpoetiſch und entzückend, daß die Italiener dieſes Haus „alla stanca“, Geſthaus „zur Müden“, nennen. Müde war die Schriftſtellerin bereits, ſie bezog die Benennung des Häuschens auf ihre Perſon und ſchrieb über dieſe Hausbenennung „zur Müden“ eine ſchwärmeriſche Epiſtel, die den Italienern, ſoweit ſie Deutſch leſen konnten, eine große Freude bereitete. Der ſchwärmeriſchen Dichterin iſt nur eine kleine Verwechſlung dabei unterlaufen, das Häuschen

heißt nämlich nicht „alla stanca“ (stanco, stanca=müde, sondern „alla stanga“ (stanga = Schlagbaum, Zollschranke, Wegmaut), also Gasthaus zur Wegmaut (Zoll-

Jug. Rolf Leipzig.

Levico, Bauernhäuser.

haus)! Mit der Gaststätte zur „müden Wanderin“ ist es demnach nichts.

Schier bei jeder Straßenkehre bieten sich neue, fesselnde Reize alpiner Schönheit. Erschütternd ist der Blick in die gähnende Tiefe zur Bachsohle des wildzerrissenen Centatales. Gleitet der Blick hinüber zum ziemlich hochgelegenen Dorfe Centa, so fühlt sich das

Auge erquickt vom Grün der Kaſtanienwälder. Nicht Haine, nein Wälder echter Kaſtanien, alter mächtiger Baumrieſen, ſtehen dort auf dem Schieferboden. Subtropiſche Vegetation unten im Suganertale, üppig ent-

Ing. Rolf Geyling.

Levico, Friedhof.

wickelt ſchon im Mai, etwa 600 Meter höher findet man noch um Mitte Juni nordiſche Lenzespracht mit zauberiſch ſchönem Blütenreichtum. Auf dem welligen Plateau von Lavarone (1171 Meter) gibt es erſtaunlich ſaftige Almwieſen, herrlichen Hochwald, vergleichbar mit dem bayriſchen oder ſteiriſchen Hochland, darüber die lachende Sonne Italiens, das tiefblaue welſche Firmament.

Eine eigenartige Welt von ungeahnter Schönheit des Nordens und Südens zugleich umschließen die Hochplateaus der Lessinischen Alpen: Lavarone, Folgeria und Lusern. Es fehlt hier die Wucht der Dolomiten, der Eisriesen und Kolosse der Zentralalpen oder Tauern, die bis zum Gipfel begrünten Berge erreichen kaum 2000 Meter; dennoch wirkt dieses Gebiet bezaubernd

Pasquali, Levico.

Levico, Piazza Parrochiale.

mit sozusagen schlichten Mitteln: mit zwei Farben, Grün und Blau und mit märchenhaften Tiefblicken in wildromantische Grenztäler, die schlangengleich durchzogen sind von gelben, windungsreichen Kunststraßen auf

österreichisch-tirolischem Boden wie drüben auf italienischem Grund.

Über nördliche Alpengebiete lacht an klaren Tagen ja gewiß auch die liebe Sonne, ein sanftes, harmloses

Pasquali, Levico.

Levicosee von Westen.

Lachen, gütig, mild und keusch. Auf Lavarone, noch höher auf Lusern, der letzten deutschen Sprachinsel im Süden, lacht Helios glühend, der Sonne brennende Liebe wirkt ungestüm und blasenziehend. Man ist infolge der Höhenlage zu nahe dem Weltlicht und Firmament, der Glückseligkeit. Daher der wonnetrunkene

Wanderer ſich in einen lichtgierigen Falter verwandelt, der ſich die Flügel verbrennt. Nicht die Spur von ewigem Eis iſt vorhanden, dennoch etwas wie Gletſcherbrand auf den Hautſtellen, die Helios erreichen und beſtrahlen kann.

Der Hauptort des welligen Plateaus von Lavarone liegt auf einem kleinen Hügel und heißt, weil er im

Pasquali, Levico.

Lavaroneſtraße, Albergo alla stanga.

Beſitz der Pfarrkirche iſt, Chieſa. Die anderen Ortſchaften liegen weit verſtreut auf der Hochebene und ſind wohl völlig italianiſiert.

Wo das unvergleichlich ſatte Grün der Wieſen von

grauem Gestein, ähnlich gewaltigen Steinbrüchen, unterbrochen ist, steckt ein Grenzfort in den nackten Felsen, harmlos aussehend, kaum erkennbar. Graue Forts, die ganze österreichische Grenze hier gespickt mit solchen Verteidigungsstellen. Grün und weil älter noch weniger

Pasquali, Levico.

Lavaronestraße, Blick auf Centa.

erkennbar dem Zwecke nach, raffiniert eingebaut, mit Rasen gedeckt die italienischen Forts drüben auf den Höhen des Val d'Astico usw. Man sieht keine Kanonen, aber man fühlt ihre Nähe. Es wimmelt von Militär, das 1200 Meter hoch sommerfrischelt und wintersportelt. Üppig blühende Dolden des Goldregens zwischen

jungem Lärchengrün, reichſter Blumenſchmuck auf den Hochwieſen, daneben und auf ſorgſam gebauten Militär-

Pasquali, Levico.

Mühle im Centatale.

ſtraßen exerzierende Kaiſerjäger und Gebirgsartillerie. Nicht zu vergeſſen die Abteilungen mit Maſchinengewehren, die ſich wie Brenneſſeln vermehren. Die

göttliche Stille des Hochplateaus wird grauſam unterbrochen durch ſchmetternde Hornrufe und Trompetenſignale. Der Dienſt ruht nimmer. Krieg im Frieden ſtetig. Verſchwunden die Sommerfriſchler aus Italien, auch

Pasquali, Levico.

Lavaroneſtraße mit Filadonna (Berg).

die ſonſt recht militärfreundlichen Wiener, die hier nicht „raunzen“ konnten, nicht photographieren durften, und deshalb lieber wegblieben. Mehrere Hotels ſind darum, an das Militär verpachtet, in Kaſernen umgewandelt.

Um etliche hundert Meter höher liegt Luſern, der letzte deutſche Ort im öſterreichiſchen Süden. Drüben

auf italieniſchem Boden, in den sette comuni (ſieben Gemeinden), gibt es nur noch verſtreute deutſche Sprachreſte. In Luſern, wo der Himmel zum Greifen nahe ſcheint, fehlt das Militär, das in den unheimlichen Grenzforts ſteckt; hier wohnt ſeit dem großen Brande vom 9. Auguſt 1911 das graue, bitterſte Elend. Viele Häuſer liegen noch in Schutt und Trümmern, nur wenige

Lavarone, Chieſa.

ſind dürftig neu aufgebaut. Gräßlich wirken die ſtarrenden ſchwarzen Ruinen in dieſer luftigen Höhe, im Grün der Matten, in dieſer herrlichen Alpenwelt.

Mit großem Lärm ſind die Sammlungen für die

ſo ſchwer heimgeſuchten Bewohner der ſüdlichſten deutſchen Sprachinſel eingeleitet worden; klein war das Sammelergebnis. Alles in allem mit den Zuſchüſſen von Land- und Reichsregierung knapp hunderttauſend

Gebr. Bährendt, Meran.

Lavaroneſee mit Hotel du Lac (Kaſerne).

Kronen. Ein alter Luſerner verſicherte, daß der Schaden mehr als eine halbe Million betrage. Der Mitteilung folgte ein Seufzer. Dann ging der gebeugte Mann im langen Weißbart zur Kirche, wo die ſonntägige Nachmittagsandacht begann. Und jung und alt, groß und klein verſammelte ſich im Gotteshauſe, das vom Feuer verſchont geblieben war. Wie ausgeſtorben ſchien

das arme Dorf in lichter Höhe. Trotz Elend und Not lebt das Gottvertrauen in den braven Älplern von Luſern.

Hier ergibt der Bodenbeſitz noch nicht ein Viertel der Lebensbedürfniſſe der Bewohner, von denen deshalb ein großer Teil auswärts Arbeit und Verdienſt ſuchen muß. Viele Familien ſind gänzlich ausgewan-

Pasquali, Levico.

Val d'Aſtico, durch deſſen Talſohle die Reichsgrenze läuft.

dert. Etwa neunhundert Einwohner mit deutſcher Umgangsſprache bevölkern noch Luſern und den nahegelegenen Weiler Tezze.

Das Luſerner Deutſch, eine Mundart, die durch das

Mittelalter bis weit hinauf in die Neuzeit auf den Hochländern dieses Gebietes allgemein gesprochen und noch mehr in Zeitschriften besprochen wurde, bekommt der fremde Besucher nicht zu hören. Dieser Hausprache bedienen sich die Leute nur, wenn sie ganz unter sich sind. Fachleute und Laien haben sich über diesen Dialekt den Kopf zerbrochen, ebenso über Ortsnamen und Flurbezeichnungen, die deutsch sind, aber italianisiert wurden. Die Bewohner der sette comuni und der übrigen Hochgebiete nannten ihre Mundart „zimbrisch". Darob eine Zeit hindurch großer Jubel bei den Forschern und Entwicklung von viel Gelehrsamkeit, bis ein schlichter, doch heller Kopf nachwies, daß es sich nicht um Nachkommen der „Zimbern" oder richtiger „Kimbern", sondern um eine volksethymologische Mißdeutung des Wortes „Zimber" = Zimmer handelt. Zimmerleute, Holzarbeiter! Das Wappen der sette comuni weist einen holzfällenden Arbeiter auf, und zwar sehr deutlich. Gleichwohl „forschte" man weiter nach alten — Zimbern.

So manches Dorf in Tirol ist dank deutscher Hilfe aus Schutt und Asche schöner denn je erstanden. Das von der Gelehrsamkeit so viel umworbene Lusern, die letzte deutsche Sprachinsel, liegt noch immer in Trümmern!

Seemannsgarn.

Eine Geſchichte von der Waſſerkante.

Von Otto Hoecker.

(Nachdruck verboten.)

Irgendwo in einem vergeſſenen Winkel einer der zahlreichen Rügener Buchten liegt ein Fiſcherdorf. Es iſt ſo klein, und ſeine Bewohner ſind ſo arm, daß ſie ſich ohne Wirtshaus behelfen müſſen. Eine Kirche iſt natürlich erſt recht nicht dort zu finden. Das öffentliche Leben ſpielt ſich im Kramladen bei Hennings ab. Dort klatſchen am Frühabend die Frauen, wenn ſie ihre Bedürfniſſe für den nächſten Tag einkaufen. Am Vormittag finden ſich die Männer im Laden ein und ſammeln ſich um den bauchigen Eiſenofen. Da tauſcht man dann die ſpärlichen Neuigkeiten aus und kannegießert wohl auch ein wenig; zuweilen aber vertreibt man ſich die Zeit mit dem Erzählen ſelbſterlebter Abenteuer. Zeit iſt ſo ziemlich das einzige, was man dort im Überfluß beſitzt.

Junges Volk oder Männer in der Blüte ihrer Jahre ſind im Dorfe nur ſelten anzutreffen. Meiſt lebten dort betagte Leute, die auf Erden nichts anderes mehr zu tun hatten, als auf den Tod zu warten. Zumeiſt abgetakelte alte Teerjacken, die auf Kauffahrteiſchiffen alle Meere befahren hatten und nun im Heimatsneſt von kärglich zubemeſſenen Ruhegeldern zehrten. —

Auch heute vormittag ging es bei Krämer Hennings

luſtig zu. Der Ehrenſitz im Laden, ein altersſchwacher Rohrſeſſel mit brüchig gewordenen Armſtützen, ſtand mit der Rücklehne gegen den Ladentiſch, und auf ſeinen Inſaſſen, den alten Kapitän Dugge, richtete ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit.

„Wie ich euch ſagte, Jungens," äußerte eben der Alte, der noch hinfälliger als die ihm gebotene Sitzgelegenheit ſchien, und ließ die waſſerhellen Äuglein vergnügt in die Runde wandern, „wir konnten den Walfiſch nicht mehr brauchen. Das war ganz ausgeſchloſſen, weil wir ſchon übervolle Ladung hatten. Aber weil's Öl war, ſchwammen wir flott — hähä! Was nun mit dem Prachtkerl beginnen? Ihn einfach mit der Strömung weitertreiben laſſen, hätt' einen Seehund jammern müſſen! Na, ich will weiter kein Aufhebens davon machen, aber wie immer, kam mir auch damals 'n ganz verwünſcht geſcheiter Einfall. Hähä! Von der Polarnacht habt ihr ſchon alle mal gehört — was? Na ja, die dauert ausgerechnet ein halbes Jahr und in Schaltjahren noch 'nen Tag länger. Alſo, die war am nächſten Tag fällig. Wir mußten natürlich am Fleck, wo wir vor Anker lagen, überwintern. Was machten wir nun mit dem Wal, Jungens? Hähä, ihr erratet's nicht, und wenn ihr auf der Stelle hundert Jahre alt werdet! Alſo hört zu: Wir bohrten ihm einfach 'n armdickes Loch in den Schädel und ſtopften dann 'n ſechszölliges Schiffstau hinein; ging an die fünfzig Meter tief, bevor's am Schwanzende wieder herauskam. Natürlich ließ ich den Docht über Nacht hübſch anſaugen und dann — hähä, Jungens, merkt ihr was? — wie's alſo am nächſten Mittag ſo 'nen hörbaren Knacks durchs Eis gab, was es beim Eintritt der Polarnacht immer tut, weil's dann auf einen Schlag ſtockfinſter wird — nun ja, da ſtrich ich

einfach 'n Streichholz über den Hosenboden und zündete damit das Hundertmetertau wie den Docht einer Unschlittkerze an. Und was soll ich euch sagen, Jungens? Hätt' ich's nicht selbst miterlebt, würd' ich's einfach nicht glauben. Aber 's ist Tatsache! Der Docht brannte mit 'ner zehn Meter hohen Flamme volle sechs Monate lang, hell wie 'n Leuchtturm. Genau so lange hielt uns das Eis fest. Um uns nichts wie Kälte und Nacht und 'n paar tausend Eisbären. Die schlugen wir aus lauter Langweile zum Zeitvertreib tot, wie man hierzulande Fliegen totschlägt, und wer die meisten erlegt hatte, kriegte abends 'n Stück Zucker mehr in den Grog — Tatsache, Jungens, tot hinfallen will ich, wenn's nicht wahr ist! Braucht ja nicht sofort zu geschehen, das Hinfallen nämlich — hähä. Aber das ganze halbe Jahr war's in unserem Kasten so hell, daß man die Luken schließen mußte, wollte man 'ne Mütze voll Schlaf nehmen, sonst ging's nicht. Und wie dann so nach und nach wieder die Sonne zu scheinen begann, mußten wir uns erst wieder an ihr schwaches Licht gewöhnen, weil nämlich der Walfisch so blendend hell gebrannt hatte."

Argwöhnisch schaute der Alte im Kreise seiner Zuhörer umher, ob ja auch keiner eine ungläubige Miene aufsetzte. Als dann aber eine laute Lachsalve durch den Laden dröhnte, winkte er mit verkniffenen Äugelchen dem neuen jungen Landarzt zu, der auch auf ein Stündchen in den Kramladen gekommen war, um sich schneller mit den Dorfinsassen anzufreunden, und lachte dann selbst am meisten über das selbstgesponnene Garn.

„Vadding, diese schöne Geschichte müßtet Ihr eigentlich Pieter Sörensen erzählen," meinte einer der Männer, während er seine Angelgeräte vom Boden aufraffte und sich zum Gehen anschickte.

„Ei wo!“ wehrte ein anderer lachend ab. „War ja soweit 'n ganz niedliches Garn. Aber Pieter Sörensen kann's noch besser.“

Fuchtelnd schwang Kapitän Dugge seinen Stock nach dem Vorlauten. „Pieter Sörensen ist ein Lügner!“ rief er. „Kein wahres Wort kommt aus seinem ungewaschenen Maul. Sag's ihm wieder, wenn du willst!“

„Mögt Ihr selbst besorgen, Badding, denn da kommt er gerade zur Tür herein!“

Andere hatten gleichfalls aufbrechen wollen. Nun legten sie ihre Netze und Angeln wieder nieder und zwinkerten sich verständnisinnig zu.

„Das gibt wieder 'nen Hauptspaß!“

Kapitän Dugge fuchtelte nicht länger mit seinem Stock. In großer Eile hatte er vom Ladentisch ein Zeitungsblatt genommen, hielt es aber zufällig verkehrt, was er gar nicht merkte, da er nur durch seine Brille lesen konnte, und die vergaß er seit Menschengedenken regelmäßig.

Die Verlegenheit der Anwesenden hatte den neuen Ankömmling natürlich sofort erraten lassen, daß man gerade von ihm gesprochen gehabt hatte, und ein Blick auf die vom Kapitän verkehrt gehaltene Zeitung besorgte ein übriges. Wiederholt nickte der hünenhafte Mann vor sich hin, strich sich mit der Bärenfaust über den grauen Sturmbart und schmunzelte verstohlen.

„Wie geht's denn unserem Schildkrötengreis — he?“ wendete er sich dann unvermittelt an den anscheinend eifrig mit Lesen Beschäftigten. „Wohl wieder mal den Jungens was vorgeschwefelt?“

Der Alte las unentwegt weiter; er schien auf beiden Ohren taub geworden zu sein. Bis einer der Anwesenden ihm lachend auf die Schulter schlug und meinte: „Er spricht zu Euch, Badding!“

„Wer spricht zu mir?“ grunzte Kapitän Dugge und schielte mit höchst erstaunter Miene über den Zeitungsrand. „Doch nicht gar jene Landratte, die mal in 'n Salzwasseraquarium gekiekt hat und sich nun Seefahrer gewesen zu sein einbildet? — Was für 'ne Unglücksflut hat denn dich angeschwemmt — he?“

„Ich kam auf meinen zwei Beinen. Aber verstellt Euch nur nicht,“ gab Pieter Sörensen unter breitem Auflachen zurück. „Habt wohl wieder eine von Euern Kleinkindergeschichten zusammengelogen — was? Laßt Euch mit Euerm Schwindel begraben, den glaubt Euch ja doch keine Katze!“

„Ich hab' in meinem Leben noch nie und niemals gelogen!“ ereiferte sich der Alte. „Aber du kennst die Wahrheit ebensowenig, wie du 'nen Walfisch von 'ner Flunder unterscheiden könntest.“ Erregt begann er plötzlich in seinen Taschen zu suchen. „Wo steckt nur wieder mein Tabak — das kommt davon, wenn man in so 'ner Eile fortgeht. Aber — aber ich dacht', es wäre vielleicht inzwischen ein Brief von meinem Klaus gekommen, und da hab' ich mich gesputet.“

„Kein Brief da, Vadding! Aber wahrscheinlich kommt morgen einer,“ tröstete ihn der Krämer, der auch Posthalter war, und seine fixe Idee kannte.

„Hab' schon gedacht, er wär' selber gekommen, mein Klaus,“ fuhr der alte Mann fort und starrte mit den wasserhellen Augen unausgesetzt auf den jungen Arzt. „Ihr seid nicht zufällig mein Klaus — he?“ sprach er ihn dann direkt an. „Hm — genau so müßt' er ausschau'n. Hat schon damals 'nen schwarzen Bart getragen.“

Einige der Anwesenden blickten sich mitleidig an, und einer sprach in gedämpftem Tone auf den befremdet blickenden Arzt ein.

Pieter Sörenſen aber trat auf den wieder im Seſſel zuſammenſinkenden alten Mann zu und ſchaute ſich ſein vergebliches Suchen nach dem Tabakspäckchen ein Weilchen mit an. „Da, Kap'tän, ſtopft Euch Tabak in Euern Mundſchlot!“ knurrte er dann. „Eure gewohnte Sorte kann ich für den Tod nicht riechen, iſt wohl Seegras — was? Nehme an, Ihr raucht's nur, damit Ihr in keinen beſſern Geruch kommt wie Eure Geſchichten.“

Vater Dugge ſchaute ihn mit funkelndem Zornesblicke an und ſchüttelte gegen ihn die dürre Fauſt. „Jungchen, dich hätt' ich auf meinem Achterdeck haben mögen! Dreimal täglich hätt' ich dich kielholen laſſen!“ vermaß er ſich, ſtopfte aber gleichwohl mit zitterigen Händen aus des anderen Tabaksbeutel die Pfeife voll. „Was verſtehſt denn du vom Walfiſchfang!“

„Hm!“ brummte Pieter Sörenſen, „zum erſten Male ſah ich 'nen Wal im Südpazifik dicht unterhalb der Linie. Aber das Merkwürdige an meinem Garn, das ebenſo wahr wie Euer Geflunker erlogen iſt, Badding — brennt doch endlich den Naſenwärmer an und ſchwatzt nicht immer drein! Von mir könnt Ihr lernen, wie man wirklich wahre Geſchichten erzählen muß. Alſo das Merkwürdigſte am Walfiſch war gar nicht er ſelbſt, ſondern die Hitze. Ich ſag' euch, Jungens, mit ihr verglichen herrſcht im Höllenreich Gefrierhaustemperatur. Da gab's keinen Schutz dagegen. Umſonſt zogen wir ſechs wollene Hemden übereinander an, die vermaledeite Sonnenglut brannte doch durch. Schwitzen mußte man wie 'n Braten am Spieß. Ja, ſchließlich wurde ſogar das Trinkwaſſer ſo heiß, daß ich mir den Mund verbrannte, wie ich mal unvorſichtigerweiſe 'nen Schluck davon trinken wollte. — Ihr braucht mir darum durchaus keinen ſolch merkwürdigen Blick zuzuwerfen!“ knurrte er den Kapitän an. „Wir machen's anderen

Leuten nicht nach, sondern sind sozusagen mit der Wahrheit verheiratet.“ Damit bediente er den alten Mann, dessen zitterige Hand mit dem Pfeifenanzünden nicht zurechtkommen konnte, so lange mit einem brennenden Streichholz, bis der Tabak brannte.

„Wie gesagt,“ fuhr er dann fort, „wir hatten damals 'nen Vollblutneger an Bord, der schwitzte sich das ganze schwarze Fell herunter, bis er schneeweiß geworden war. Ich würd' euch den Kerl als lebendigen Beweis vorführen können, wenn er sich nicht leider wieder schwarzgeschwitzt hätte, weil die Hitze nämlich immer noch schlimmer wurde. Na ja, damals hatten wir 'nen Riesenwal harpuniert. Aber dessen Speck wurde in der Sonnenglut schon zu gereinigtem Lebertran, bevor wir ihm nur die Schwarte abziehen konnten. Da die Ölschicht auf dem Wasser sich an der Sonnenglut bereits entzünden wollte, so wären wir sämtlich wie Plötzen in Öl gesotten worden, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, die Schiffspumpen in den Kadaver zu versenken.“

„Wozu denn die Schiffspumpen?“

„Wozu? Aber Jungens, das muß doch 'n Tauber einsehen können! Wir pumpten einfach den Tran, so rasch er schmolz, in die unten im Raum verstauten Fässer. Dort herrschte natürlich sibirische Kälte, weil die Sonne nicht hinunterscheinen konnte. Ich sage euch, wir kriegten noch hundertachtundsiebzig Fässer voll. Die Schwarte schrumpfte dem Walfisch ein wie 'n geplatzter Luftballon und wurde von der Sonne nicht nur getrocknet, sondern zugleich auch gegerbt. Wir schnitten daraus Schuhleder für hundertfünfzig Mann — hm, es kann vielleicht auch nur hundertneunundvierzig Paar Stiefel gegeben haben, beeidigen will ich's nicht. Aber die Stiefel hier an meinen Beinen sind noch von

der Sorte —“ herausfordernd ſchlug er auf die langen Schäfte. „Und nun möcht' ich den Mann kennen lernen, der noch 'n merkwürdigeres Garn ſpinnen kann, ohne daß er alle zwei Worte drei Lügen ſagt!“

Die Männer lachten und ſchauten dabei ſchadenfroh den alten Kap'tän Dugge an, der in ſeinem Seſſel wie ein aufs trockne geratener Fiſch nach Luft ſchnappte und mit jedem Ausatmen empört knurrte: „So 'n Lügner! Pfui Deubel, ſo 'n Lügenmaul!“

„Laßt's gut ſein, Kap'tän!“ beſchwichtigte ihn Pieter Sörenſen mit einem verſchmitzten Lächeln. „Macht's Euch Vergnügen, ſo dürft Ihr mit ſämtlichen Schiffskanonen in der Welt auf mich zielen. — Wetten wir übrigens, daß Ihr noch niemals wie ich mit einem Schuß ſechs Eisbären hinter'nander getroffen habt?“

„Eisbären!“ höhnte der Alte. „Du riſſeſt ja aus, Pieter Sörenſen, würdeſt du nur eines gegerbten Eisbärenfells anſichtig!“

„Schon möglich, daß ich's Euch nachmachte, Kap'tän, aber ich ſpreche von lebendigen Eisbären, wie ich einen droben beim Nordpol als Zudecke gebraucht habe. Ja, es bleibt ſo, wenn Ihr auch noch ſo grimmig dreinſchaut. Zuerſt zogen wir den Bieſtern das Fell ab, aber wir froren, wenn wir uns auch in drei Felle auf einmal wickelten. So 'n lebendiger Eisbär dagegen entwickelt Hitze, aber er hat 'n verwünſcht ſchweres Gewicht. Meinem damaligen Kap'tän wurden drei Rippen durch ſo 'ne Zudecke eingedrückt. Ich war praktiſcher. Ja, das war ich! Legte mich einfach auf zwei Eisbären, ſchichtete zu beiden Seiten zwei übereinander und legte quer darüber wieder zwei beſonders kräftige Prachtexemplare. Dazwiſchen ſchlief ich. Mollig warm, Jungens, nur die — hm! — die Ventilationsverhältniſſe

ließen zu wünſchen übrig. Aber am Nordpol darf man nicht wähleriſch ſein.“

Kapitän Dugge hatte die Äuglein verkniffen und ſtarrte tiefſinnig vor ſich nieder. Als er dann wieder aufblickte, erglomm in ihnen ein liſtiges Funkeln. Offenbar hatte er ſich eine noch haarſträubender wahre Geſchichte ausgedacht, um mit ihr den Gegner aufs Haupt zu ſchlagen. „Ich bin ein wahrheitsliebender Mann,“ ſagte er nun ſalbungsvoll, „und ich würde lügen, wollte ich behaupten, jemals ſchon Eisbären geſchoſſen zu haben. Nein, das ſei ferne von mir! Wollte ich dreiſt lügen, wie gewiſſe Leute, die ſo gar kein Verſtändnis für die Schönheiten der Wahrheit haben, ſo könnte ich Eisbären dutzendweiſe erlegen — mit dem Mundwerk nämlich, hähähä! Aber was die Schießkunſt anbelangt, ſo kommt mir darin ſo leicht niemand gleich. Das ſage ich in aller Beſcheidenheit, weil es die lautere Wahrheit iſt.“

„Wißt ihr denn überhaupt, wie man einen Schießprügel anpacken muß?“ fragte Pieter Sörenſen dazwiſchen.

„Wie Ihr ſeht, lahme ich ein wenig,“ fuhr der Alte fort und ſtrafte den ihn Unterbrechenden mit kühler Verachtung. „Das geſchah auf der Jagd —“

„Nach Bettbewohnern — was?“ fragte der unverbeſſerliche Pieter unter dem dröhnenden Lachen der lauſchenden Männer.

„Unterſteh dich nicht, auch nur anzudeuten, als wäre etwas an meinem Garn lachhaft, Pieter Sörenſen,“ rief der alte Mann. „Ich ſteh' im Begriffe, eine ſozuſagen unheimlich wahre Geſchichte zu erzählen!“ Der alte Walfiſchfänger war kaum noch zu erkennen. Alles ar ihm zappelte vor Erregung. Den gleich einem feſtgefügten Turm vor ihm breitbeinig aufgepflanzt ſtehenden Widerſacher ignorierte er gefliſſentlich, aber um ſo

emsiger studierte er die Mienen der im Halbkreise um ihn versammelt stehenden Fischer. „Es ist freilich bereits an die sechzig Jahre her, und ich war damals noch unheimlich jung," begann er mit einem tiefen Atemzuge. „Ihr Kiekindiewelts wart damals überhaupt noch nicht geboren und wißt nichts von der Hungersnot, die uns damals 'ne nie dagewesene Kälte brachte — und der Mangel an Lebensmitteln war um so schlimmer, als kein Mensch mehr was zu essen hatte. Ich war in den Wald gegangen, um einen Hirsch zu schießen. Aber die waren sämtlich schon geschossen worden, und mir kam den ganzen Tag nichts vor den Lauf. Kreuz und quer wanderte ich wohl an die fünfzig Kilometer durch den Schnee, der lag an die zehn Fuß hoch — natürlich hatte ich Schneeschuhe angeschnallt," fügte er schleunigst hinzu, als Pieter sich in verdächtiger Weise räusperte. „Wie ich mich endlich enttäuscht, todmüde und halb verhungert auf den Heimweg machen wollte, da erspähte ich plötzlich weit hinten am Waldsaum 'nen Dachs, der saß zehn Schritte vor seiner Höhle und sonnte sich —"

„In zehn Fuß hohem Schnee!" höhnte Pieter Sörensen.

„Er sonnte sich an der Gewißheit, noch einmal sieben Wochen ins Loch kriechen zu dürfen," fuhr der Alte unentwegt fort. „Also, ich beschloß, ihn zu schießen. Was immer eine schwierige Geschichte ist, weil Dachse die unangenehme Gewohnheit haben, auf Nimmerwiedersehen in ihrem Loch zu verschwinden, falls sie nicht im Feuer zusammenstürzen. Verwundete ich also den Dachs nur — was bei der großen Entfernung von — nun ja, an die siebenhundert Meter dürften's schon gewesen sein —"

„Ich bitt' Euch, beeilt Euch und kommt zum Schluß,

Vadding," unterbrach ihn Pieter ernſthaft, „ſonſt wird die Diſtanz noch größer."

„Verwundete ich alſo den Dachs nur," fuhr der Alte mit einem ſtrafenden Blick auf ſeinen Widerſacher fort, „ſo kam ich um die Beute. Kein Wunder, daß ich ein wenig nervös wurde und etwas zu tief abkam, wie ich hinterher zu meinem Schaden gewahren mußte. Denn natürlich ſchoß ich und ſprang zugleich aus Leibeskräften mit der Kugel um die Wette, um dem Dachs nämlich den Rückzug abzuſchneiden. — Was ſoll ich euch ſagen? Ich war um zehn Schritte ſchneller als die verflixte Kugel bei dem Vieſt und ſteh' bereits zwiſchen ihm und ſeinem Erdloch, als das Geſchoß ihm glatt den Rumpf durchſchlägt und mir durch die Wade flitzt. Zum Glück ſchleuderte der dabei entſtandene Luftzug mir den Dachs direkt in die ausgeſtreckte Hand, ſo daß ich wenigſtens nicht um die Beute kam, denn bevor ich wieder laufen konnte, mußte ich mir das Loch in der Wade mit Schnee zuſtopfen, was mir den Reformatismus zugezogen hat. — Und nun ſoll ſich der melden, der raſcher ſpringen kann!"

Damit holte der Alte angeſtrengt Atem und lehnte ſich im Seſſel zurück. Wohlgefällig quittierte er über das Beifallsgelächter, das ihm einſtimmig den Sieg zuſprach. Selbſt Pieter Sörenſens allzeit geſchäftige Phantaſie konnte im Augenblick ein ſolches Garn nicht übertrumpfen, das bewies zur Genüge ſein Mienenausdruck.

Krebsrot war der Hüne im Geſicht geworden und fuchtelte dem vergnüglich vor ſich hinkichernden Alten anſcheinend gar bedrohlich die Fauſt unter der Naſe herum.

„Potz Schwerenot, iſt's zum Ausdenken! Erzählt da ſo 'n alter Pelikan ein derartig verlogenes Garn,

daß man vor Scham rot werden möchte, wenn man nur wüßte, wie's gemacht wird. — Heda, Hennings, heraus mit den Vorderflossen aus 'm Hosensack und sput dich, alte Heringsseele!" kommandierte er dem verdutzt aufblickenden Krämer und schlug dröhnend mit der Faust auf den Ladentisch. „Pack mir 'n halb Pfund gemahlnen Kaffee, ein Pfund Zucker, für fünf Groschen Räucherspeck und 'ne Rolle Kautabak ein, aber leg ihn nicht wieder wie neulich auf den Speck, denn da wußte man nicht mehr, ob man 'nen Priem futterte oder Speck priemte!"

Als dann Krämer Hennings die geforderte Ware säuberlich verpackt und Pieter ihn dafür bezahlt hatte, schritt dieser mit dem denkbar grimmigsten Gesicht auf seinen immer noch vergnüglich vor sich hinkichernden Gegner im Lehnsessel zu und drückte ihm das Päckchen in die Hand.

„Da — nun hab' ich meine Wette bezahlt, denn wenn du etwa meinen solltest, ich ließe mir von dir was schenken, so bist du schief gewickelt!"

Kapitän Dugge starrte bald ihn, bald das Päckchen in seiner Hand verdutzt an und kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus. „Wir — wir haben ja gar nicht gewettet!" stotterte er.

„Nun kiek einer den vergeßlichen Seehund an!" wetterte Pieter Sörensen. „Schon verschwitzt, daß ich mich neulich vermaß, Ihr könntet mich mit Euern Räubergeschichten an — an Wahrheitsliebe nicht übertreffen? Laßt Euch die Spinnweben aus 'm Hirn fegen, Badding — jedenfalls sind wir nun quitt — und nun beißt Euch meinetwegen den letzten Giftzahn am Kautabak aus oder verschluckt Euch an der elenden Kaffeelurche, die Euch Tante Köhne wieder zusammenbrauen wird. Einmal gewettet und nicht wieder!"

Dann nickte er den Lachenden ringsum zum Abſchied zu.

„Aufs nächſte Mal, Jungens. Dann will ich euch 'n Garn erzählen, ſo wahrheitstriefend, daß ſich in dieſer alten Baracke die Balken biegen müſſen — laß alſo die Bude beizeiten ſtützen, Hennings!“

„Hähä, du Landratte, wollen's abwarten, wer's das nächſte Mal am beſten kann — du oder ich!“ kicherte der Alte hinter ihm her. „Ich weiß noch 'ne Geſchichte von 'nem Sturm, der war ſo ſchrecklich, daß wir mit unſerem Vollſchiff mit zweihundert Kilometer Geſchwindigkeit in der Stunde und zweitauſend Fuß überm Meeresſpiegel ums Kap Hoorn herumgeflogen ſind. Tatſache!“

„Weiß ſchon — und wie Ihr dann um die Ecke herum 'runtergefallen ſeid und bei jener Gelegenheit den Meeresſpiegel zerbrochen habt! — Nix da, heut kann ich keinerlei Aufſchnitt mehr vertragen, dazu bin ich viel zu tief in meiner Wahrheitsliebe gekränkt, du alter Seeräuber!“

Seelenvergnügt lachte der alte Kapitän hinter ihm her, als er die Ladentür ins Schloß warf, dann blinzelte er den ſich gleichfalls zum Aufbruch rüſtenden Fiſchern verſtohlen zu. „Hähä, Pieter Sörenſen iſt derartig aus Lug und Trug zuſammengeſetzt, daß er ſich ſelbſt anlügt, Jungens,“ brachte er kichernd hervor. „Wir haben nämlich gar nicht miteinander gewettet, ſondern er bildet ſich's bloß ein!“

Nun wurde auf Koſten des Abweſenden erſt recht gelacht, und der alte Kapitän fühlte ſich ordentlich wie ein Triumphator. Er kicherte noch immer, als er längſt das Dorf im Rücken hatte und nach ſeinem draußen an der Dünung gelegenen Häuschen humpelte.

Auch der junge Arzt wollte ſich von Krämer Hennings,

mit dem er allein im Laden geblieben war, verabſchieden. Es war ihm das Befremden über das von ihm Gehörte und Beobachtete ſo deutlich anzuſehen, daß Hennings, als er ihm das Geleit bis unter die Ladentür gab, beluſtigt lachte.

„Kam Euch kurios vor — was?“ fragte er. „Müßt wiſſen, daß Pieter Sörenſen und der alte Kapitän Dugge ſich von jeher in den Haaren liegen und ſich Grobheiten ſagen. Und wie im letzten Winter der alte Mann ſeine Penſion nicht kriegte und hätte verhungern können, hat Pieter Sörenſen in aller Heimlichkeit für ihn Lebensmittel gekauft und in den größten Sack gepackt, den ich auftreiben konnte — und ich will an ſeine ſämtlichen Geſchichten wie ans Evangelium glauben, wenn er den Sack mit allem, was drinnen war, dem alten Haifiſch nicht in finſterer Nacht vor die Haustür geſtellt hat. Möcht' überhaupt wiſſen, woher der alte Dugge immer noch Penſion kriegt. Die Reederfirma hat doch Bankerott gemacht — und die Poſtanweiſungen, die jetzt aus der Stadt kommen, ſind alle bei m i r gekauft! Aber ich will mir den Mund nicht verbrennen. Pieter brächte mich um, erführ er, daß ich ihm hinter die Schliche gekommen bin.“

„Ein ſeltener Mann iſt er jedenfalls,“ verſetzte der Arzt.

„Verrückt ſind ſie alle beide!“ fuhr der Krämer fort. „Mit Dugges Klaus iſt's auch ſo 'ne Geſchichte. Na ja, der alte Mann bildet ſich ein, ſein Sohn müßte ihm ſchreiben. Darum kommt er tagein tagaus zu mir in den Laden und fragt nach Briefen — und wenn jemals ein Seehund mehr Waſſer ſchlucken mußte, als er vertragen konnte, ſo war's ſicherlich Dugges Klaus. Mit der ‚Maria Wöhrlein‘ ging er unter und Mann und Maus mit ihm, nur Pieter Sörenſen, der als erſter

Steuermann fuhr, trieb drei Tage und Nächte auf einem Floß, bis ſie ihn auffiſchten. Er müßt' es am beſten wiſſen, daß Klaus Dugge hin und tot iſt, aber wer's dem alten Mann ſagen wollte, dem ſchlüge er ſämtliche Knochen entzwei, der Pieter nämlich. Er läßt den alten Mann glauben, ſein Klaus ſei friſch und geſund und müßt' nun bald ſeine Rückkehr melden. Wenn das nicht verrückt iſt, will ich's ſelber ſein."

* * *

„Guten Tag auch!" grüßte einige Wochen ſpäter Pieter Sörenſen den Arzt, als dieſer mit ſeinem Söhnchen an der Hand an dem windſchiefen Häuschen unten am Strande vorüberkam, wo der alte Seebär ſchon ſeit Jahren hauſte. Er ſtand vor der Tür und hatte den geliebten Pfeifenſtummel im Mund, rauchte aber „kalt", weil kein Tabakkrümelchen mehr im Hauſe und er ſelbſt gerade mit der Löſung des ſchwierigen Problems beſchäftigt war, was er für die in ſeiner Taſche loſe noch klimpernden neunundzwanzig Pfennig kaufen ſollte — Tabak oder Brot.

Der Arzt, der gleichfalls aus einem kurzen Seemannspfeifchen ſchmauchte, blieb grüßend ſtehen und betrachtete den alten Seefahrer lächelnd. „Wohl mitten im Garnerfinden begriffen, weil Ihr kalt raucht?"

„Könnt' ich nicht behaupten," entgegnete Pieter, der ſich derartig ſtellte, daß der Wind ihm die Rauchwolken aus des anderen Pfeife zutrug. „Bin ich etwa Kap'tän Dugge, daß ich mir ein Garn aus den Fingern ſaugen muß? Nein, Herr, was 'n richtiger Harpuner iſt — übrigens ein verwünſcht feines Kraut, das Ihr da raucht!" Lüſtern atmete er den Qualm ein. „Nee, darum ſagte ich's nicht — bewahre!" verwahrte er ſich ordentlich gekränkt, als ihm der junge Arzt den Tabak-

beutel hinhielt. „Bin überhaupt gar eigen im Geſchmack — höchſtens 'n paar Züge.“ Er ſtopfte hurtig und paffte bereits die Sekunde darauf. „Hm, läßt ſich rauchen,“ meinte er dann anerkennend, „aber Ihr müßtet Krämer Hennings' Feinſchnitt probieren, das iſt 'ne Nummer! Er lagert ihn bei den getrockneten Fiſchen und dem Schmieröl, das gibt 'nen ganz merkwürdig pikanten Zungengeſchmack!“

Der Knabe an des Arztes Hand hatte wiederholt ſchon ungeduldig zum Weiterſchreiten gedrängt. „Komm, Papa, wir wollen Stiene holen!“ ſchmeichelte er nun.

„Mein Junge läßt mir keine Ruhe,“ erläuterte lächelnd der Arzt, „er hat ſich mit Kapitän Dugges Enkeltöchterchen angefreundet und möchte ſie gern auf ein paar Tage zu uns ins Haus haben. Wir ſind gerade auf unſerem Wege zu dem Alten.“

Pieter Sörenſen wiegte bedächtig den Kopf. „Hm, weiß nicht, ob er's hergibt, das kleine Ding. Iſt nämlich ſeines Sohnes Klaus Kind — und der Alte meint, er müßte wiederkommen, der Klaus.“

„Davon hörte ich bereits. Der alte Mann tut mir in der Seele leid!“

„Hm, weiß nicht, ob's lohnt!“ Pieter Sörenſen ſog gar ſparſam an ſeiner Pfeife. „Kein Anlaß zur Trauer für den Kap'tän — er wartet jeden Tag auf die Heimkehr ſeines Klaus. Wer noch hoffen könnte!“ Er nickte nachdenklich. „Weiß ſo ungefähr, wie's tut! War früher nicht einſchichtig, hat 'n Haus nahe beim Strand in der Heimat meiner Frau weit droben im Frieſiſchen. Mein alter Vater wohnte auch bei mir. War eine liebe Frau! Ich hatt' freilich nicht viel von ihr, war immer draußen. Manchmal verging auf weiter Fahrt Jahr und Tag, bevor ich wieder heimfand. Aber man konnt' ſich doch einbilden, daß man daheim was

Liebes, das ſich um einen bangte, hatte. Das machte einem manch lange Nachtwache draußen in der Salzwüſte, wenn einem 'n ſteifer Nordweſter um die Ohren pfiff, vergnüglich kurz. Bis ich wieder einmal heimkam und mein Haus nimmer fand. Springflut, Herr — das ganze Dorf ins Meer hinausgeſchwemmt, Menſchen und Vieh, Hab und Gut — alles. Zwei Tage und Nächte lavierten wir draußen vor dem Hafen, kämpften vergeblich um die Einfahrt — und in der zweiten Nacht geſchah's. Mag ſein, daß an mir Vater und Weib vorübergeſchwommen ſind. Kann's nicht ſagen, Herr. Aber ich gäb' was drum, könnt' ich noch hoffen wie der alte Mann!" ſchloß er rauh und wendete ſich halbwegs ab. „Fällt mir übrigens juſt ein, daß ich Dugges Stiene vor 'ner Weile vorbeikommen ſah. Mag wohl ins Dorf zum Krämer gegangen ſein."

„Nun, dann nehmen wir einſtweilen Rückſprache mit dem Alten," entſchied der Arzt und ſetzte den Weg fort.

Bedächtig ſchaute Pieter Sörenſen den beiden nach und begann dann wieder über das ſchwierige Problem nachzugrübeln, was er für ſeine neunundzwanzig Pfennig am beſten einkaufte, denn bis zum Empfangstage ſeiner Penſion war's noch drei lange, lange Tage.

Ein halbes Stündchen ging darüber hin, dann fiel ſein Blick wie von ungefähr auf das flachshaarige Enkeltöchterchen des alten Kapitän Dugge. Ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit kam das barfüßige kleine Mädel niedergeſchlagen ihres Weges, und als ſie am Haus vorübertrollte, gewahrte Pieter Sörenſen, daß ſie weinte.

„Hör mal, Stiene, ich glaub' gar, du flennſt?" Breitſpurig vertrat er ihr den Weg und fuhr ihr mit der ungeſchlachten Rechten ſo behutſam, als gelte es ein

rohes Ei anzufaſſen, über den blonden Scheitel. „Was gibt's denn?“

„Die Tante wird mich prügeln und — und ich kann doch nichts dafür, daß Krämer Hennings nicht mehr borgen will,“ brachte die Kleine ſchluchzend hervor.

Pieters Haltung wurde merkwürdig ſteif und ſein Geſicht förmlich ſchwarz. „Du meinſt, daß er euch für Großvaddings Nachteſſen nichts mehr borgen will — eh?“

Das Mädchen nickte zaghaft. „Tante hat geſagt, ich kriegte Schläge, wenn ich nichts brächte,“ ſchluchzte ſie neuerlich.

„Hm, deine Tante könnte nächſte Walpurgisnacht nicht bloß auf 'n Blocksberg reiten, ſondern ſich gleich häuslich dort niederlaſſen!“ knurrte Pieter Sörenſen. „Was ſollteſt du denn bei Hennings holen?“

„Ein Viertelpfund Speck und zwei Eier und 'n halb Viertel Butter und für fünf Pfennig Mehl.“

Pieter Sörenſen ſteckte die Hand in die Hoſentaſche und klimperte mit den darin befindlichen Münzen. Die Löſung ſeines Problems bereitete ihm nicht länger irgendwelche Schwierigkeiten.

„Du kommſt mit mir, Stiene — wir wollen mal mit Krämer Hennings Rückſprache nehmen — er muß ſich geirrt haben. Vermutlich wußte er nicht, daß es für Großvaters Nachteſſen war.“

Damit hatte er die Kleine auch ſchon bei der Hand gefaßt, und ſie mußte neben ihm einhertrippeln. Weil ihm das aber zu langſam ging, hob er ſie gleich einer Feder auf den Arm und ſegelte nun wie ein vollaufgetakelter Schoner vor dem Paſſatwind mit Rieſenſchritten weiter.

Als ſie den Krämerladen erreicht hatten, ſetzte er die Kleine nieder und gebot ihr, vor der Ladentür auf

ihn zu warten. Er selbst ging mit dem Körbchen in der Hand hinein und schloß die Tür mit einem derartigen Ruck hinter sich, daß die daran befestigte Klingel Sturm zu läuten begann.

Krämer Hennings hatte friedlich sein Pfeifchen geschmaucht und die Zeitung gelesen. Nun erhob er sich überrascht, und seine Verblüffung nahm noch zu, als er in der Hand des Hünen das ihm wohlbekannte Einkaufskörbchen der kleinen Stiene gewahrte.

„Ein Viertelpfund Speck und zwei Eier und 'n halb Viertel Butter und für fünf Pfennig Mehl!“ kommandierte Pieter mit einem Stimmenaufwand, als stände er mit hochgeschwungener Harpune und leitete die Bootsmannschaft bei stürmisch bewegter See.

Krämer Hennings hatte die nämliche Bestellung schon einmal bekommen; er verlor jedoch darüber kein Wort, sondern beeilte sich mit dem Einpacken der verlangten Ware.

„Kostet zusammen?“ schrie Pieter Sörensen ihn an.

„Siebenunddreißig Pfennig, Sörensen, aber —“

„Verschluck dich an deinen Abers, du Geizkragen!“ brüllte der Mann ihn an, während er aus seiner Hosentasche die Münzen zum Vorschein brachte und sie der Reihe nach auf den Tisch hinzählte. „Ob du nun willst oder nicht — du hast mir einfach acht Pfennig zu pumpen, verstanden?“

Hennings riß Mund und Nase weit auf, bekam aber zum Sprechen keine Gelegenheit. Sein Kunde donnerte bereits weiter: „Es geht mich nix an, wenn du 'nen alten Mann wegen lumpigen siebenunddreißig Pfennigen hungrig ins Bett gehen lassen kannst — das mag dir der Himmel verzeihen und dich dafür fasten lassen, bis du schwarz wirst!“ Er legte die Päckchen ins Körbchen und hob dann drohend die Faust. „Aber wenn du von

meinem heutigen Einkauf auch nur 'n Sterbenswörtchen verlauten läßt, dann brech' ich dir das Genick und fahr' mit dir durch den nächsten Schornstein direkt dorthin, wohin du gehörst, du — Höllensohn!"

Bevor der verblüffte Krämer ein Wort sagen konnte, hatte Pieter Sörensen bereits wieder den Laden verlassen und die Tür mit einem gewaltigen Krach hinter sich ins Schloß gewettert. Aber als er die ihn ängstlich anschauende kleine Stiene gewahrte, war in seinem verwitterten Gesicht nur eitel Sonnenschein zu erblicken. Wieder nahm er sie auf den Arm, und unterwegs scherzte er unausgesetzt, bis die letzte Scheu aus dem kleinen Ding gewichen war und es ihm auf seine mancherlei Fragen willig Bescheid gab. Fast bis zum Häuschen ihres Großvaters trug er sie; erst als dieses in Sicht kam, setzte er sie behutsam wieder auf die Erde.

„Nun spute dich, daß du mit den Sachen heimkommst, Stiene — und kein Wort davon zum Großvater oder zur Tante Köhne — nicht wahr?"

„Oh, ich sag' kein Wort!" versicherte die Kleine treuherzig und wollte sich mit dem gefüllten Körbchen davonmachen. Aber sie besann sich und blieb zaudernd stehen.

„Nun, was gibt's noch, Stiene?" erkundigte sich Pieter erstaunt. „Hoffentlich haben wir alles besorgt — he?"

Statt einer Antwort stellte sie ihr Körbchen nieder, streckte die dünnen Ärmchen nach ihm aus und bot ihm die gespitzten Lippen. „Ich dank' auch schön!" stammelte sie.

Völlig verblüfft starrte sie der alte Seebär einen Augenblick an, dann kniete er vor ihr in den Sand nieder, und sekundenlang hielten sich Winter und Früh-

ling, beide von reinen Kinderherzen beſeelt, zärtlich umfaßt.

* * *

Eine Woche ſpäter lagen dichte Nebelſchwaden über den Fluten, und Pieter Sörenſen ſtand frierend vor ſeiner Haustür. Diesmal ſpähte er angeſtrengt die Landſtraße hinunter, und als er aus der Nebelwand die ſchlanke Geſtalt des jungen Arztes auftauchen ſah, ſegelte er eilfertig auf ihn zu.

„Heda, Doktor," rief er ſchon von weitem, „ſeid Ihr auf dem Wege zum alten Kap'tän Dugge?"

„Allerdings. Der alte Herr gefällt mir nicht. Er liegt nun ſchon ſeit acht Tagen — Nierenentzündung."

„Wenn Ihr's ſagt, muß es wohl wahr ſein!" polterte Pieter. „Dem Alten glaubt' ich nicht mal das Krankſein."

„Leider iſt ſein Zuſtand recht bedenklich, und wenn das Fieber noch zunimmt, ſo —"

„Hm," brummte Pieter Sörenſen im allertiefſten Baß, „Gutes hab' ich ihm nie zugetraut, er wäre imſtande und ſtürbe mir rein zum Poſſen, nur damit er mein allerneueſtes Garn nicht mehr mit anhören muß — und ich hab' die großartige Geſchichte doch nur ſeinetwegen erfund— will ſagen, mich an ſie zurückerinnert," verbeſſerte er ſich ſchleunig. „Hm, wenn Ihr nichts dagegen habt, Doktor, ſo geh' ich mit Euch — hab' den alten Burſchen ſeit neulich, wo er mich in Hennings Laden ſo begaunert hat, nicht mehr zu Geſicht bekommen."

Während er ſprach, ſchritt er ſchon mit Rieſenſchritten neben dem Arzte in der Richtung aus, wo die Hütte des alten Kapitäns hinter Klippen halbverſteckt lag. In der Küche fanden ſie Tante Köhne, unglaublich

mager, häßlich und zungenflink, gerade dabei, einer Horde zuſammengelaufener Klatſchweiber ihre Anſicht über das Befinden des alten Kapitäns auseinanderzuſetzen. Der Arzt eilte die Treppe hinauf, und Pieter folgte ihm behutſam nach, wobei er in ſeinen ſchweren Fiſcherſtiefeln vergeblich auf den Zehen zu gehen verſuchte.

Oben empfing ihn der Doktor bereits mit ernſtem Mienenausdruck. „Es ſteht ſchlimmer um ihn, als ich fürchtete. Seit geſtern iſt eine derartig üble Wendung bei ihm eingetreten, daß ſein Ableben jeden Augenblick zu erwarten ſteht. Weiter kein Wunder, denn ein ſolches durch lange Jahre vernachläſſigtes Nierenleiden macht, kommt es zum Ausbruch, in der Regel kurzen Prozeß.“

Pieter Sörenſen ſtand mit weit aufgeriſſenen Augen und bewegte die Lippen krampfhaft, ohne aus der wie ausgetrockneten Kehle einen Laut hervorbringen zu können. „Sagt mal, Doktor,“ würgte er dann, „meint Ihr damit, daß — daß er wirklich ſterben muß?“

„Nichts mehr zu machen. Der Todeskampf iſt ſchon eingetreten, und er dürfte bald das Bewußtſein verlieren — aber was iſt Euch, Mann?“ Ordentlich erſchrocken nahm er wahr, wie der Hüne zur Seite taumelte und ſich ſchwer am Türpfoſten ſtützen mußte. „Geht's Euch denn ſo nahe? Ich dachte, Ihr ſtandet nicht gut mit ihm.“

„Wüßt' nicht, warum mir's nah gehen ſollte!“ knurrte Pieter, dem die Zunge nur widerwillig gehorchte. „Natürlich kann ich ihn nicht leiden. Aber wo's doch wegen ſeinem Jungen iſt — ſein Klaus und ich hingen damals an einem Balken und trieben im Waſſer, und für beide war kein Halt und — nun ja, der Klaus hatt' 'ne ſchlimme Stirnwunde und — konnt'

ſich nicht länger halten. Und wie er da mir zugerufen hat: ‚Rette du dich, Kamerad, mit mir iſt's ſowieſo aus — und kommſt du wieder heim, ſo grüß mir den alten Mann und tröſt ihn', und das war ſein letztes Wort. Mit dem iſt er verſunken. — Doktor, das war 'n Kerl! So gibt's keinen zweiten mehr. Und ich hab' mich doch ſelber feſthalten müſſen und konnt' ihn nicht retten. Und der Alte hängt ſo an ihm. Wetter auch, Doktor, ſo kiekt mich nicht ſo — ſo dumm an! Ich hab' den Alten doch auf andere Gedanken bringen müſſen."

Er wendete ſich ab und fuhr ſich mit dem Ärmel über die Augen. Dann trat er auf den Zehenſpitzen ins Krankenzimmer, während der Arzt die Treppe hinuntereilte, um Tante Köhne noch die letzten Verhaltungsmaßregeln einzuſchärfen.

Drinnen ſetzte ſich Pieter neben das Bett und betrachtete den darin liegenden Greis mit ſeltſam bewegtem Mienenſpiel.

Mitternacht war es geworden, als Kapitän Dugge die Augen öffnete und mit wirrem Blicke um ſich ſchaute. Es war totenſtill im Haus, nur von draußen drang das Rauſchen der See in den Schlafraum. Die Flut zog aus, und mit ihr zog der alte Seefahrer.

Pieter Sörenſen hatte die Stehlampe zur Hand genommen und leuchtete ihm ins Geſicht. „Hallo, altes Schiff!"

Aber der Greis kannte ihn nicht mehr. Blinzelnd ſtarrte er zu ihm auf, dann ſchüttelte er betrübt den Kopf. „Nein, du biſt nicht mein Klaus. — Aber er war ſchon im Zimmer. Sie meinen, er ſei ein fremder Mann, aber — er iſt mein Klaus, ich — ich werde doch meinen Jungen kennen! Und er war hier und — und nun kann ich ihn nicht mehr ſehen!" klagte er, während ſein Blick raſtlos durch den Raum wanderte.

„Nur ruhig, Vadding, siehst ihn bald wieder, deinen Klaus! Mein' immer, er steht schon neben uns."

Rastlos strichen die zitterigen Finger des Sterbenden über die Bettdecke. „Er hat mir's doch versprochen, daß er auf die Nacht kommen wollte, mein Klaus," rief er mit schriller Stimme. „Warum versteckst du ihn, Pieter Sörensen — hähä, ich kenn' dich — hähä, das letzte Mal konnt' ich es besser als du, du — du — Süßwasserflunder!"

Dann verwirrte sich sein Geist wieder, und er begann immer lauter und kläglicher nach seinem Sohn zu rufen.

Sein Jammern beschleunigte die Schritte des Arztes, der den Gang durch die finstere Mitternacht nicht gescheut hatte, um nochmals nach seinem sterbenden Patienten zu schauen.

Als der alte Kapitän seinen Tritt unten im Treppenhause hörte, da suchte er sich mit letzter Kraft im Bett aufzurichten, und eine unsägliche Sehnsucht sprach aus seinen flackernden Blicken. „Klaus, mein Jung, so komm doch — warum läßt du Vadding so lang warten! Ist ja so einsam ohne dich, mein Jung — so komm doch! Ich bin so müd' geworden und — und ich kann doch nicht einschlafen, bis du da bist, mein Jung!"

Einen Augenblick stand Pieter Sörensen bewegungslos und starrte auf den Greis. Dann beugte er sich über ihn. „Hallo, altes Haus, dein Jung ist da, läßt dich fragen, ob er hereinkommen soll!" schrie er ihm ins Ohr.

„Mein Klaus — so komm doch, komm doch!"

„Wart nur, ich hol' ihn dir!"

Mit einigen mächtigen Sätzen war der Hüne aus der Tür. Auf der obersten Treppenstufe traf er mit dem Arzt zusammen. Als er ihn nun mit mächtigem Griff bei der Schulter packte und dadurch zum Still-

ſtehen zwang, zitterte ſein mächtiger Körper vor Erregung.

„Aufgepaßt, Doktor — nun verſchreib' ich einmal das Rezept. Der Alte drinnen kann den Anker nicht lichten, eh' er ſeinen Jungen, den Klaus, nicht wiedergeſehen hat. Und nun ſpuckt mir nicht in die Suppe, Doktor, 'ne ſchönere Gelegenheit, dem alten Hummel 'n Garn anzudrehen, an das er bis zum jüngſten Tage glauben muß, gibt's niemals wieder. Darum nicht gemuckſt! Ich hab' die Lampe drinnen niedrig geſchraubt — und nun den Kragen hoch und meinen alten Südweſter in die Stirn gedrückt! So, nun ſchaut Ihr beinahe wie der Fliegende Holländer aus — und nun hinein mit Euch ins Zimmer und dem alten Mann das Sterben leicht gemacht!"

Damit ſchob er den Arzt, der kaum wußte, wie ihm geſchah, über die Schwelle in das matt erhellte Zimmer.

„Hurra, Kap'tän Dugge — da iſt Euer Junge, der Klaus!" rief Pieter im dröhnendſten Baß, während ihm die hellen Zähren über die wetterharten Backen herabrannen. „Juſt hat er Anker geworfen — und da iſt er! Und ich hab's ihm in die Hand hineingeſchworen, für Eure Stiene zu ſorgen! Tatſache, alter Seehund!"

Der alte Mann hatte ſich ſtarr im Bett aufgerichtet. Jedes Glied an ihm zuckte vor Erregung. „Pieter Sörenſen, du biſt zwar 'n Lügner," ſchrillte er wie in ſeinen guten Tagen, „aber — du haſt einmal die Wahrheit geſprochen, denn dort — — dort ſteht mein Sohn — — und darum ſoll dich — unſer Herrgott ſegnen und — — Klaus, mein Jung — — mein lieber, lieber Jung, biſt all wieder da!"

Und in unendlicher Sehnſucht breitete er die Arme weit nach der unbeweglich unter der Tür ſtehengebliebenen Geſtalt.

Dann hieb der Senſenmann das Ankertau durch, und Kapitän Dugge ſegelte mit von friſchem Glückswind geblähten Segeln in die Ewigkeit.

Als die beiden Männer den langſam zurückſinkenden Greis auffingen und in den Kiſſen betteten, war er ſchon tot.

* * *

Als Pieter Sörenſen durch das ungewiſſe Morgenlicht ſeiner Behauſung wieder zuſchritt, die kleine Stiene an der einen und ihr Kleiderbündelchen in der anderen Hand, da beugte ihm zum erſten Male die Laſt ſeiner Jahre die breiten, ſtarken Schultern.

Nachdem er dann das ſchlaftrunkene Kind auf ſeinem Lager gebettet und daneben geduldig gewartet hatte, bis es friedlich eingeſchlafen war, ſchaute er ſich im kahlen Raume wie ſuchend nach etwas, das er auf ewig verloren hatte, um. Dann ſtellte er ſich vor den winzigen Raſierſpiegel an der einen Fenſterwand und beſchaute ſich darin mit eigentümlich verkniffenem Mienenſpiel.

„Ich glaub' gar, du flennſt wie 'n altes Weib, du geräucherte Tranflunder!“ knurrte er ſein Spiegelbild an, als ihm ſeine Augen verdächtig feucht vorkamen. „Lach doch lieber, haſt du nicht dem alten Dugge das haarſträubendſte Garn auf die ewige Fahrt mitgegeben — und hat er's nicht buchſtäblich geglaubt und iſt darauf ſelig geſtorben? — Und iſt er nicht beſſer wie du ſelber dran, hat ſeinen Klaus wieder und — vielleicht iſt er nun droben bei meiner kleinen Frau und kann ihr's einreden, was ihr Mann für 'n erſchrecklicher Lügner iſt, wenn ſie's halt nicht beſſer weiß, die kleine liebe Frau. — Na alſo, warum heulſt denn, du altes Wrack, pfeif dir doch lieber was!“

Damit ſtellte er ſich richtig breitbeinig hin und ver-

ſuchte zu pfeifen. Aber ſchon bei den erſten Tönen blieb er kläglich ſtecken, ſetzte ſich auf den Bettrand neben das ſchlafende kleine Mädel, verbarg das Geſicht in den beiden mächtigen Pratzen und ließ ſich was zuſchulden kommen, was er ſich hinterher bis zu ſeinem letzten Tage nicht verzeihen konnte, und das er ſelbſt damals nicht fertig gebracht, als die Sturmflut ihm ſeine kleine Frau geraubt gehabt hatte — er weinte wie ein Kind.

Aber als ſpäter die Sonne der kleinen Stiene gerade ins Geſicht ſchien und ſie weckte, da nickte er der mit blinzelnden Blicken um ſich Schauenden gravitätiſch zu.

„Ausgeſchlafen — ja? Nun geht's ans Kaffeekochen, Kind. Da mußt du mir helfen, weil ich doch jetzt dein Großvater bin. Ja, da guckſt, Kleine — he? Aber hilft nichts. Deine Tante Köhne ſucht ſich 'nen Dienſt, weil nämlich der liebe Gott deinen richtigen Großvater ins Himmelreich gerufen hat. Und wirſt's denn nun aushalten bei mir und 'ne liebe kleine Dirn ſein, bis du einmal groß und erwachſen biſt und dir ſelber helfen kannſt — was?"

Das Kind verſtand von alledem, was er ſagte, nur das wenigſte, aber es ſtreckte glückſtrahlend die Ärmchen nach dem verwitterten, ungeſchlachten Manne aus, in deſſen Blicken es ſo zärtlich aufleuchtete, und der von allen Menſchen der einzige war, der ſie lieb hatte.

Da nahm Pieter Sörenſen die kleine Stiene an ſein Herz und bat den Herrgott, ihm noch ein Dutzend Jährlein oder ſo zu ſchenken, damit er für die Kleine Sorge tragen und — mit dem alten Kapitän Dugge, der nun wohl ſegnend auf ſie herabſchauen mochte, gründlich quitt werden konnte.

Neues vom Planeten Mars.

Von Dr. Fr. Parkner.

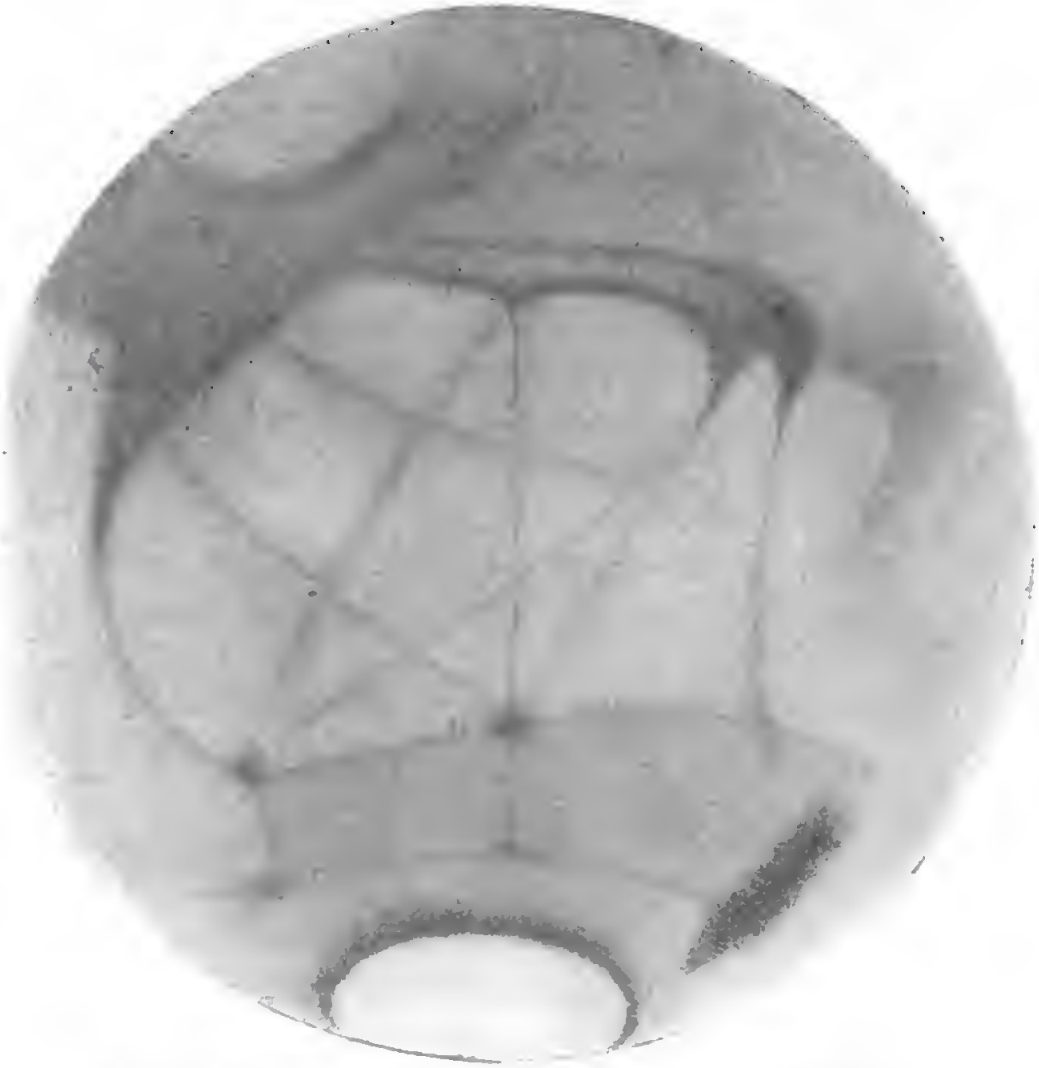
Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Von allen Planeten, die mit unſerer Erde die Sonne umkreiſen, iſt uns der Mars der nächſte. In der Zeit ſeiner Oppoſition rückt er bis auf 55 Millionen Kilometer an den Erdkörper heran, eine Entfernung, die gegenüber den ſonſtigen Abmeſſungen im Weltraum ſehr gering iſt. Dieſe Nähe wurde den Aſtronomen ſchon frühzeitig Anlaß, dem Mars ihre beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Geſteigert wurde das Intereſſe noch weſentlich dadurch, daß man im Gegenſatz zu anderen, noch feuerflüſſigen Planeten auf dem Mars Verhältniſſe auffand, die mit denen auf unſerer Erde große Ähnlichkeit aufweiſen. Wir ſind daher heute über viele Einzelheiten der Marsoberfläche unterrichtet, von denen aber eine ganze Reihe die verſchiedenartigſte Deutung erfahren hat.

Mit dem bloßen Auge betrachtet, erſcheint der Mars in einem ſtark roten Licht, während er, mit dem Fernrohr beobachtet, in einem mehr gelblichen Licht erſtrahlt. An Größe ſteht er ſehr erheblich hinter unſerer Erde zurück. Denn ſein Durchmeſſer beläuft ſich auf nur 6743 Kilometer, während der Durchmeſſer der Erde 12 712 Kilometer mißt.

Das Teleſkop zeigt bekanntlich, daß die Marsoberfläche in zahlreiche dunkle Flecken und hellere, gelblichrote Gebiete zerfällt. Nach der gewöhnlichen An-

ſchauung werden die dunklen Flecken für Waſſeranſammlungen, die gelblichroten für Landmaſſen gehalten. Man hat zwei größere Ozeane, zweiundzwanzig Binnenmeere, vier Meeresbuchten und fünf Kon-



Anſicht vom Mars im Jahre 1901 mit Polarflecken, Feſtland, Meer und Kanälen.

Nach einer Zeichnung von E. M. Antoniadi. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

tinente gezählt, denen man nach dem Vorgang des Aſtronomen Schiaparelli zumeiſt lateiniſche und griechiſche Namen verliehen hat.

Im Gegenſatz zur Erde, wo ſich das Meer zum Land

wie 3 : 1 verhält, überwiegt das Land auf dem Mars über das Wasser. Das Verhältnis ist hier ungefähr wie 2 : 1. Auch stellen sich die Meere weniger als ungeheure Ozeane dar, sondern sie gleichen, wie schon angedeutet, mehr kleineren, abgeschlossenen Bezirken, die verschiedentlich mit breiten Buchten in das Land eingreifen. So ist eine dieser Buchten, die Syrtis major, 1800 Kilometer breit. Ebenso haben die Landmassen ein eigenartiges Gepräge, indem ihre Küsten stark zerklüftet sind, vielfach Halbinseln und Landzungen aussenden und von einem Kranz von Inseln umgeben sind. Die Hauptmasse des Landgebietes liegt auf der nördlichen Halbkugel. Die Deutung der dunklen Flecken als Wasseransammlungen beruht darauf, daß das Wasser die Sonnenstrahlen nicht so stark reflektiert als das Festland.

An den beiden Polen machen sich große helle, nach den Jahreszeiten veränderliche Flecken bemerkbar. Der südliche Polarflecken, der nicht genau mit dem Pol zusammenfällt, sondern von ihm etwa 300 Kilometer entfernt ist, wird von einem großen dunklen Gebiet eingefaßt. Der nördliche Polarflecken stimmt fast genau mit dem Pol überein und liegt mitten in einem Gebiet von gelblicher Farbe.

Wie schon erwähnt, verändert sich der Flächenraum der Polarflecken. Im Jahr 1892 ging, als die südliche Hemisphäre des Mars Sommer hatte, die Ausdehnung des südlichen Polarflecken von 2000 Kilometern bis auf 300 Kilometer zurück, und im Marssommer des Jahres 1904 schwand er vollständig. Ebenso nahm der nördliche Polarflecken, als die nördliche Hemisphäre Sommer hatte, in den Jahren 1882, 1884 und 1886 beträchtlich ab. Gleichzeitig entstanden auf der nördlichen Hemisphäre große dunkle Bezirke, demnach, wenn die Auf-

faſſung zutrifft, daß die dunklen Stellen Waſſeranſammlungen ſind, Überſchwemmungen.

Auf Grund der Kenntniſſe von unſerem Erdkörper und der Beobachtungen, daß die Polarflecken ſich im Sommer verringern, im Winter aber wachſen, hat ein Teil der Forſcher geſchloſſen, daß die Polarflecken von Eis- und Schneemaſſen bedeckt ſind. Unter dem Einfluß der Sonnenwärme ſchmelzen ſie nach dieſer Anſchauung im Sommer und laſſen ihre Schmelzwaſſer abſtrömen, die dann auf der nördlichen Hemiſphäre zur Bildung von Überſchwemmungsgebieten führen, im Winter aber erfolgt eine neue Gefrierung und damit eine Vergrößerung ihrer Ausdehnung. Ein anderer Teil der Forſcher ſtimmt zwar der Vereiſung und Schneebedeckung der Polarkappen nicht zu, unterläßt es aber, für die Natur der Polarflecken eine beſtimmte Erklärung zu geben. Ihre Veränderlichkeit wird dagegen nicht angezweifelt.

Im allgemeinen bietet ſich die Marsoberfläche als Flachland dar. Doch fehlen auch Hochebenen und Bergzüge nicht. Der amerikaniſche Aſtronom Trouvelot beobachtete in den Jahren 1877 bis 1879 während der Marsphaſe am Rande der Planetenſcheibe vorgewölbte Erhebungen, die er als Bergketten und Hochebenen auffaßte. Seine Beobachtungen ſind in den Jahren 1892 und 1894 während der Oppoſition von anderen Aſtronomen beſtätigt worden. Größere Bergketten ziehen ſich auf dem ſogenannten „Gill-Land“ zwiſchen dem 60. und 70. Grad ſüdlicher Breite hin. Ebenſo erſtrecken ſich Bergzüge am Nordufer des „Ozeans Kepler“ und an der ſüdweſtlichen Küſte von „Secchi-Land“, die das „Meer Lambert“ begrenzen. Bei einer Meſſung fand man eine Länge von 140 und eine Höhe von etwa 3 Kilometern, ſo daß es

sich im Vergleich mit unseren Hochgebirgen nur um mäßige Erhebungen handeln dürfte.

Ohne Zweifel besitzt der Mars eine Atmosphäre. Bestimmte Gründe sprechen aber dafür, daß sie beträchtlich dünner ist als die unsere. Eine Zeitlang glaubte man, in ihr Wasserdampf nachweisen zu können. Jedoch hat es sich ergeben, daß die mittels des Spektroskops festgestellten schwarzen Linien vom Wasserdampf der irdischen Atmosphäre herrührten, da ihnen keine Verschiebung eigen war, die mit der Radialgeschwindigkeit des Mars übereinstimmte.

Wolkenbildungen sind mehrfach beobachtet worden. Im allgemeinen ist aber die Atmosphäre klar, so daß Niederschläge in Form von Regen und Schnee verhältnismäßig selten sein dürften.

Obgleich der Mars im Mittel über 228 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt ist, empfängt er dennoch von ihr hinreichende Mengen von Licht und Wärme. Bei der klaren Atmosphäre wird die Sonnenstrahlung am Tage ziemlich stark, dafür aber auch die Ausstrahlung in der Nacht bedeutend sein, so daß nachts eine erhebliche Abkühlung eintritt. Die sommerliche Witterung wird daher den hellen Tagen ähneln, die bei uns auf höherem Berggelände herrschen.

Da die Achsenstellung des Mars zu seiner Bahnebene und die Schiefe der Ekliptik ziemlich mit denselben Verhältnissen unserer Erde übereinstimmen, so hat auch jener Weltkörper zwei kalte, zwei gemäßigte und eine heiße Zone sowie sich miteinander ablösende Jahreszeiten. Da der Mars jedoch einen längeren Weg als die Erde um die Sonne zu durchlaufen hat, so ist demgemäß sein Jahr länger, und seine Jahreszeiten haben eine längere Dauer. Das Marsjahr zählt 668 Tage. Auf einen Marstag entfallen 24

Stunden, 37 Minuten und 23 Sekunden. Der Frühling umfaßt 191 Tage, der Sommer 181, der Herbst 149 und der Winter 147 Tage.

Es wurde bereits erwähnt, daß sich in der Zeit, in der sich der eine oder der andere Polarflecken verringert, also auf der zugehörigen Hemisphäre Sommer herrscht, die dunklen Bezirke vergrößern. Zur Veranschaulichung der Veränderungen auf der Marsoberfläche mit Eintritt der warmen Jahreszeit mag eine Reihe von Abbildungen aus dem Frühling des Jahres 1903 dienen.

Veränderungen auf der Marsoberfläche im Frühling 1903.
Nach einer Zeichnung von E. M. Antoniadi. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

Veränderungen auf der Marsoberfläche im Frühling 1903.
Nach einer Zeichnung von E. M. Antoniadi. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

Derartige Veränderungen lassen sich auch an bestimmten kleineren Bezirken feststellen, wie der Sabäischen Bucht (Sinus Sabaeus) und dem Sonnensee (Lacus solis). Sie gleichen sich nicht in allen Jahren vollständig, sondern schwanken hinsichtlich ihrer Ausdehnung, was darauf beruhen dürfte, daß sie von den jeweiligen Witterungsverhältnissen der einzelnen Jahre abhängig sind. Die Veränderungen vollziehen sich, wie man namentlich am Sonnensee beobachten konnte, ziemlich rasch, und sie erstrecken sich über Tausende von Quadratkilometern.

6. April.

5. April.

11. April.

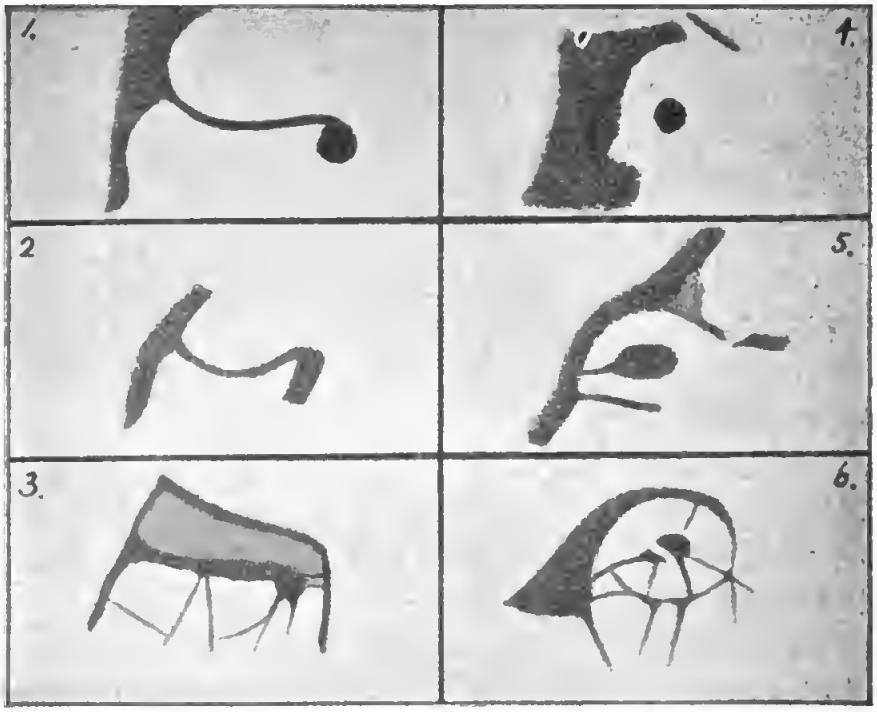
Veränderungen auf der Marsoberfläche im Frühling 1903.

Nach einer Zeichnung von E. M. Antoniadi. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

Wie sind nun diese Vorgänge zu erklären? Es wurde schon gesagt, daß die Verringerung der Polarflecken mit der Ausdehnung gewisser dunkler Stellen einhergeht, und daß diese Umwandlung der Küstengebiete auf Überschwemmungen zurückgeführt wird. Ein Teil der Astronomen betrachtet nun auch die binnenländischen Veränderungen als eine Folge von Überschwemmungen, und er stützt sich bei dieser Auslegung auf den Verlauf der merkwürdigsten Erscheinung der Marsoberfläche, der sogenannten Kanäle.

Die „Kanäle", von denen man über hundert kennt,

verlaufen, wie aus der nachstehenden Marskarte ersichtlich ist, in gerader oder leicht geschwungener Richtung, kreuzen sich verschiedentlich, beginnen stets an einem Meer und endigen in ein anderes Meer oder einen Binnensee. Ihre Länge schwankt von 500 Kilo-



Veränderungen der Sabäischen Bucht und des Sonnensees in verschiedenen Jahren.

Nach einer Zeichnung von Mr. Walter Maunder F. R. A. S. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

1. Sabäische Bucht im Jahre 1830, 2. im Jahre 1862, 3. im Jahre 1890. 4. Sonnensee im Jahre 1830, 5. im Jahre 1862, 6. im Jahre 1890.

metern bis zum Drittel des Planetenumfanges. Die Breite beträgt 30 bis 300 Kilometer. In die Augen fällt ihre systematische Anordnung. Sodann bemerkt man, daß mit der Annäherung der wärmeren Jahreszeit auf dem Mars, wie es die beigegebenen Kärtchen zeigen, die dunklen Linien sich immer deutlicher ausbilden.

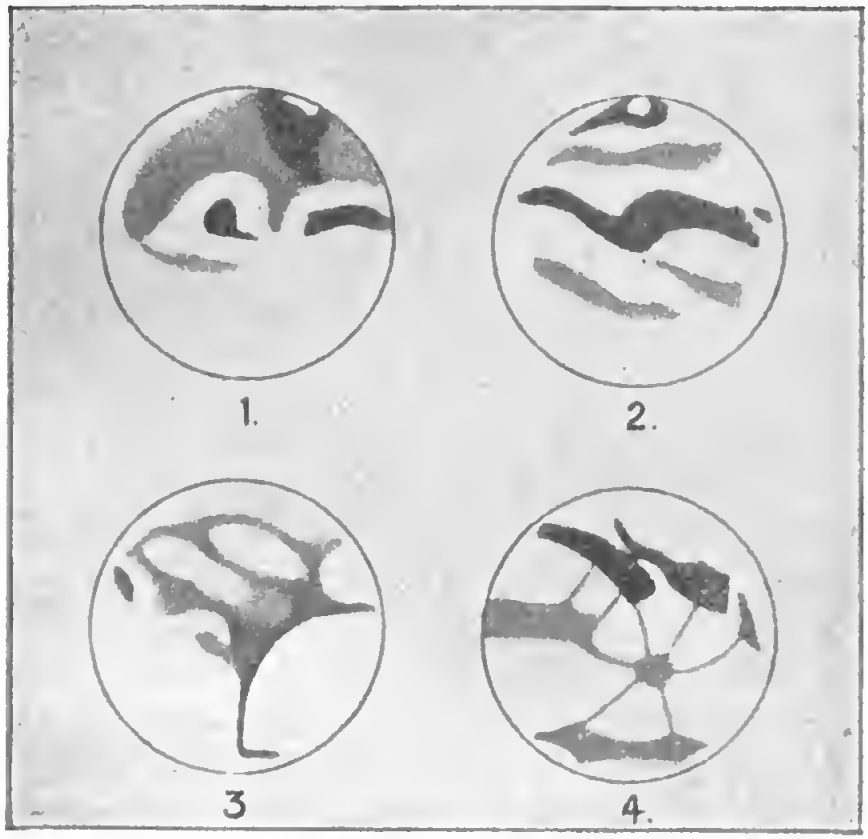
Da das Hervortreten der dunklen „Kanäle" mit

der Verringerung der Polarflecken, also mit der vermutlichen Schnee- und Eisschmelze an den Polen, zeitlich zusammenfällt, und da sie ferner mit den Meeren und den Binnenseen in Verbindung stehen,

Marskarte mit den Meeren, Seen und Kanälen.

so spricht vieles dafür, daß man es hier tatsächlich mit Wasserläufen zu tun hat, die von vernunftbegabten Wesen zu bestimmten Zwecken angelegt worden sind. Der Mars ist bei seinem hohen Alter sicher wasserarm. Die künstlichen Wasserläufe könnten nun als Kanäle dem Verkehr dienen und zugleich auch zur Bewässerung

des anliegenden Geländes, wobei dann von den Hauptadern zahlreiche für uns unsichtbare Nebenkanäle abgeleitet sein könnten. Auf diese Weise würde sich für die Marsbewohner bei der herrschenden Trockenheit



Marsansichten aus verschiedenen Jahren ohne Kanäle und mit denselben.

Nach einer Zeichnung von Mr. Walter Maunder F. R. A. S. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

1. September 1877. 2. September 1877. 3. November 1879. 4. Januar 1882.

die Bebauung ihrer Äcker ermöglichen lassen, ähnlich wie es in Ägypten durch die Ausnützung des Nilwassers der Fall ist.

Die Deutung der dunklen Linien als Wasserstraßen hat man durch den Hinweis auf ihre ungewöhnliche Breite und ungeheure Länge zu widerlegen gesucht.

Allerdings sind Kanäle von 500 Kilometer Breite und 5000 Kilometer Länge für uns ein Unding. Daher ist man auf den Gedanken gekommen, daß die dunklen Linien nicht tief ausgeschachtete Betten sind, sondern nur flach abgetragene Streifen, die beiderseits von Dämmen eingefaßt sind. Die Arbeit für die Anlegung dieser künstlichen Wasserstraßen wäre dann tatsächlich viel geringer gewesen.

Aber es ist durchaus nicht nötig, diese Erklärung heranzuziehen. Die Wasserverarmung des Mars durch Bindung des Wassers an das Gestein ist nicht plötzlich eingetreten, sondern ganz allmählich vor sich gegangen. Hunderttausende von Jahren sind verflossen, bis der Mars von dem Zustand, in dem sich jetzt noch unsere wasserreiche Erde befindet, bis zu seiner gegenwärtigen Wasserarmut gelangte. Vernunftbegabte Wesen auf dem Mars, die zur Bebauung ihrer Felder und Gewinnung von pflanzlichen Nahrungsmitteln des Wassers bedurften, brauchten demnach die riesigen Kanäle nicht in wenigen Jahren anzulegen, sondern sie hatten dafür große Zeiträume zur Verfügung, so daß sie die das Wasser zuleitenden Kanäle mit dem fortschreitenden Schwinden der Flußläufe und Niederschläge ganz allmählich verbreitern und verlängern konnten. Ja, es war dies nicht einmal Sache ihres freien Willens, vielmehr standen sie unter dem eisernen Zwang. Wollten sie nicht aus Mangel an Nahrungsmitteln verhungern, so mußten sie zu dem Aushilfemittel greifen, das Meerwasser für landwirtschaftliche Bewässerungen zu verwenden. Die unentrinnbare Not aber besiegt alle Schwierigkeiten und Hindernisse.

Wird auf dem Mars Meerwasser für landwirtschaftliche Zwecke ausgebeutet, so sind die Kulturpflanzen sicher andere, als wir sie anbauen. Denn auch das Meerwasser des Mars ist salzhaltig. Kochsalz wirkt

aber für die meiſten Pflanzen giftig. Indeſſen gibt es eine Anzahl Pflanzen, die Halophyten, die gerade ſalzhaltigen Boden bevorzugen. Es ſei hier nur an den Strandhafer und das Meerkraut erinnert. Gewiß werden es die Marsbewohner gelernt haben, Salzpflanzen zu Kulturpflanzen heranzuziehen. Außerdem werden ſich aber zahlreiche Pflanzen gewandelt haben, indem ſie ſich mehr und mehr den ſich abändernden Lebensbedingungen anpaßten, ſo daß ſie nun auch in der neuen Geſtalt verwertet werden können.

Der amerikaniſche Aſtronom Lowell iſt übrigens der Meinung, daß die dunklen Flecke keine Meere darſtellen, ſondern als bewäſſerte Vegetationsgebiete zu erachten ſind, deren Färbung ſich ändert, je weiter die wärmere Jahreszeit auf dem Planeten von den Polen nach dem Äquator zu vorrückt. Er glaubt deshalb auch, daß wir die eigentlichen Kanäle nicht ſehen, und hält die dunklen Linien für die bewäſſerten Landſtreifen, die ſich mit dem neuen Pflanzenwuchs bedecken. Demgemäß erklärt er die Seen des Binnenlandes für Oaſen in der ſonſt wüſtenähnlichen Planetenoberfläche.

Neuerdings iſt ſogar das Vorhandenſein der Kanäle bezweifelt worden. Die Aſtronomen Antoniadi und Maunder haben gegen ihre Exiſtenz den Einwand erhoben, daß die beſten Teleſkope ſtatt der geraden Linien nur unregelmäßig verſtreute, blaſſe Fleckchen zeigen. Wie man, wenn man mit einer ſtarken Lupe eine Raſterautotypie betrachtet, nur einzelne verſchieden ſtarke Punkte erkennt, das dargeſtellte Bild aber erſt bei der Betrachtung ohne Vergrößerung wahrnimmt, ſo ſollen nach der Anſicht der genannten Aſtronomen die einzelnen kleinen Fleckchen vom Auge des Beobachters unwillkürlich zu den einfachſten, das heißt geradlinigen Figuren verbunden werden.

Gegen dieſen Vergleich läßt ſich dreierlei vorbringen. Zunächſt ſind von gewiſſen Kanälen photographiſche Aufnahmen gemacht worden, wobei die Kanäle allerdings nur ſchwach angedeutet waren. Sodann aber ſind die Kanäle von einer ganzen Reihe von Beobachtern immer an denſelben Stellen wahrgenommen worden. Es müſſen alſo an dieſen Stellen ganz beſondere, von der Umgebung abweichende Verhältniſſe vorliegen. Drittens zeigen die Linien nicht eine willkürliche Führung, ſondern, wie erwähnt, eine ſyſtematiſche Anordnung. Wegen der ſyſtematiſchen Verteilung müſſen ſie als künſtliche Gebilde vernunftbegabter Weſen erachtet werden.

Dagegen kann vielleicht bei der Verdoppelung der Kanäle ein Beobachtungsfehler in Betracht kommen. Ältere Aſtronomen haben nämlich berichtet, daß ſie neben den ſchon beſtehenden Linien in wenigen Tagen neue auftauchen ſahen, die von den erſteren einen Abſtand von 50 bis 600 Kilometern hatten. Mit den jetzigen ſchärferen Inſtrumenten hat man von dieſer Verdoppelung nichts wahrgenommen.

Völlig zurückzuweiſen iſt die Verdoppelung aber auch gegenwärtig noch nicht. Wie auf der Erde, ſo kann es auch auf dem Mars Witterungsperioden geben. Es iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß auf dem Mars in letzter Zeit eine Witterungsperiode geherrſcht hat, die die Benützung der Parallelkanäle zu Bewäſſerungszwecken nicht erforderlich gemacht hat. Nach dem Ablauf dieſer Witterungsperiode kann aber wieder die Überflutung der Nebenkanalbetten nötig werden, und dann ſehen künftige Beobachter von neuem Verdoppelungen.

Nur nicht ſchenken!

Novelle aus dem Zirkusleben. Von Carl Schüler.

(Nachdruck verboten.)

Schon, als der elektriſche Straßenbahnwagen vom Platz vor dem Brandenburger Tor in die Charlottenburger Chauſſee einbog, ſahen die Menſchen, die auf dem Vorderperron des Wagens ſtanden, daß ein Unglück faſt unvermeidlich war.

Ein Pferd vor einem Dogcart, ein hochbeiniger nervöſer Rappe, mit geſchorener Mähne und Stummelſchweif, war ſeiner Herrin vollkommen aus der Hand gegangen. Am Brandenburger Tor hatte ihn das Knattern eines Automobils erſchreckt, aber noch hielten die kleinen Fäuſtchen der Dame auf dem Bock die Zügel ſcharf angezogen, noch konnte man hoffen, daß das Tier den Schreck überwinden würde, da wollte es das Unglück, daß in raſender Fahrt und unter heftigem Klingeln eine Dampfſpritze der Feuerwehr an der Kreuzung der Siegesallee in kurzer Entfernung an dem ſcheu gewordenen Rappen vorbeijagte.

Nun gab es für das Tier kein Halten mehr.

Es warf ſich zurück, wobei es einen Scherenbaum zerbrach und ſtürmte dem Brandenburger Tor zu.

Bei der ſcharfen, ganz unvorhergeſehenen Kehrtſchwenkung wurde der Groom, der bisher auf dem

Rücksitz des Dogcarts ein behagliches Dasein geführt hatte, in weitem Bogen zur Erde geschleudert.

Hilfreiche Passanten nahmen sich seiner an. Einige Herren machten auch schwache Versuche, mit Hilfe ihrer vorgehaltenen Spazierstöcke das Pferd aufzuhalten, ihm in die Zügel zu fallen, wagte keiner. Der leichte Wagen folgte in wilden Sprüngen dem Pferd, mit dem er nur noch durch einen Strang verbunden war.

Der Dame waren die Zügel aus den Händen geglitten. Sie klammerte sich instinktiv an das Geländer ihres Sitzes an und sah mit weit aufgerissenen Augen dem Unvermeidlichen entgegen.

Auf dem Platz vor dem Tor kreuzten zahlreiche Wagen der elektrischen Straßenbahn und andere Fuhrwerke den Weg des scheu gewordenen Pferdes. Die Größe des Unglücks, das im nächsten Augenblick eintreten mußte, war nicht abzusehen.

Die Passanten flohen auf die Bürgersteige und blickten angstklopfenden Herzens dem Augenblick entgegen, in dem ein Zusammenprall mit einem anderen Fuhrwerk der Todesfahrt der jungen Dame ein blutiges Ende bereiten mußte.

Da löste sich plötzlich aus der Schar der Gaffer ein kleiner, schmächtiger Bursche. Wie ein Pfeil schoß er auf das Pferd los, und in dem Augenblick, als es an ihm vorbeijagen wollte, sprang er ihm mit der Geschmeidigkeit eines Panthers an den Kopf.

Ein Schrei aus tausend Kehlen begleitete die Tat des waghalsigen Burschen. Im nächsten Augenblick mußte er unter den Hufen des Pferdes liegen.

Aber er verstand seine Sache. Wohl warf der Rappe den Kopf zurück, wohl stellte er sich kerzengerade auf die Hinterbeine, das kleine Bündel, das ihm mit

feſter Hand die Nüſtern zuſammenklemmte, wurde er nicht los.

Der Kampf zwiſchen dem Pferd und dem Burſchen währte nur Sekunden, das Pferd ſtand zitternd, mit keuchender Bruſt, ſchweißbedeckt ſtill.

Sein Bezwinger klopfte ihm nun liebkoſend den ſtolz gebogenen Hals.

Kaum war das Pferd zum Stehen gebracht, als von allen Seiten Helfer herbeieilten. Man half der Dame von ihrem Sitz herunter und führte ſie zu einer Bank. Ein Schutzmann kam, um ſich ihren Namen zu notieren. Man wußte nicht recht zu welchem Zweck.

„Grete, Freiin v. Üchtinghauſen," gab die erſchöpfte Dame mit ſchwacher Stimme ihren Namen an. Ihr Mann war Rittmeiſter in einem ſchleſiſchen Ulanenregiment und zum Generalſtab nach Berlin kommandiert.

Es fand ſich ein zuverläſſiger Mann, der die Überführung des Pferdes und des zerbrochenen Wagens nach der in Weſtend gelegenen Villa des Rittmeiſters übernahm. Der Groom, der leidlich gut davongekommen war, begleitete den Mann. Für Frau Grete v. Üchtinghauſen winkte der Schutzmann ein Automobil heran.

Bis dahin hatte ſich niemand um den jungen Menſchen gekümmert, der das Pferd zum Stehen gebracht hatte. Dem Burſchen waren die Kleider etwas in Unordnung geraten, und abſeits von der Gruppe, die ſich ſofort um den Schutzmann und die Dame gebildet hatte, ſuchte er, ſeinem äußeren Menſchen wieder einen gewiſſen Anſtrich zu geben.

Ein Arbeiter erinnerte ſich zuerſt des jungen Mannes. „Sie, Herr Wachtmeeſter," ſagte er zu dem Schutzmann, „vergeſſen Se nich det Männeken, det ſich dem

Jaul an die Neeſe jehangen hat, vor die Rettungsmedaille zu notieren."

Mit einem Schlage wandte ſich die Aufmerkſamkeit aller dem tapferen Lebensretter der Dame zu.

„Wo iſt er? Ich möchte ihm gern danken," ſagte Grete v. Üchtinghauſen.

Im Nu hatte man den jungen Mann entdeckt, und trotz ſeines Sträubens führte man ihn vor den Schutzmann und die Dame.

„Wie heißen Sie?" fragte der Schutzmann, der fortwährend mit geheimnisvoller Miene Notizen in ein kleines dickes Buch eintrug.

„Heinz Kanitz."

„Was ſind Sie? Wo wohnen Sie?"

„Ich bin Artiſt im Zirkus Buſch und wohne Auguſtſtraße 119," antwortete nach kurzem Zögern der Gefragte.

„Aha!" tönte es aus der Menge. „Ein Kunſtreiter! Na ja, nur ſo einer konnte ſolche Kunſtſtücke machen!"

Grete drückte dem jungen Mann die Hand.

Heinz Kanitz wurde rot und ſtammelte: „Es war mir eine Ehre, gnädige Frau!"

Sie gab ihm ihre Karte und bat ihn um ſeinen Beſuch. Auch ihr Mann würde ſich bei ihm bedanken wollen. Sie wagte nicht, ihm eine Belohnung anzubieten, das konnte ja Lothar ordnen.

Heinz Kanitz verſprach, am anderen Tag hinaus nach Weſtend zu kommen, zog ſein weiches, kleines Filzhütchen und eilte dann dem Brandenburger Tor zu.

Während der Schutzmann unentwegt Aufzeichnungen in ſein Notizbuch ſchrieb, ſetzte ſich Grete v. Üchtinghauſen in das Automobil und fuhr in der Richtung nach Charlottenburg davon.

* * *

Der Rittmeiſter v. Üchtinghauſen ſaß mit ſeiner jungen Gattin auf der Terraſſe der Villa, die ſie für die Zeit ihres Berliner Aufenthaltes gemietet hatten, und nahmen das erſte Frühſtück ein.

„Hier ſteht die Geſchichte deiner tollen Fahrt ſogar ſchon in der Zeitung,“ ſagte Lothar und reichte ihr das Blatt hinüber.

Die junge Frau ſah noch etwas blaß aus. Der ausgeſtandene Schreck hatte ſich, als ſie heimgekommen war, in einem Strom von Tränen Luft gemacht. Man hatte ſie ſchnell zu Bett gebracht und den Hausarzt gerufen. Der hatte bei der jungen Frau einen leichten Nervenchok konſtatiert und ihr Ruhe empfohlen. Die Nacht hatte ſie gut geſchlafen, und nun fühlte ſie ſich wieder ganz wohl.

Sie nahm die Zeitung und las: „Geſtern ereignete ſich am Brandenburger Tor ein Vorfall, der leicht die ſchlimmſten Folgen hätte nach ſich ziehen können. Die Frau eines Offiziers lenkte ſelbſt das feurige Pferd ihres Dogcarts. Durch einen vorüberfahrenden Zug der Feuerwehr ſcheu gemacht, ging das Pferd durch und jagte durch die Charlottenburger Chauſſee direkt dem Platz vor dem Tor zu, auf dem gerade ein ſehr lebhafter Verkehr herrſchte. Ein ſchweres Unglück ſchien unvermeidlich, als es im letzten Augenblick einem jungen Mann gelang, das Pferd zum Stehen zu bringen. Da das Aufhalten des Pferdes für den Retter mit eigener Lebensgefahr verbunden war, ſo notierte ſich ein Schutzmann den Namen des jungen Mannes, dem ohne Zweifel die Rettungsmedaille gebührt. Der junge Lebensretter gab an, Heinz Kanitz zu heißen und ein Angeſtellter des Zirkus Buſch zu ſein. Auf eine Anfrage bei der Direktion des Zirkus wurde uns jedoch mitgeteilt, daß dort ein Mann mit dieſem Namen unbekannt wäre.“

„Was ſagſt du dazu?“ fragte Lothar. „Dein Lebensretter hat dem Schutzmann einen falſchen Namen angegeben. Iſt der Menſch nun ein Schwindler oder ein Muſter von Beſcheidenheit?“

Frau Grete faltete die Zeitung zuſammen und legte ſie unter ihren Teller. „Den Artikel ſchneide ich heraus und ſchicke ihn an Mama,“ ſagte ſie. „Was den jungen Mann anbetrifft, der ſich ſo mutig gezeigt hat, ſo hoffe ich, daß er ſein Wort halten und uns beſuchen wird. Ob er Kanitz oder Müller heißt, iſt mir ganz gleich. Jedenfalls ſäße ich jetzt nicht munter und geſund neben dir, wenn er nicht ſein Leben für das meine auf das Spiel geſetzt hätte.“

Sie ſtand auf, ſetzte ſich ihrem Mann auf das Knie und küßte ihn zärtlich.

„Denk mal, dann wäre ich jetzt tot oder furchtbar verſtümmelt! Du darfſt doch meinen Lebensretter nicht einen Schwindler nennen!“

Lothar lachte. „Das hab' ich doch gar nicht getan. Ich bin dem jungen Mann doch mindeſtens gerade ſo verpflichtet wie du. Wenn die Frau, die er mir gerettet hat, auch ſehr unfolgſam iſt und gegen meinen ausdrücklichen Wunſch mit einem Pferd ſpazieren fährt, das an den Berliner Straßenlärm noch nicht gewöhnt iſt, ſo habe ich dieſe kleine Frau doch ſo lieb, daß ich ihrem Lebensretter alles, was ich beſitze, geben könnte, nur weil er mir dieſe liebe, herzige Frau geſund und heil erhalten hat.“

Und während er ſprach, gab er Grete ein Dutzend Küſſe auf den friſchen, roten Mund.

„Du — du!“ drohte die junge Frau. „Wenn du da nur nicht zu viel behauptet haſt. Dein ganzes Vermögen ſagſt du, würdeſt du ihm geben?“

Der Rittmeiſter lächelte und ſtreichelte verliebt ſeiner

hübſchen Frau die Wangen. „Es iſt ſchon eine Sünde von dir, nur daran zu zweifeln, du ungläubiger Thomas!“

„Sei nur nicht böſe, du Guter! Du Beſter! Ich glaub's ja ſchon!“

Und ſie bekräftigte ihre Worte wiederum damit, daß ſie ihn mit Küſſen beinahe erſtickte.

„Ein wundervoller Nachtiſch,“ ſagte der Rittmeiſter, ſtrich ſich den in Unordnung geratenen Schnurrbart in die Höhe und wendete ſeine Aufmerkſamkeit dem Militärwochenblatt zu, das ihm der Diener überreichte.

Nach dem Frühſtück ſchrieb Frau Grete einen langen Brief an ihre Mutter, dem ſie den Zeitungsausſchnitt beilegte. Nachdem ſie ihr Abenteuer ausführlich erzählt hatte, ſchrieb ſie weiter: „Rieſig lieb hat ſich mal wieder mein ſüßer Männe bei der Geſchichte benommen. So ein Unglück hat doch auch ſein Gutes. Das iſt eine Probe auf die wahre Liebe. Denk' Dir, liebe Mutti, heute morgen beim Frühſtück, bei dem er ganz beſonders zärtlich war, ſagte er, er ſei meinem Lebensretter ſo dankbar, daß er ihm ſein ganzes Vermögen geben könnte. Heute kommt der junge Mann, der mich gerettet hat, zu uns heraus. Ich bin neugierig, wie ihm Lothar ſeine unbegrenzte Dankbarkeit erweiſen wird.“

Dann holte ſich die junge Frau bei der Mutter noch Rat in einigen Wirtſchaftsangelegenheiten, und mit vielen tauſend Küſſen — auch von Lothar — ſchloß ſie ihren Brief.

Am Nachmittag — Lothar war noch nicht vom Dienſt zurück — meldete der Diener einen jungen Mann bei der Frau Baronin an, der zu ſeiner Legitimation eine Viſitenkarte der Frau v. Üchtinghauſen dem Diener übergeben hatte.

„Mein Lebensretter!“

Grete ſprang auf und eilte ſchnell an dem Diener vorbei, hinaus auf die Diele.

Dort ſtand, ſein Hütchen verlegen in der Hand drehend, Heinz Kanitz.

Die Baronin reichte ihm mit freundlichem Lächeln die Hand. „Seien Sie mir herzlich willkommen! Legen Sie ab und treten Sie näher!“

Heinz Kanitz legte ſein Filzhütchen auf einen Tiſch und folgte der Baronin in den Salon.

„Alſo nochmals meinen herzlichſten Dank!“ ſagte ſie, als ſich die Türe hinter ihnen geſchloſſen hatte, und noch einmal ſtreckte ſie dem jungen Mann beide Hände entgegen.

Die Umgebung, die Anweſenheit der ſchönen Frau, die Herzlichkeit, mit der ſie ihn begrüßte, verſchüchterten Heinz Kanitz und verſchlugen ihm die Stimme. Er drückte Grete zuerſt die rechte Hand und dann die linke, aber irgend eine Entgegnung brachte er nicht heraus.

Frau Grete bat ihren Gaſt, ſich zu ſetzen. Heinz Kanitz folgte etwas zögernd der Aufforderung. Er ſetzte ſich auf die äußerſte Ecke eines Stuhles, ſo daß es ausſah, als müſſe er jeden Augenblick abrutſchen, dabei durchflogen ſeine Blicke voller Bewunderung das luxuriös eingerichtete Zimmer.

„Sie ſehen, ich habe mich von dem Unfall wieder ganz erholt,“ begann Frau Grete die Unterhaltung.

„Na ja, paſſiert iſt Ihnen ja auch nichts,“ gab Heinz Kanitz zurück.

„Na, ich danke — der Schreck! Rechnen Sie den für gar nichts?“

„Ach ja, daran hatte ich nur nicht gleich gedacht. Ich bekomme nämlich nie einen Schreck. Aber bei ſo einer Dame iſt das natürlich etwas anderes.“

„Haben Sie ſchon den Artikel in der Zeitung geleſen, Herr Kanitz?“ Frau Grete legte einen beſonderen Nachdruck auf den Namen ihres Retters. „In dem Artikel iſt Ihre Heldentat in das richtige Licht geſetzt. Es ſteht in der Zeitung, daß Sie die Rettungsmedaille haben müßten.“

Heinz Kanitz lächelte. „Meine Schweſter hat mir den Artikel vorgeleſen. Meine Schweſter kann ſehr gut leſen. Ich weniger. Ich habe keine rechte Schule gehabt.“

Frau Grete ſtaunte.

„Meine Eltern waren Zirkusleute. Ich bin in einem Wagen geboren worden und habe auch faſt mein ganzes Leben in ſolchem Wagen gewohnt. Hier in Berlin nicht, hier wohne ich mit meiner Schweſter in einer Wohnung in einem großen Haus mit vielen Menſchen in demſelben Haus. Vier Treppen hoch. Da wohnt ſich's nicht ſo gut wie in einem Wagen. Aber hier bei Ihnen iſt es auch ſchön.“

Lothar trat in das Zimmer.

Frau Grete machte ihn mit ihrem Lebensretter bekannt.

Der Rittmeiſter drückte dem kleinen Artiſten kräftig die Hand, klopfte ihm derb auf die Schulter und ſagte: „Nun, Miſter Kanitz, das haben Sie geſtern ſehr gut gemacht. Sie ſind wirklich ein großartiger Kerl! Ja, der Rappe hat den Teufel im Leib. Der iſt noch nicht ſtraßenſicher. Ich hatte meiner Frau oft genug Vorſicht gepredigt. Aber hört denn je eine Frau auf das, was ihr ein vernünftiger Mann ſagt?“

Kanitz lachte vergnügt. „Nee, das iſt noch nicht dageweſen,“ beſtätigte er die Frage des Rittmeiſters.

„Iſt es zu glauben!“ rief Frau Grete und drohte lächelnd mit dem Finger. „Kaum ſind zwei Männer

beiſammen, ſo bilden ſie ſchon einen Bund gegen uns arme Frauen.“

Dabei freute ſie ſich, daß Lothar gleich den rechten Ton getroffen hatte, der dem kleinen Artiſten augenſcheinlich gefiel.

„Sind Sie eigentlich bei Buſch engagiert?“ fragte Lothar, direkt auf ſein Ziel losgehend.

Der Artiſt verſtand ſofort, daß der Rittmeiſter auf die Notiz in der Zeitung anſpielte. „Ich nicht direkt, aber meine Schweſter. Das wiſſen natürlich die Zeitungsſchreiber nicht, daß Signora Cara Tornelli meine Schweſter iſt. Ich gehöre zu ihr. Ich mache die komiſchen Intermezzos in den Pauſen von ihrem Akt.“

Der Rittmeiſter wandte ſich an ſeine Gattin. „Haſt du verſtanden, Grete?“

Frau v. Üchtinghauſen ſchüttelte den blonden Kopf. „Eigentlich nicht ſo ganz, Lothar,“ antwortete ſie.

Der Rittmeiſter, der als Junggeſelle ein eifriger Zirkusbeſucher geweſen und dadurch viel mit Artiſten in Berührung gekommen war, übernahm es, ſeine Frau über die Beſchäftigung ihres Lebensretters aufzuklären. „Du ſiehſt in Miſter Kanitz einen Clown. Seine Schweſter tritt unter dem Namen Cara Tornelli als Parforcereiterin auf. Du haſt wohl davon ſchon in den Zeitungen geleſen. Die kurzen Ruhepauſen, die ſich Signora Cara bei ihrer anſtrengenden Arbeit gönnen muß, füllt in angenehmer Weiſe Miſter Kanitz aus. Seine Schweſter iſt mit Pferd und Clown zuſammen engagiert. Sie bilden eine Nummer.“

„Ah ſo,“ ſagte Frau Grete, „jetzt habe ich es verſtanden.“

Ihr Lebensretter war alſo ein Clown! Frau Grete hatte dieſer Sorte von Menſchen gegenüber, die ſich in der Manege herumwälzten, um die Galerie zum

Lachen zu bringen, ſtets ein Gemiſch von Mitleid und Abſcheu empfunden. Aber ſie nahm ſich zuſammen, brachte es ſogar fertig, freudig in die Hände zu klatſchen und zu rufen: „Männe, heute abend gehen wir in den Zirkus!“

Ihrem Empfinden nach hätte jetzt ihr Lebensretter ſagen müſſen: „Gnädige Frau, ich bitte Sie, nicht in den Zirkus zu gehen. Ich möchte nicht, daß Sie mich als Clown ſehen!“ Aber Miſter Kanitz — wie Lothar den Artiſten nannte — empfand ihren Entſchluß, in den Zirkus zu kommen, augenſcheinlich als Schmeichelei. Er machte eine etwas linkiſche Verbeugung und ſagte: „Das iſt ſchön von Sie!“

„Unter was für einem Namen treten Sie denn auf, Miſter Kanitz?“ fragte Lothar.

„Ich nenne mich Le petit Coco,“ antwortete Heinz Kanitz.

„Alſo, wir kommen heute abend,“ beſtätigte der Rittmeiſter. „Ich werde uns gleich telephoniſch zwei Logenplätze beſtellen. Und nach der Vorſtellung, mein lieber Coco, eſſen wir bei Hiller zuſammen zu Abend. Natürlich bringen Sie Ihre Schweſter mit. — Es iſt dir doch recht, Schatz?“

Frau Grete beſtätigte dies eifrig. „Aber natürlich, Lothar. Ich freue mich ſehr, auch die Schweſter des Herrn Kanitz kennen zu lernen.“

Frau Grete hatte ſich eigentlich den Verlauf der Sache etwas anders gedacht. Sie hatte geglaubt, ihr Mann würde ihrem Lebensretter eine große Summe Geld anbieten, nun lud er ihn und ſeine Schweſter zum Abendeſſen bei Hiller ein.

Lothar unterhielt ſich mit dem Clown über Pferde im allgemeinen und über Zirkuspferde im beſonderen. Frau Grete fiel es auf, daß dabei fortwährend das

Wort „Arbeit“ fiel. Die Beschäftigung des Pferdes, die der Signora Cara und selbst die des Clowns wurde immer „Arbeit“ genannt. Es kam ihr das wie eine Entheiligung dieses Wortes vor. Mochte das Wort auch bei dem Pferd der Kunstreiterin gelten, die Sprünge und blöden Witze eines Clowns mit dem Wort „Arbeit“ zu bezeichnen, erschien ihr denn doch sehr abgeschmackt.

Sie hätte ihrer Überzeugung auch Ausdruck gegeben, aber hier handelte es sich um ihren Lebensretter, dem sie zu unauslöschlichem Dank verpflichtet war. Ihn durfte sie durch kein Wort, durch keine Miene kränken. Aber sie hielt es doch für richtig, ihren Mann durch eine leise Andeutung daran zu erinnern, daß er dem Retter ihres Lebens außer dem Abendessen noch ein anderes Zeichen seiner Dankbarkeit geben könne.

Darum sagte sie zu Heinz Kanitz: „Wenn Sie irgend einen Wunsch haben, wenn wir Ihnen mit irgend etwas dienen können, so verfügen Sie ganz über uns. Wir möchten Ihnen so gern unsere Dankbarkeit bezeigen, Herr Kanitz.“

Sie konnte sich nicht dazu verstehen, ihren Lebensretter „Coco“ zu nennen, wie es Lothar jetzt tat.

Heinz Kanitz sagte: „Wenn ich um etwas bitten dürfte, dann wäre das ein kleiner Kognak.“

„Aber selbstverständlich, lieber Coco, den sollen Sie haben,“ rief Lothar und holte sofort eine Flasche und drei Gläser herbei.

„Du weißt doch, daß ich keinen Kognak trinke,“ wehrte Frau Grete ab.

„Nun, mit deinem Lebensretter wirst du doch mal anstoßen!“ meinte Lothar und schenkte auch ihr ein.

Sie stießen an, alle drei legten die Spitzen der kleinen Finger aneinander, ehe sie tranken. Frau Grete bemerkte erst jetzt, daß die Hand des kleinen Coco

groß, breit und behaart war und daß die Nägel jeder Pflege entbehrten.

Die Männer leerten auf einen Zug ihre Gläſer, Grete nippte nur an dem ihren.

Man hatte ſich wieder geſetzt.

„Eigentlich bin ich herausgekommen, um zu fragen, ob Sie den Rappen nicht verkaufen wollen?“ ſagte jetzt Heinz Kanitz, der ſich durch den Kognak den nötigen Mut angetrunken hatte, um die Frage zu ſtellen. Er und ſeine Schweſter ſuchten ſchon lange nach einem Reſervepferd. Der Rappe hatte ihm gefallen. Er hatte ſeiner Schweſter von dem Pferd erzählt, und dieſe hatte ihn ermuntert, ſich nach dem Preis des Tieres zu erkundigen. Es war doch leicht möglich, daß der Rittmeiſter das nervöſe, unruhige Pferd gern los ſein wollte. Wenn es ihn immer noch eine gewiſſe Überwindung koſtete, die Frage zu ſtellen, ſo lag das daran, daß er fürchtete, man würde ihm das Pferd zum Geſchenk anbieten.

Zum Entſetzen Gretes fragte Lothar den Clown ganz gelaſſen: „Was wollen Sie denn für das Pferd geben, Coco?“

Frau v. Üchtinghauſen trat ihren Mann heftig auf den Fuß. „Du wirſt doch das Pferd dem Herrn Kanitz nicht verkaufen wollen, Lothar?“ ſagte ſie entrüſtet, als ſie bemerkte, daß ihre Fußtelegraphie wirkungslos blieb. Mit freundlichem Lächeln ſetzte ſie hinzu: „Wir würden uns glücklich ſchätzen, Herr Kanitz, wenn Sie das Pferd als kleines Zeichen unſerer Dankbarkeit von uns nehmen würden.“

Das freundliche Lächeln auf dem Geſicht des kleinen Coco verſchwand. „Ein geſchenktes Pferd bringt kein Glück,“ antwortete er ziemlich kurz. „Was ſoll das Pferd koſten, Herr Rittmeiſter?“

Lothar lachte seine etwas betroffene Frau an. „Kleine Maus, misch dich nicht in unser Geschäft!“ sagte er, füllte das Glas des Clown und trank selbst das seiner Frau aus. — „Also, Coco, um die Sache kurz zu machen, das Biest habe ich zu teuer bezahlt, und ich wäre froh, wenn ich es wieder aus dem Stall 'raus hätte. Aber unter tausend Mark geht's nicht fort!“

„Aber Männe!“ flüsterte Frau Grete.

Coco trank den Kognak, ihn langsam und mit Behagen schlürfend. „Der Preis ist zu hoch, Herr Rittmeister,“ sagte er dann. „Das Pferd ist gesund auf den Beinen, macht auch eine gute Figur, aber es wird viel Arbeit kosten, es an Licht, Musik und Menschen zu gewöhnen. Das Pferd ist mir nicht mehr wie achthundert Mark wert. Um ganz offen zu sein, ich würde 'nem Händler auch keine achthundert Mark für das Pferd bezahlen, aber bei Ihnen soll mir's auf einen blauen Lappen mehr nicht ankommen. Sie haben einen guten Kognak, und Ihre Frau hat mir Gelegenheit gegeben, als Bewerber für die Rettungsmedaille aufzutreten, wofür ich ihr sehr dankbar bin. Geben Sie mir das Pferd zum Preis von achthundert Mark drei Tage an die Hand? Meine Schwester will sich natürlich den Rappen auch erst noch ansehen.“

„Natürlich,“ bestätigte der Rittmeister. Dann schlug er in die Hand, die große, behaarte Hand des kleinen Coco ein und sagte: „Gut, auf drei Tage. Preis achthundert Mark.“

„Well, abgemacht!“

Coco ließ sich noch einen Kognak einschenken, den er mit einer Verbeugung gegen die Frau des Hauses austrank, dann schüttelte man sich die Hände und verabredete einen Treffpunkt nach der Vorstellung, um zusammen zu Hiller zu fahren.

Digitized by Google

„Wie gefällt dir mein Lebensretter?“ fragte nach dem Fortgang des Clown Frau v. Üchtinghauſen ihren Mann.

Zum Erſtaunen Gretes ſagte Lothar: „Ein ganz famoſer Kerl. Ich freue mich wirklich auf heute abend. Der kleine Burſche ſtrömt ordentlich Manegeluft aus!“

Sie hatte erwartet, daß er ſie auslachen, daß er ſie mit dem Clown necken würde. Da er das nicht tat, glaubte ſie ihm Vorwürfe machen zu können, daß er ihrem Lebensretter den Rappen nicht geſchenkt habe.

„Du biſt mir ſchon der Rechte,“ ſchmollte ſie. „Heute morgen ſagſt du, alles, was du beſitzeſt, würdeſt du dem Mann aus Dank dafür, daß er mir das Leben gerettet hat, geben, ſtatt deſſen ſchenkſt du ihm noch nicht einmal das Pferd, ſondern ſchacherſt mit ihm um den Preis wie ein abgefeimter Pferdehändler!“

Lothar blickte amüſiert ſeine Frau an. „Schimpf mal tüchtig!“ ſagte er.

„Das muß ich auch!“ fuhr Frau Grete fort. „Worauf kommt ſchließlich deine ganze Dankbarkeit hinaus? Daß du ihn und ſeine Schweſter bei Hiller abfütterſt. Das koſtet im höchſten Fall hundert Mark. Bin ich dir denn nicht mehr wert?“

„Wenn du willſt, können wir ja mit den Leuten jeden abend zu Nacht eſſen!“ ſcherzte Lothar.

„Um Gottes willen!“ rief entſetzt Frau Grete. „Er iſt ja ſchließlich ganz nett, aber vor ſeiner Schweſter graut mir. Schenk ihm doch das Pferd, dann — haben wir uns einigermaßen anſtändig aus der Affäre gezogen. Tu's mir zuliebe!“

Sie legte beide Hände auf ſeine Schultern und ſah ihn bittend an.

Er beugte ſich zu ihr hinab und küßte ſie. „Dummerchen“, ſagte er, „was du wünſcheſt, iſt ja ſchon

geſchehen. Unſere Verhandlung war nur Formſache. Er kauft das Pferd für achthundert Mark, zahlt eine Kleinigkeit an und bleibt uns das Reſtgeld ehrlich bis in alle Ewigkeit ſchuldig. Auf die Weiſe gekauft, bringt ihm das Pferd nach ſeiner Meinung Glück. Hätten wir es ihm geſchenkt, hätte er es beſtimmt nicht angenommen. Dann hätte es ihm nämlich Unglück gebracht. Dieſe Leute, die bei ihren halsbrecheriſchen Kunſtſtücken jeden Tag mit einem Fuß im Grabe ſtehen, ſind abergläubiſch. Darauf muß man Rückſicht nehmen. — Nu, mach dich mal für heute abend recht fein!“

Frau Grete gab ihrem Mann einen Kuß und ſagte: „Was für ein Glück, daß du mit den Zirkusleuten umzugehen verſtehſt! Ich hätte beinahe den ganzen Salat verdorben!“

Dann überlegte ſie, welches Kleid ſie für den Abend anziehen müſſe. Ihr Mann hatte geſagt, ſie ſolle ſich fein machen. Selbſt widerſpruchsvollere Frauen als Grete v. Üchtinghauſen leiſten einem ſolchen Wunſche ihres Gatten ſtets gern Folge.

* * *

Schmetternde Zirkusmuſik empfingen den Rittmeiſter und ſeine Frau, als ſie in ihrer Loge Platz nahmen. In der Manege quälte ſich eine Truppe von acht Akrobaten damit ab, durch die Vorführung von „Ikariſchen Spielen“ die Bewunderung und den Beifall des Publikums zu finden.

Mit ſüßlichem Lächeln führten ſie ihre ſchwierigen Künſte aus, niemand durfte ihnen die Anſtrengung anſehen, die ihnen ihre Arbeit verurſachte.

Grete hatte ſich ein Programm geben laſſen. Schnell fand ſie den fettgedruckten Namen der Signora Cara Tornelli.

„Hier, Schatz,“ ſagte ſie zu Lothar und reichte ihm das Programm, „als letzte Nummer des erſten Teils kommen mein Lebensretter und ſeine Schweſter an die Reihe. Da ſteht: ‚Die beſte Parforcereiterin der Welt!‘ Und drunter: ‚Der urkomiſche Coco!‘ Weißt du, Männe, daß gerade ein urkomiſcher Clown mein Lebensretter geworden iſt, das iſt doch etwas hart. Findeſt du nicht auch?“

Der Rittmeiſter nahm das Programm in die Hand und antwortete lächelnd: „Närrchen, die Hauptſache iſt doch, daß du bei der Sache mit heiler Haut davongekommen biſt. Ob nun ein Prinz oder ein Clown dein Retter war, das iſt doch ſchließlich gleich.“

„Ein Prinz wäre mir aber lieber geweſen,“ meinte Frau Grete, und da ſie in dieſem Augenblick bemerkte, daß aus einer Loge, die der ihren gegenüberlag, ein paar Offiziere herübergrüßten, ſo dankte ſie und machte ihren Mann auf die Herren aufmerkſam. „Da drüben haben eben der Oberſt v. Kracht und der Major v. Richthoven gegrüßt.“

Lothar erwiderte die Grüße, und nun ergab es ſich, daß noch in zwei anderen Logen Bekannte ſaßen. Ein Winken herüber und hinüber begann.

In der Manege folgten raſch hintereinander die glänzenden Nummern des Programms. Bei Frau Grete ſtieg die Aufregung von Minute zu Minute.

Nach einem großartigen Dreſſurakt kam die Reihe an Signora Cara.

Da hüpfte ſie ſchon in die Manege, von der Muſik mit einem Tuſch empfangen. Sie war ganz in ſcharlachrotes Trikot gekleidet, in den aufgeſteckten ſchwarzen Locken prangte eine rote Roſe. Sie war von gutem Wuchs, anmutig und graziös in ihren Bewegungen, und ihr Geſicht entbehrte nicht eines gewiſſen Lieb-

reizes. In der Mitte der Manege führte sie einige elegante Pirouetten aus, die auf der Galerie einen Beifallsturm auslösten.

Ein Stallmeister führte hinter der Signora ein munter schnaubendes, getigertes Pferd in die Manege, und hinter dem Pferd her trottelte breitspurig, die Hände in die Taschen der überweiten Hose gesteckt, Coco, der Clown.

Er war im Gesicht ganz weiß geschminkt, auf diesem Untergrund war mit Hilfe von roter Farbe der Mund grotesk vergrößert und die durch zwei breite, schwarze Striche markierten Augenbrauen liefen von den Schläfen schräg die Stirn hinauf. Gleich bei seinem Eintritt in die Manege simulierte er ein Stolpern, fiel hin und hob sich anscheinend selbst an seiner Hose auf. Die komische Art, wie er das machte, brachte ihm bei den lachlustigen Besuchern der oberen Ränge lauten Beifall ein, was Coco veranlaßte, dankend seinen spitzen Filzhut zu ziehen und dann, wie berauscht vor Freude, hintereinander mit fabelhafter Geschwindigkeit ein Dutzend Purzelbäume zu schlagen. Diese Proben seiner Leistungsfähigkeit legte Coco unmittelbar vor der Loge, in der Grete und Lothar saßen, ab.

Grete hörte, wie Lothar ihr zuraunte: „Klatsch doch, liebes Kind! Das war eine Huldigung, die dir dein Lebensretter brachte!“

Grete lächelte gezwungen und klatschte in die Hände, worauf ihr Coco einige Kußhände zuwarf.

„Er ist schrecklich!“ flüsterte Grete ihrem Mann zu. Der aber lachte und sagte nur: „Ich finde ihn sehr drollig!“

Frau Grete schüttelte mißbilligend das hübsche Köpfchen. Wir hätten nicht hierher gehen sollen,“ sagte sie leise. „Da geht einem ja jede Illusion verloren.“

„Halt dich mehr an die Schweſter, wenn dir der Bruder nicht gefällt,“ antwortete Lothar. „Sie iſt ein reizender Balg. Sieh nur!“

Der Stallmeiſter hatte das Pferd in Galopp gebracht, und die Signora hatte, faſt ohne Anlauf, den Sprung rittlings auf den Rücken des ungeſattelten Tieres, ohne dabei die Hände zu gebrauchen, ausgeführt. Das Pferd war nur mit einem ſtarken Lederriemen umgürtet, an dem ſich zwei Handgriffe befanden, und nun begann ein tolles Jagen über vorgehaltene Hinderniſſe, über die Signora Cara, ſich nur an den Handgriffen feſthaltend, bald neben dem Pferd, bald auf dem Pferd hinwegvoltigierte. Die Muſik lärmte in raſenden Takten, die Peitſche des Stallmeiſters knallte unausgeſetzt, den Lippen der Reiterin entfuhren gellende Rufe, das Tigerpferd, auf deſſen breitem Rücken Signora Cara bald ſtand, bald ſaß, bald die gewagteſten Purzelbäume ſchlug, jagte mit weit vorgeſtrecktem Kopf, wie von tauſend Furien gepeitſcht, unausgeſetzt im Kreis herum, mit den Hufen gegen den hölzernen Manegerand polternd und den Körper weit nach innen legend.

Fünf Minuten hatte die tolle Hetze gedauert, da trat die Pauſe ein, die Coco auszufüllen hatte. Während der Vorführungen ſeiner Schweſter war er ſtändig mit dem Stallmeiſter im kleinen Kreis der Manege herumgegangen. Seine Blicke hatten jede Bewegung der Reiterin und ihres Pferdes verfolgt; anſcheinend ſich um nichts kümmernd, hatte er ſich doch jeden Augenblick bereit gehalten, beim Eintritt eines unvorhergeſehenen Ereigniſſes ſeiner Schweſter zu Hilfe zu eilen.

Während das Publikum der Reiterin lauten Beifall ſpendete und dieſe immer wieder durch ein graziöſes

Neigen ihres Kopfes dankte, hatte sich Coco von einem Bedienten eine etwas phantastisch herausgeputzte Puppe reichen lassen, die er zum großen Gaudium der Galerie dem Sprechstallmeister als seine Tochter vorstellte, die auch solche Kunststücke machen könne wie die Signora Cara.

Der Stallmeister nannte den Clown einen Esel, weil die Puppe doch nicht reiten könne. Coco fühlte sich durch die Bezeichnung beleidigt und forderte den Stallmeister zum Zweikampf heraus. Der Stallmeister erklärte sich sofort zum Duell bereit. Nun war Coco die Puppe, die er immer im Arm gehalten hatte, lästig, und er sah sich im Publikum nach jemand um, dem er seine Puppe anvertrauen könne. Mit ein paar Sprüngen stand er vor Grete und übergab ihr die Puppe mit den Worten: „Liebe Dame, halten Sie einen Augenblick mein Kind, bis ich dem Kerl da unten das Maul gestopft habe!“

Das Publikum brüllte vor Vergnügen, als die vornehme Dame in der Loge — neben dem stattlichen Offizier — plötzlich die Puppe des Clowns in den Armen hielt.

Grete wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen.

Coco wandte sich in der Manege seinem Gegner zu, der aber hatte sich inzwischen die Sache anders überlegt und erklärte sich bereit, die Beleidigung zurückzunehmen. Coco versicherte, daß er in diesem Falle darauf verzichte, seinen Gegner zu töten. Er kletterte wieder zu der Loge hinauf, um seine Puppe zu holen.

Grete streckte ihm das Ungetüm freudig entgegen. Doch nun kam Cocos Trick. Er wendete sich, ohne die ihm hingehaltene Puppe an sich zu nehmen, wieder dem Stallmeister zu, von dem er forderte, daß er

auch erklären ſolle, die Puppe wäre ein wirkliches Kind.

Der Stallmeiſter, anſcheinend aus Furcht vor dem kleinen Coco, gab ſchließlich auch dieſe Erklärung ab. Nun kletterte der Clown wieder zur Loge hinauf und verlangte ſein Kind. Wieder ſtreckte ihm Grete das Puppenſcheuſal entgegen, aber wieder hoffte ſie vergebens, endlich das gräßliche Gebilde los zu werden, denn Coco wandte ſich im entſcheidenden Augenblick wieder dem Stallmeiſter zu, der nun auch erklären ſollte, daß das Kind genau die Kunſtſtücke ausführen könne, die eben Signora Cara ausgeführt hätte.

Das Publikum hatte für das Komiſche der Situation das richtige Verſtändnis. Das verlegene Geſicht Gretes, die ſich ganz gegen ihren Willen dazu verurteilt ſah, zur Beluſtigung des Publikums beizutragen, ſteigerte die allgemeine Heiterkeit und beſonders in den Logen, in denen ihre Bekannten ſaßen, klatſchte man ihr lebhaft Beifall zu.

Endlich gab der Stallmeiſter auch die weitere von Coco verlangte Erklärung ab, und nun nahm Coco aus der Hand Gretes die Puppe wieder entgegen. Heimtückiſch war im Innern der Puppe ein mit Waſſer gefüllter Schwamm angebracht, und als Coco ſie an ſich drückte, paſſierte ihr das, was auch wirklichen kleinen Kindern mitunter zu paſſieren pflegt.

Mit einem vorwurfsvollen Blick auf Grete zog ſich Coco in die Manege zurück, und als er von dort aus mit lauter Stimme die Frage an das Publikum richtete: „Iſt das nun ein richtiges Kind oder nicht?“ — da ſchallte ihm ein tauſendſtimmiges „Ja“ entgegen, und das Lachen und Klatſchen wollte kein Ende nehmen.

Signora Cara führte mit ſicherer Eleganz den zweiten Teil ihres Programms aus, aber Grete ſah

nur einen roten hüpfenden Punkt. Vor ihren Augen, in denen Tränen ſtanden, verwiſchte ſich der ganze Zirkus zu einer verſchwommenen, mit grellen Lichtern durchſetzte Maſſe, deren Anblick ihr wehe tat.

„Wir wollen gehen!“ flüſterte ſie Lothar zu. Aller Blicke glaubte ſie auf ſich gerichtet, und der Gedanke, daß dieſe vielen tauſend Menſchen über ſie gelacht hatten, war ihr unerträglich.

„Wir wollen doch nachher mit Coco zu Hiller,“ antwortete Lothar. „Wir können doch jetzt nicht fortgehen. Was ſoll denn dein Lebensretter von uns denken?“

Die Verabredung für Hiller hatte ſie in dieſen fürchterlichen Augenblicken ganz vergeſſen. Alſo, jetzt hieß es aushalten!

Die große Pauſe trat ein. Die Offiziere aus den anderen Logen kamen herüber und begrüßten Grete.

„Die Sache mit dem Clown haben Sie reizend gemacht, gnädige Frau,“ ſagte der Oberſt, als er ihr die Hand küßte. „Der Kerl verdankt ſeinen ganzen Erfolg nur Ihnen.“

Lothar wollte den Herren erzählen, wie ſeine Frau auch dem Clown zu großem Dank verpflichtet ſei, aber Grete erkannte ſchon bei den erſten Worten ſeine Abſicht und trat ihm auf den Fuß.

Später, als die Herren fortgegangen waren, ſagte ſie zu Lothar: „Man braucht doch nicht überall zu erzählen, daß dieſer entſetzliche Clown mein Lebensretter iſt!“

Als zweiter Teil des Programms wurde eine große Pantomime aufgeführt. Gerade ſtrömten einige hundert Ballettänzerinnen in die Manege, als Grete hinter ſich zwei Stühle rücken hörte.

Sie wandte ſich um, und beinahe wäre ihr ein leiſer

Schreckensruf entfahren, als sie in das freundlich lächelnde Gesicht ihres Lebensretters blickte, der mit seiner Schwester die beiden bisher unbesetzten Stühle in der Loge eingenommen hatte.

Sie stieß Lothar leise an. „Dreh dich mal um!“

Der Rittmeister, der mit dem Opernglas die Tänzerinnen gemustert hatte, folgte der Aufforderung Gretes und entdeckte nun auch den Zuwachs, den sie bekommen hatten.

Heinz Kanitz hatte einen wolligen mit großen Karos gemusterten, weiten Ulster angezogen, jedenfalls sein Staatsgewand, und dazu eine englische Jockeimütze auf den Kopf gestülpt, die Schwester sah auch nicht gerade sehr vorteilhaft aus, sie bildete in ihrem Gummimantel und ihrer Baskenmütze so ein Mittelding zwischen einer reisenden Lehrerin und einer Chauffeuse. Um Mütze und Hals hatte sie einen unendlich langen blauen Tüllschleier geschlungen.

Lothar drückte ihr und ihrem Bruder kräftig die Hand. „Die beste Nummer, die ich je in der Art gesehen habe!“ lobte er die beiden.

Grete nötigte sich ein „Das ist wirklich wahr!“ ab.

„Die Sache mit der Puppe ist auch wirklich süß!“ sagte Signora Cara. Sie stieß etwas mit der Zunge an, und wenn sie lächelte, zeigten ihre Zähne große, unschöne Goldplomben.

Grete schielte nach den anderen Logen hinüber. Natürlich, alle Operngläser waren wie Flintenläufe auf sie gerichtet und auf die Dame mit dem blauen Schal.

Noch einmal bat sie Lothar, jetzt mit ihr aufzubrechen. Nun waren ja ihre Gäste da, und sie konnten sofort mit ihnen zu Hiller fahren. Aber der Rittmeister schwärmte für diese Massenballette, ihn genierte

auch die Anweſenheit der Signora Cara Tornelli mit dem blauen Schleier nicht im mindeſten.

Zum Schluß wurde die ganze Manege unter Waſſer geſetzt, und die Tänzerinnen verwandelten ſich in badende Nymphen. Zum Schrecken Gretes fand ihr Mann ſelbſt an dieſer Metamorphoſe Gefallen, und wenn er ſich auch nicht, wie dies Heinz Kanitz und ſeine Schweſter in geradezu ohrenbetäubender Weiſe taten, an dem Beifallklatſchen beteiligte, ſo ſchmunzelte er doch viel mehr, als ſich dies nach Anſicht Gretes für einen verheirateten Mann bei ſolcher Gelegenheit ſchickte.

In einem geſchloſſenen Automobil wurde endlich die Fahrt zu Hiller angetreten. Frau Grete wurde während der Fahrt von einem aufdringlichen Parfüm beläſtigt, das Signora Cara Tornelli, die neben ihr ſaß, ausſtrömte, und das die Luft in dem geſchloſſenen Wagen verdarb.

Bei Hiller ließ ſich Lothar für die kleine Geſellſchaft ein beſonderes Zimmer anweiſen.

Als der Kellner Grete behilflich war, ihren Pelzmantel abzulegen, ſah ſie im Spiegel, wie um den Mund des Glattraſierten ein ſpöttiſches Lächeln ſpielte. In was für ſonderbarer Geſellſchaft kam doch der Rittmeiſter v. Üchtinghauſen heute abend hierher! Dieſe Gedanken las ſie dem Manne vom Geſicht.

In der Tat machte Heinz Kanitz, der ſich zunächſt nicht entſchließen konnte, ſich von ſeinem karierten Mantel zu trennen und außerdem die Mütze auf dem Kopf behielt, einen recht komiſchen Eindruck. Grete hatte, dem Wunſche ihres Mannes folgend, ſich wirklich fein gemacht. Sie hatte ihr beſtes Geſellſchaftskleid angezogen, allerletzte Mode, direkt aus Paris bezogen. Die Kunſtreiterin trug dagegen unter ihrem Gummi-

Digitized by Google

mantel ein einfaches, bis an den Hals geſchloſſenes, dunkelblaues Kleid, deſſen Schmuck drei Medaillen, Anerkennungen ihrer artiſtiſchen Leiſtungen bildeten, die ſie wie Orden auf der Bruſt trug.

Grete v. Üchtinghauſen hatte ſich ſo eine Kunſtreiterin abends beim Souper ganz anders gedacht. Sie hatte geglaubt, in der Signora Cara Tornelli ein elegantes, von Lebensluſt überſchäumendes Dämchen kennen zu lernen, das Zigaretten raucht, Champagner trinkt und den Männern den Kopf verdreht. Sie hatte ſogar ein klein bißchen wegen Lothar Angſt gehabt, denn der Rittmeiſter hatte eine beſondere Schwärmerei für den Zirkus, fürs Ballett und ganz beſonders für Artiſtinnen.

Nun aber, da die Schweſter ihres Lebensretters neben ihr auf dem Sofa ſaß und ſo ganz und gar nicht dem Bild entſprach, das ſie ſich von ihr gemacht hatte, kam ihr ihre Angſt geradezu lächerlich vor.

Lothar hatte eine Anzahl auserleſener Gerichte in Vorſchlag gebracht, aber Heinz Kanitz und ſeine Schweſter zogen den raffinierten Leckerbiſſen der franzöſiſchen Küche zwei derbe engliſche Beefſteaks vor. Die Kunſtreiterin trank auch nur ſehr wenig Wein, und das Rauchen von Zigaretten lehnte ſie überhaupt ab.

Die Unterhaltung drehte ſich meiſt um das Schickſal ſolcher Zirkuskünſtler, die Lothar früher kennen gelernt hatte und die ihn intereſſierten. Heinz Kanitz und ſeine Schweſter kannten viele von ihnen, und ſo wußte Lothar ſehr geſchickt die Unterhaltung in Fluß zu halten.

Grete beteiligte ſich an dem Geſpräch nur wenig. Sie beobachtete, wie ihr Lebensretter mit offenem Munde kaute und wie ſeine Schweſter ſtets bemüht war, ihm die beſten Biſſen auf den Teller zu legen.

Das war überhaupt der ſympathiſchſte Zug an

der Kunſtreiterin, daß ſie mit einer geradezu mütterlichen Liebe an dem jüngeren Bruder hing. Sie war zwei Jahre älter als Heinz und hatte ſeine Befähigung zum Clown zuerſt erkannt. Nun traten ſie ſtets zuſammen auf und ließen ſich als eine Nummer engagieren. Sie ſtammten aus einer alten Kunſtreiterfamilie, hatten aber die Eltern ſchon früh bei dem bekannten furchtbaren Eiſenbahnunglück verloren, das vor Jahren den Extrazug getroffen hatte, der zur Beförderung des Perſonals, der Tiere und der Utenſilien des Zirkus Carré diente. Sie hatten bald gute, bald ſchlechte, manchmal auch gar keine Engagements gehabt, wie das eben ſo bei den Artiſten geht. Immer aber hatten ſie treu zuſammengehalten. Sie war ein richtiges Hausmütterchen. Sie konnte kochen, flicken und — was die Hauptſache war — ſehr ſparſam ſein. Der Bruder erkannte ihre Autorität vollkommen an und fügte ſich ihr widerſpruchslos in allen Dingen.

Man trennte ſich ſchon kurz nach Mitternacht, nachdem man ſich nichts mehr zu ſagen wußte. Zur Beſichtigung des Pferdes, das Cara kaufen wollte, wurden ſie und ihr Bruder von den Üchtinghauſens für den nächſten Nachmittag zum Kaffee geladen. Man verabſchiedete ſich mit herzlichem Händedruck, mit dem liebenswürdigſten Lächeln und der Verſicherung, einen reizenden Abend verlebt zu haben, während in Wirklichkeit jeder von dem anderen wußte, daß er ſich über die Beendigung der Sitzung innerlich von Herzen freute.

„Gott, ſind das langweilige Menſchen!“ ſtöhnte Frau Grete, als ſie ſich, an Lothar anſchmiegend, im Automobil bequem zurechtgeſetzt hatte. „Ich hatte mir die Sache ganz anders gedacht!“

„Ja, die Wirklichkeit enttäuſcht meiſtens und zer-

stört unsere Illusionen!“ antwortete der Rittmeister, heftig gegen einen Gähnkrampf ankämpfend, um wenigstens etwas zu sagen.

„Schäm dich, in meiner Gegenwart zu gähnen!“ schmollte Frau Grete. „Warum hast du denn nicht gegähnt, wie du dich mit der Signora Cara Tornelli unterhalten hast? Wer ist denn die Schulreiterin Lara Larsen, nach der du sie so eingehend ausgefragt hast?“

„Eine Frau, die meine Großmutter sein könnte, lieber Schatz!“

„Sag mal, du willst wohl hier schlafen?“ rief Frau v. Uchtinghausen nach einer Weile und boxte ihren Mann in die Seite.

Tatsächlich hatte der Rittmeister bereits ein leises Schnarchen vernehmen lassen. Er hatte sich in die Ecke des Wagens gedrückt, der Wein und die Unterhaltung hatten ihn müde gemacht, und die lange Fahrt nach Westend, quer durch den Tiergarten, schien ihm zu einem kleinen Nickerchen ganz geeignet.

„Hier ist die Stelle, an der Hektor scheute! Hier wäre ich beinahe ums Leben gekommen! Und an der Stelle kannst du schlafen, du gefühlloser Mensch!“ zankte Grete.

„Hättest du nicht aus reinem Eigensinn mit dem jungen Tier diese verrückte Fahrt unternommen, dann wäre dir der Schreck und mir der heutige Abend erspart geblieben!“ brummte der Rittmeister, ärgerlich über die Störung.

„Das Pferd war uns als straßensicher verkauft worden, und ich kann doch fahren! Das wirst du mir doch nicht abstreiten wollen! Also von Eigensinn oder Dummheit kann hier keine Rede sein!“ erwiderte gereizt die Baronin.

„Das Wort Dummheit habe ich nicht gebraucht,

das haſt du angewendet. Ich wage nicht zu widerſprechen.“

Das Automobil ſauſte weiter.

Der Rittmeiſter gähnte wieder.

Da fing Frau v. Üchtinghauſen an zu ſchluchzen, leiſe, aber doch ſo, daß er es hören mußte. Sie war, wenn ſie abends ein paar Glas Wein getrunken hatte, in einer beſonders empfindſamen Stimmung und beanſpruchte von ihrem Mann in dieſer Verfaſſung eine vermehrte Zärtlichkeit.

Die Müdigkeit des Rittmeiſters ließ ſie nicht als Entſchuldigung gelten. Es war in ihren Augen eine Roheit von ihm, ſich ſo wenig um ſie zu kümmern. Hinter dem breiten Rücken des Chauffeurs, der nicht ſah, was hinter ihm geſchah, hätte ein feinfühliger Mann ſeiner Frau doch zum mindeſtens einen Kuß gegeben, wenn er mit ihr an der Stelle vorbeifuhr, an der die Frau am Tage vorher beinahe verunglückt war. Aber Lothar war eben nicht feinfühlig.

Der Barbar unterſtand ſich, nicht einmal zu merken, daß ſie ſchluchzte, wie eben eine unverſtandene Frau in einem Automobil ſchluchzt, das kurz nach Mitternacht durch den menſchenleeren Tiergarten fährt.

Ob er's wirklich nicht hörte? Sie griff etwas tiefer in die Regiſter und ſchluchzte lauter.

Da ſagte der Rittmeiſter ärgerlich: „Kind, laß doch die Albernheiten! Du warſt doch bis eben ganz vernünftig!“

Wenn in dieſem Augenblick Grete die Möglichkeit gehabt hätte, ſich ſofort von ihrem Mann ſcheiden zu laſſen, ſie hätte es getan. Sie hätte es getan, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich mit ihrer Mama zu erzürnen, denn Mama hielt große Stücke auf Lothar und gab ihm immer recht.

Die Möglichkeit zu einer ſofortigen Scheidung lag jedoch nicht vor. Aber trennen konnte ſie ſich von ihm.

Sie überlegte. Wenn ſie auf den Gummiball drückte, dann würde ein leiſer Pfiff ertönen, und der Chauffeur würde halten. Dann konnte ſie ausſteigen und den Mann, den ſie in dieſem Augenblick haßte und verachtete, allein weiter fahren laſſen. Sie konnte ſich dann einen anderen Wagen nehmen und folgen.

Schon zuckte es ihr in den Fingern, nach dem Signalball zu greifen, als ihr rechtzeitig einfiel, daß hier draußen — man war ſchon am Kaiſerdamm angelangt — keine Wagen zu haben waren. Und zu Fuß konnte ſie doch nicht gehen! Sie hatte doch in ihrer Gutmütigkeit, in ihrer Sucht, ihm eine Freude zu machen, ihr beſtes Geſellſchaftskleid angelegt. Außerdem war man jetzt gleich da. Die beabſichtigte Demonſtration hatte eigentlich keinen Zweck mehr.

Frau Grete begnügte ſich daher, ihren Abſcheu gegen Lothar dadurch zu bezeigen, daß ſie auf ſeine Frage: „Na, haſt du dich beruhigt!“ gar nicht antwortete. Sie nahm ſich vor, vorläufig mit ihm überhaupt nicht zu ſprechen.

Vor der Villa in Weſtend angelangt, verließ ſie ſchnell den Wagen, das Taſchentuch vor das Geſicht gepreßt, und ehe Lothar, der erſt den Chauffeur bezahlen mußte, auf der Diele ſeinen Mantel abgelegt hatte, meldete ihm ſchon Gretes Zofe, die Frau Baronin habe Kopfſchmerzen und habe ſich auf ihr Zimmer zurückgezogen.

„Sagen Sie meiner Frau, ich laſſe ihr gute Beſſerung wünſchen!“ antwortete der Rittmeiſter, ging in ſein Zimmer und ſchlug dröhnend die Tür hinter ſich zu.

Auf ihrem Nachttiſch fand Grete ein Telegramm

von ihrer Mutter vor. Hastig riß sie es auf und las: „Armes Kind! Welch ein Schreck! Danken wir Gott für Deine glückliche Errettung. Ich komme morgen vormittag zehn Uhr zwanzig Minuten. Herzlichen Kuß Lothar und Dir.“

Das auch noch! Nun kam auch noch Mama, die immer seine Partei nahm. Zu dumm!

Nebenher stellte nun Frau Grete aber doch fest — darin war sie sehr objektiv —, daß ihr Groll gegen Lothar sich schon etwas besänftigt hatte. An eine Scheidung dachte sie jetzt schon nicht mehr. Das wäre doch eine Dummheit gewesen. Man heiratet einen anderen Mann, und der ist schließlich auch nicht besser als der erste. — Gott, die Männer! Nein, seit sie, an der offenen Tür lauschend, gehört hatte, wie die Zofe ihm ihre Bestellung ausgerichtet und er dann wütend die Tür seines Zimmers zugeschlagen hatte, war ihre Stimmung versöhnlicher geworden. Zum ersten Male hatte er keinen Gutenachtkuß von ihr bekommen! Jetzt wußte er, daß sie es verstand, einen Mann, der es wagt, sich auf einer solchen Nachhausefahrt gleichgültig zu stellen, der gähnt und schläft, nach Gebühr zu strafen.

* * *

Als Frau Grete am anderen Morgen das Frühstückszimmer betrat, meldete ihr der Diener, daß der Herr Rittmeister schon in die Stadt gefahren sei.

„Hat er an mich etwas bestellt?“ fragte Frau Grete.

„Nein, Frau Baronin,“ antwortete Jean, ihre Tasse füllend.

Frau v. Üchtinghausen war über die Abwesenheit Lothars etwas betroffen. Nun wußte er ja gar nicht, daß Mama kam! Was würde Mama sagen, wenn er

nicht zu ihrem Empfang auf den Bahnhof kam? Das auch noch!

Sie faßte sich an die schmerzende Stirn. Sie hatte die Nacht schlecht geschlafen. Sie hatte von einem ganzen Schock Clowne geträumt, die ihr lauter gräßliche Puppen in die Arme legten.

Nach längerem Besinnen kam sie zu einem Entschluß. Sie mußte sofort den Burschen mit einem Brief zu ihrem Mann nach Berlin senden. Der Bursche kannte ja das Zimmer im Generalstabsgebäude, in dem der Rittmeister arbeitete. Es war keine Zeit zu verlieren, sonst konnte der Rittmeister nicht mehr rechtzeitig auf dem Bahnhof eintreffen.

Frau Grete setzte sich an den Schreibtisch und schrieb: „Lieber Lothar! Aus anliegender Depesche siehst Du, daß Mama sich sehr um mein Befinden ängstigt. Sie trifft um zehn Uhr zwanzig Minuten ein. Ich erwarte Dich auf dem Bahnsteig. Deine Grete."

So, sie schloß den Brief und gab ihn dem Burschen mit dem Auftrag, ihn, unter Benützung jeder sich bietenden Fahrgelegenheit, schnellstens dem Rittmeister auszuhändigen.

Nachdem diese Angelegenheit erledigt war, überlegte Frau Grete, was für ein Kleid sie anziehen solle. Sie entschloß sich dazu, ein dunkles Kleid zu wählen. Sie wußte, daß ihr das gut stand, und daß dadurch die Blässe ihres Gesichtes schärfer hervortrat. Etwas leidend auszusehen, hielt sie unter den gegebenen Verhältnissen für durchaus angebracht. Es würde auch auf Lothar Eindruck machen.

Zehn Minuten vor Eintreffen des Zuges ließ Frau Grete an der Bahnsteigsperre ihre Karte abknipsen. Vergeblich suchte sie unter den Wartenden nach ihrem Mann. Der Rittmeister war noch nicht da. Minute

auf Minute verrann, ohne daß er kam. Das war wirklich ärgerlich. Sie hatte es sich so sehr nett gedacht, in zurückhaltend kühler Haltung neben ihm auf dem Bahnsteig auf und ab zu gehen und allen seinen Annäherungsversuchen ein eisiges Schweigen entgegenzusetzen. Nun kam er gar nicht.

Der Zug lief ein.

Eine Minute später lagen sich Mutter und Tochter in den Armen.

Mama war sehr gerührt. „Wie blaß du noch aussiehst!“ sagte sie, Grete liebevoll die Wangen streichend. „Wo ist denn Lothar?“

Eben wollte Grete sein Ausbleiben entschuldigen, eine kleine Notlüge hatte sie sich schon ausgedacht, als sie die Stimme ihres Mannes dicht hinter sich hörte.

„Hier, liebe Mama, ist er!“ Er zog ohne viele Umstände seine Schwiegermutter an die Brust und gab ihr einen kräftigen Kuß.

„Du Guter!“ sagte die Mama und blickte dankbar zu dem Schwiegersohn auf. „Grete hat mir geschrieben, wie besorgt du um das arme Kind gewesen bist. Nicht wahr, sie ist so dankbar?“

Der Rittmeister räusperte sich, was Gretes Mutter für eine Bestätigung ihrer Frage hielt, dann nahm er die Handtasche, den Gepäckschein und besorgte mit Umsicht die Unterbringung der Damen und des Gepäcks in eine Droschke. Automobile benützte die Schwiegermutter grundsätzlich in Berlin nicht, sie waren ihr zu gefährlich.

Bei Tisch ließ sich Gretes Mutter, die von der Dienerschaft Frau Geheimrat angeredet wurde, da ihr verstorbener Mann den Titel eines fürstlichen Geheimen Kommerzienrats geführt hatte, noch einmal den Hergang des ganzen Vorfalls erzählen. Dabei

kam natürlich auch die Unterhaltung auf den Lebensretter.

„Liebe Kinder," sagte mit sehr ernster Miene die Frau Geheimrat, „in dem Brief Gretes stand, daß du, Lothar, dem Lebensretter so außerordentlich dankbar seist und ihm am liebsten dein ganzes Vermögen schenken möchtest. Meine Dankbarkeit dem Herrn gegenüber ist natürlich, wie ich wohl nicht besonders zu versichern brauche, nicht minder groß, aber wir wollen uns doch von unseren guten Herzen zu keiner Unbesonnenheit verleiten lassen. Hoffentlich habt ihr dem Lebensretter noch keine bestimmten Versprechungen gemacht?"

„Liebe Mama," antwortete Lothar, während Grete verlegen schwieg, „mit dem Mann sind wir vollständig im reinen. Wir haben mit ihm und seiner Schwester gestern abend bei Hiller soupiert und ihn, als Lebensretter Gretes, bei einer Flasche Champagner gefeiert. Mehr verlangt der Mann gar nicht. Ich privatim mache noch ein kleines Geschäft mit ihm. Ich verkaufe ihm nämlich den Schinder, der Grete vorgestern aus den Händen gegangen war und das ganze Unglück verschuldet hat."

„Ihr habt gestern abend bei Hiller mit ihm soupiert?" fragte erstaunt die Frau Geheimrat.

„Siehst du denn nicht, daß Grete noch ganz verkatert aussieht?" antwortete der Rittmeister. „Ja, wir sind erst nach ein Uhr nach Hause gekommen. Zuerst waren wir im Zirkus und haben den Lebensretter und seine Schwester bewundert. Seine Schwester ist nämlich bei Busch Voltigenreiterin. Er ist Dummer August!"

„Wie kannst du das nur von Gretes Lebensretter sagen!" korrigierte in einem Ton, der etwas schärfer

klang, als sie ihn sonst ihrem Schwiegersohn gegenüber anzunehmen pflegte, die Frau Geheimrat.

„Liebe Mama, der Mann ist tatsächlich ein Dummer August. Er ist ein richtig gehender Clown," versicherte der Rittmeister noch einmal.

„Aber Lothar!"

„Das soll doch für den kleinen Coco keine Beleidigung sein. Das ist sein Beruf. Grete kann's dir bestätigen," antwortete Lothar.

„Ja, Mutti, er ist ein Clown," sagte nun auch Grete etwas kleinlaut.

„Dafür kannst du nicht, liebes Kind!" Die Frau Geheimrat klopfte dabei liebkosend die Hände ihrer Tochter, dann wandte sie sich wieder dem Rittmeister zu und sagte sehr kurz und bestimmt: „Grete schrieb mir, du wolltest dem Mann dein ganzes Vermögen schenken. Ich dachte, ihr hättet beide den Kopf verloren. Darum bin ich sofort hierher gekommen."

„Lothar hat das nicht ernst gemeint, liebe Mutti," sagte Grete etwas spitz.

„Ausgezeichnet!" versetzte Lothar und lachte. „Du hast also wirklich geglaubt, wir wären beide verrückt geworden! Nee, liebe Schwiegermutter, Grete ist ja von der Sache etwas mitgenommen, besonders daß ihr Lebensretter ein Clown ist, hat ihr weh getan, aber ich habe nicht einen Augenblick die Besinnung verloren. Nee, der Heinz Kanitz will gar nichts geschenkt haben, der hat seinen Beruf und sein Auskommen und trachtet nicht nach unserem Vermögen."

Lothar trank, noch immer lachend, seinen Wein aus.

„Nun, dann ist es ja gut," sagte etwas steif die Frau Geheimrat, „dann ist ja meine Warnung überflüssig!"

Gretes Augenbrauen zogen sich bei dem Lachen

des Rittmeiſters finſter zuſammen. Sie hatte Meſſer und Gabel aus der Hand gelegt, ihre Augen funkelten, und die Flügel ihres feinen Näschens begannen zu beben. „Lothar," ſtieß ſie zornig hervor, „du haſt mir geſtern auf das Beſtimmteſte verſichert, daß du meinem Lebensretter alles zu geben bereit wärſt, was du beſitzeſt. Das habe ich an Mama geſchrieben, weil ich es glaubte. Daß du jetzt darüber lachſt, daß ich dein Wort ernſt genommen habe, ſpricht nicht gerade zu deinen Gunſten."

„Aber Grete!" Die Frau Geheimrat legte ihre Hand beſänftigend auf die der Tochter.

„Laß ſie doch!" meinte beluſtigt der Rittmeiſter.

Gretes Geſicht flammte auf in zorniger Röte. Das Lächeln ihres Mannes reizte ſie noch mehr. „Nun frage ich dich, was hätteſt du getan, wenn dieſer Heinz Kanitz nicht in geſicherter Stellung wäre? Wenn er an dich das Verlangen geſtellt hätte, ihm als Belohnung dafür, daß er mich gerettet hat, dein Vermögen zu geben? Hätteſt du dein Wort gehalten oder nicht?"

„Das fragſt du mich, der du ihm geſtern noch nicht einmal ſeine Puppe halten wollteſt?" Der Rittmeiſter, der die Sache immer noch nicht ernſt nahm, lachte wieder.

„Nun weiß ich genug. Nun weiß ich, was ich von dir zu halten habe!" ſagte Grete, ſtand auf und verließ das Zimmer.

„Donnerwetter, das iſt ſtark!" rief Lothar und ſprang ebenfalls von ſeinem Sitz auf.

„Sie iſt nervös! Sie iſt angegriffen! Sie muß geſchont werden!" Damit ſtürmte die Frau Geheimrat hinter ihrer Tochter aus dem Zimmer.

Zehn Minuten ſpäter fuhr der Rittmeiſter in die Stadt. Mochten die überſpannten Frauenzimmer

mit sich allein fertig werden. Er hatte keine Lust, sich von ihnen die Stimmung verderben zu lassen. Er hatte schon immer die Luftschiffer in Tegel besuchen wollen. Heute hatte er Zeit, den geplanten Besuch auszuführen.

* * *

Als zwei Stunden später sich Grete soweit beruhigt hatte, daß sie mit ihrer Mutter im Gartenzimmer den Kaffee einnehmen konnte, sagte die Frau Geheimrat zu ihr: „Es tut mir leid, daß ich hierhergekommen bin. Ich hatte geglaubt, euch in Glück und Wonne schwimmen zu sehen, statt dessen zankt ihr euch bei jeder Kleinigkeit."

Frau Grete sah einen Augenblick ihre Mutter sprachlos an. „Bei jeder Kleinigkeit?" wiederholte sie. „Du nennst es eine Kleinigkeit, wenn mein Mann mit mir im Automobil fährt und dabei schläft und gähnt?"

„Wenn ein Mann schlafen will, soll man ihn schlafen lassen," erklärte die Frau Geheimrat. „Dein Vater machte es in solchen Fällen genau so wie Lothar."

„Als Bräutigam hätte er sich nie unterstanden, so rücksichtslos zu sein."

„Er ist doch aber jetzt nicht mehr dein Bräutigam, liebes Kind. Ja, solange sie verlobt sind, geben sich die Männer ganz anders. Das ist bei allen das gleiche!"

„Du nimmst natürlich wieder seine Partei!" schmollte Grete.

„Nun, daß er einem Mann, der ein Pferd aufhält, nicht gleich Hunderttausende schenkt, ist doch nur vernünftig. Das mußt du doch auch einsehen? Was sollte denn Lothar anfangen, wenn er sein Vermögen verschenkt? Ohne Vermögen wäre er in seinem Regiment unmöglich. Es geschieht doch auch in deinem Interesse, daß er das schöne, gute Geld nicht zum Fenster hinauswirft."

„Aber er hätte doch ſagen können, daß ihm für mich kein Opfer zu groß wäre. Statt deſſen lacht er und tut, als ob ich nicht recht bei Verſtand wäre! Nein, ich bin ſehr böſe auf ihn.“

„Treibe die Sache nicht zu weit, liebes Kind,“ mahnte die beſorgte Mutter. „Man darf bei ſolchen Männern, wie Lothar, nie den rechten Augenblick zum Einlenken verſäumen. Sonſt bleibt leicht für lange Zeit ein Schatten zurück, der dann ſchwer zu vertreiben iſt. Die Behandlung der Männer iſt nicht ſo einfach.“

Die Frau Geheimrat war noch dabei, der Tochter aus dem Schatze ihrer Erfahrungen lehrreiche Beiſpiele anzuführen, wie man ſich als kluge Frau den Männern gegenüber zu benehmen habe, als Heinz Kanitz und ſeine Schweſter gemeldet wurden.

Grete ſchrak auf. An die hatte ſie gar nicht mehr gedacht! Nun war Lothar nicht da!

„Was wollen denn die Leute ſchon wieder?“ fragte die Geheimrätin. „Wenn ihr doch bis ein Uhr nachts mit ihnen zuſammen geweſen ſeid —“

„Sie wollen das Pferd kaufen.“

„Ich verſtehe nicht, daß ihr den Leuten das Pferd nicht ganz einfach ſchenkt. Mir wäre das die ſympathiſchſte Löſung der ganzen Belohnungsfrage deines Lebensretters.“

Grete hatte keine Zeit, ihrer Mutter zu antworten, denn in dieſem Augenblick wurden Heinz Kanitz und ſeine Schweſter von dem Diener in das Zimmer geführt.

Mit einem großen Aufwand von liebenswürdigen Worten dankte die Frau Geheimrat dem Clown für die Rettung ihrer Tochter.

Der kleine Coco war zunächſt, wie immer fremden Damen gegenüber, verlegen und beſcheiden. Er be-

hauptete, die ganze Sache wäre ja kaum der Rede wert.

Die Schweſter, Signora Cara Tornelli, die heute einen auffallend großen Hut und weiße Tanzſchuhe trug, brachte das Geſpräch auf das zu kaufende Pferd.

„Ich habe eben ſchon mit meiner Tochter ausgemacht, daß wir Ihnen das Pferd ſchenken," ſagte die Frau Geheimrat.

Heinz Kanitz und ſeine Schweſter widerſprachen. Sie erkundigten ſich nach dem Rittmeiſter. Sie behaupteten, es wäre mit dem Baron ſchon alles in Ordnung getracht. Aber die Frau Geheimrat beſtand darauf, daß von einem Kauf des Pferdes bei der Dankbarkeit, die man dem jungen Herrn ſchuldig wäre, keine Rede ſein könne, das Pferd müſſe von ihm als Geſchenk angenommen werden. Mit ihrem Schwiegerſohn werde ſie ſchon in dieſem Sinne ſprechen.

Frau Grete ließ ihre Mutter gewähren. Aberglauben war in ihren Augen Dummheit. Sie fand es ganz richtig, daß man den Leuten das Pferd ſchenkte und daß man dem Kind auch den richtigen Namen gab. Das Bemänteln des Schenkens durch einen vorgeſpiegelten Kauf entſprach ganz und gar nicht ihrem Empfinden. Und dann reizte es ſie auch, Lothar, aus Rache für ſein taktloſes Benehmen im Automobil und bei Tiſch, dieſen kleinen Streich zu ſpielen. Sie freute ſich darauf, ihm ſagen zu können, dieſe Zirkusleute ſind gar nicht ſo, wie du glaubſt. Sie haben das Pferd ganz gern geſchenkt genommen, auch ohne die Farce des Kaufs. Nun kann ich wenigſtens jedem ſagen, ich habe meinem Lebensretter als Belohnung ein Pferd geſchenkt.

Man war auf den Hof hinausgetreten, und der Kutſcher führte den Rappen vor.

Signora Cara Tornelli wünſchte ihn im Schritt, im Trab und im Galopp zu ſehen. Sie befühlte die Beine des Pferdes, beſah ſich ſeine Augen ſehr genau und unterſuchte die Zähne des Tieres.

Sie nickte ihrem Bruder des öfteren ſehr befriedigt über ihren Befund zu. „Ich glaube, Heinz, daß wir das Tier gebrauchen können.“

„Ganz meine Anſicht,“ beſtätigte der.

„Wenn Sie das Pferd annehmen wollen, kann es Ihnen der Kutſcher ſofort nach Berlin führen,“ ſagte Grete.

Die Geſchwiſter berieten mit leiſer Stimme etwas abſeits von den anderen. Heinz ſchien ſeiner Schweſter zuzureden, das Geſchenk anzunehmen, Signora Cara ſchien Bedenken zu hegen. Aber ſchließlich gab ſie nach.

Grete lächelte triumphierend, als ſie mit feierlichem Handſchlag ihrem Lebensretter das Pferd zum Geſchenk machte. Der lehnte es ab, ſich den Gaul von dem Kutſcher nach der Stadt bringen zu laſſen. Er legte ihm ein mitgebrachtes Zaumzeug an, ſchnallte ihm eine Decke auf den Rücken, dann verabſchiedete er ſich durch einen kraftvollen Händedruck von der Baronin und ihrer Mutter, beſtellte an den Rittmeiſter einen Gruß und ſaß im nächſten Augenblick auf dem Pferd, das er mit ruhiger, ſicherer Hand durch Hof und Garten hinaus auf die Straße lenkte.

„Es wird ihm doch nichts paſſieren?“ ſtieß ängſtlich Grete hervor.

Signora Cara lächelte. „Er reitet faſt ſo gut wie ich,“ antwortete ſie, dann verabſchiedete auch ſie ſich von den Damen und fuhr nach der Stadt zurück.

* * *

Zum Abendessen kehrte Lothar zurück. Auf beiden Seiten war man versöhnlich gestimmt. Als die Frau Geheimrat die Kinder aufforderte, sich einen Kuß zu geben, kamen Grete und Lothar dieser Aufforderung ohne Sträuben nach.

Bei Tisch wurde Lothar der Besuch der Zirkusleute geschildert.

„Sonderbare Menschen!“ meinte die Schwiegermutter.

„Was haben sie denn angezahlt?“ fragte Lothar.

„Nichts,“ lächelte Grete. „Sie haben das Pferd als Geschenk angenommen. Hoffentlich ist dir das nicht zuviel für die Rettung deiner Frau, du Geizkragen!“

„Ihr habt ihnen das Geschenk aufgedrängt,“ antwortete mißtrauisch der Rittmeister.

„Das kann man doch nicht sagen, lieber Lothar,“ log die Schwiegermutter, die das Heraufsteigen eines neuen Unwetters am ehelichen Himmel der beiden Kinder befürchtete.

„Na, na!“ zweifelte der Rittmeister.

„Du wirst doch hoffentlich in Mamas Worte keinen Zweifel setzen?“

Damit wurde jeder Widerspruch ihres Mannes von der blonden Frau Grete in diplomatischer Weise im Keime erstickt.

Lothar streckte vor den beiden Frauen die Waffen. Man beschloß am andern Tag ein Theater zu besuchen und überredete die Frau Geheimrat, die das Wort „Abreise“ fallen ließ, ihren Aufenthalt zu verlängern.

* * *

Vierzehn Tage waren vergangen. Die Frau Geheimrat war wieder abgereist, und von Heinz Kanitz und seiner Schwester war bei Üchtinghausens kaum

noch die Rede. Da fand der Rittmeiſter eines Morgens unter den eingelaufenen Briefen ein Schreiben, das von ungelenker Hand geſchrieben eine Einladung der Signora Cara Tornelli zu einer Probe im Zirkus enthielt.

„Aha, ſie wollen uns den Rappen in Dreſſur vorführen," meinte Lothar und gab den Brief an Grete.

„Ob wir hingehen? Eine Zirkusprobe habe ich noch nie geſehen."

„Gut, ſehen wir uns mal morgen früh an, was inzwiſchen aus dem ſchwarzen Teufel geworden iſt."

Am anderen Morgen fuhren Lothar und Grete in die Stadt.

Welch ein anderes Bild bot an dieſem trüben Wintermorgen das Innere des Zirkus, das Grete erſt einige Wochen vorher abends in einem überwältigenden Lichterglanz, angefüllt von vielen tauſend frohgeſtimmten Menſchen, bewundert hatte. Von der Kuppel herab fiel das matte Tageslicht auf die Manege, und düſter und leer gähnten dem Eintretenden die aufſteigenden Sitzreihen entgegen. In der Manege übte ein junges Mädchen in grauem Leinenkittel auf dem Rücken eines alten, ſteifen Panneaupferdes einige Tanzpas. Sie trug um die Hüften einen Gürtel, an dem die Longe befeſtigt war, die ein Stallmeiſter in der Hand hielt. Die kurzen, herriſchen Befehle des Stallmeiſters, das laute Knallen ſeiner Peitſche, das Schnauben des kurzatmigen Pferdes, wirkten in dem großen leeren Raum auf Grete in hohem Grade unangenehm. Dabei ſah ſie, daß die Peitſche des Stallmeiſters nicht immer nur das Pferd traf, ſondern oft genug die junge Elevin.

„Das iſt ja empörend!" ſagte ſie zu Lothar. „Das iſt ja nicht zum Anſehen! Er mißhandelt das Kind."

„Der Weg zum Ruhm ist steil und mit Ohrfeigen gepflastert," antwortete Lothar. „Ohne Hiebe geht es nun mal nicht. — Wir wollen uns den Stall ansehen. Komm!"

Er führte Grete an einem Trupp Artisten vorbei, die in Mänteln, mit aufgeschlagenen Rockkragen und tief nach vorn in die Stirn geschobenen Hüten, am Eingang des Stalles standen.

Im Stall kam ihnen Heinz Kanitz entgegen. Er hatte eine alte Jockeimütze auf, und seine Hosen steckten in kurzen Schaftstiefeln. Er begrüßte freudig den Rittmeister und seine Frau.

„Wir kommen gleich dran," sagte er. „Kommen Sie mit zu meiner Schwester, die ist schon bei King Bell, so haben wir den Rappen getauft."

In einer Box, ganz am Ende des zweiten Stalles, trafen sie Cara, die dem Rappen selbst das Futter gab. Die Kunstreiterin hatte auch das auf den Proben übliche graue Leinenzeug angezogen und das schwarze Haar hochgesteckt. Nach der Begrüßung des Rittmeisters und seiner Frau, wandte sie sich wieder King Bell zu.

„Der arme Kerl!" sagte sie, dem schönen Pferd den glatten Hals klopfend. „Das Lernen fällt ihm so schwer. Er ist gutartig, aber entsetzlich nervös. Man muß viel Geduld mit ihm haben. Bisher habe ich ihn nur immer an der Longe gehen lassen, heute soll er zum ersten Male mit Pauken und Trompeten geritten werden."

Ein Stallknecht meldete, daß die Manege frei sei.

„Setzen Sie sich in eine Loge, gnädige Frau," sagte Cara zu der Baronin, „King Bell ist schon einmal mitten in die ersten Sitzreihen hineingesprungen, der gute, dumme Kerl!"

Lothar führte Grete in eine Loge, und von hier aus sahen sie sich die Vorbereitungen an, die für den Unterricht King Bells getroffen wurden. Ein Dutzend Artisten verteilten sich auf die verschiedenen Parkettplätze, um durch Schwenken von Hüten, Taschentüchern und Regenschirmen das Pferd gegen alle Demonstrationen vom Zuschauerraum aus fest zu machen. Einige andere Artisten stellten sich auf dem Manegenrand auf, um ein Ausbrechen des Rappen zu verhindern.

Dann führte Coco das Pferd in die Manege. Stolz trug er die inzwischen verliehene Rettungsmedaille auf der Brust.

Man hatte dem schlanken, kraftvollen Tier eine englische Pritsche aufgelegt und ihm den Kopf kurz geschnallt. Es blies ärgerlich in die Nüstern und tänzelte unruhig neben seinem Führer her. Die Zirkusluft schien ihm noch wenig zu behagen.

Cara trat mit einer langen Peitsche ein und stellte sich in der Mitte der Manege auf. Coco gab das Pferd frei, das ein Zuruf und ein leichter Schlag mit der flachen Hand in Trab brachte.

Zunächst ging die Sache ganz gut. Der Rappe verstand, was man von ihm wollte, und er lief längs dem Manegenrand einen ruhigen Trab. Cara wußte ihn meisterlich durch kleine Hilfen mit der Peitsche zu dirigieren. Bald mußte sich das Pferd in Galopp setzen, dann wieder in Schritt fallen, dann wieder traben. Cara lobte King Bell, gab ihm von Zeit zu Zeit ein Stück Zucker, und alle waren darin einig, daß er gute Fortschritte gemacht habe und das Gehen an der Longe nicht mehr notwendig sei. Die Sache wurde jedoch bedeutend kritischer, als die Artisten, die auf den Parkettplätzen saßen, während eines scharfen Galopps

King Bells mit Hüten und Taschentüchern zu winken begannen und mit den Füßen trampelten. Er schrak zusammen, bog nach innen ein, stellte sich auf die Hinterbeine oder suchte in den Stall zu flüchten. Mit Ruhe, aber mit unerbittlicher Strenge führte Cara die Peitsche und zwang das nervöse Tier immer wieder in die ihm vorgeschriebene Bahn. Der rasende Galopp längs dem Manegenrand ermüdete mit der Zeit das Pferd, aber der Zuruf seiner Herrin und die stets scharf treffende Peitsche trieben es immer wieder von neuem an. Schon nach zehn Minuten vermochte kein Stampfen, kein Winken, kein Schreien der Zuschauer das Pferd mehr von seiner Arbeit abzulenken. Seine ganze Aufmerksamkeit galt seiner Herrin, die zu loben, aber auch zu strafen verstand.

Als dem Rappen endlich eine Ruhepause gegönnt wurde, hatte sich da, wo die Geschirrteile die glänzende Haut streiften, weißer, dichter Schaum gebildet. In der kalten Luft dampfte das Pferd.

„Heute ist er besonders brav," sagte Cara zu dem Rittmeister, der in die Manege heruntergekommen war und der Kunstreiterin über die Art, wie sie die Peitsche zu führen verstand, einige Komplimente machte.

„Wann wird denn das erste Debüt stattfinden?" fragte Üchtinghausen.

„Wenn alles gut geht, in einem halben Jahr," meinte Cara. „Aber dann werden wir nicht mehr in Berlin sein."

Während sich der Rittmeister mit der Kunstreiterin unterhielt, wurden dem Pferd von zwei Stallknechten unter Aufsicht Cocos allerhand Lärm- und Musikinstrumente aufgeschnallt. Man hatte dem Pferd ein Hintergeschirr angelegt, und an dies wurden Blechtöpfe, in die man Steine gelegt hatte, Blechdeckel und Trommeln

befeſtigt. Vor dem Sattel wurde eine Pauke angebracht, an den Schwanzriemen wurden loſe Strickenden gebunden, die dem Pferd beim Laufen an die Hinterbeine ſchlagen mußten.

Nachdem dieſe Vorbereitungen getroffen waren, die dazu dienen ſollten, das Pferd an das Anſchlagen fremder Gegenſtände an alle Teile ſeines Körpers zu gewöhnen, die ihm den „Kitzel“ nehmen ſollten, und die beſtimmt waren, es gleichzeitig unempfindlich gegen Lärm und Muſik zu machen, wurden die Zügel, die von dem Kopf nach dem Leibgurt führten, losgeſchnallt. Gleich darauf ſaß mit einem kühnen Sprung Coco mitten zwiſchen Trommeln und Blechtöpfen auf dem Rücken des Pferdes.

„Los!“ kommandierte Cara mit heller Stimme.

Die beiden Stallknechte, die King Bell am Kopf hielten, gaben das Pferd frei, und dieſes ſetzte ſich in Trab. Ein Zuruf Caras, ein leichter Peitſchenſchlag und aus dem Trab wurde ein Galopp.

Nun raſſelten die Steine in den Blechtöpfen, nun ſchlugen lärmend die Blechdeckel aneinander, nun ſtreiften die Enden der Stricke die Beine des Pferdes, und auf ſeinem Rücken ſchlug Coco kräftig auf Trommeln und Pauke. Das Pferd hatte willig eingeſetzt, aber als auf ſeinem Rücken dieſer Höllenlärm losbrach, als an ſeinen zitternden Flanken, rechts und links, die loſe angehängten Geräte klapperten, da verſagte es den Gehorſam, da lief es aus der Bahn, bockte wild und, als es hart von der Peitſche Caras getroffen wurde, ſtellte es ſich kerzengerade auf die Hinterbeine.

Grete ſtieß einen lauten Schrei aus. Krampfhaft faßte ſie nach dem Arm des neben ihr ſtehenden Rittmeiſters.

„O Gott! Er ſtürzt!“

„Er denkt nicht dran!“ beruhigte Lothar ſeine Frau.

Coco hockte auf dem Rücken des wildgewordenen Pferdes wie ein kleines Raubtier. Seine Hände hatten ſich in der Mähne des Rappen feſtgekrallt, ſeine kurzen Beine klammerten ſich wie eine Zange um die Weichen des Tieres.

Cara trat zurück, um dem Pferd Zeit zu geben, ſich zu beruhigen. Mit ſcharfer Stimme rief ſie, die Gefahr erkennend, ihrem Bruder zu: „Abſpringen!“

Aber die Warnung kam zu ſpät. Das Pferd, das mit den Vorderbeinen fuchtelnd in der Luft herumgeſchlagen hatte, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte nach hinten über, ſeinen Reiter unter ſich begrabend.

Grete lag ohnmächtig in den Armen Lothars.

Unten in der Manege aber faßten ein Dutzend kräftige Artiſtenfäuſte die wild um ſich ſchlagenden Pferdehufe, und andere zogen unter dem zappelnden Körper des Tieres den Clown hervor.

Es ſchien, als ob Coco bewußtlos ſei, aber plötzlich ſtand er mit einem Sprung auf den Füßen. Ein Hieb von ihm mit der Peitſche, und auch King Bell ſtand, wenn auch an allen Gliedern zitternd, aufrecht.

* * *

Am andern Tage brachte ein Stallknecht den Rappen zurück nach der Villa des Rittmeiſters v. Üchtinghauſen.

Signora Cara Tornelli ſchrieb dazu, daß ſie von dem Geſchenke keinen Gebrauch machen könne, denn das bringe nur Unglück.

Plötzlich lachte der Rittmeiſter, als er den Brief las, laut auf und lief zu Frau Grete. Als Nachſchrift hatte Toco in ungelenken Schriftzügen dem Briefe angefügt: „Geſchenkt wollen wir den Gaul nicht, aber auch für achthundert Mark kann ich ihn nicht mehr brauchen. Er iſt den Preis nicht wert. Wollen Sie mir ihn aber um ſechshundert laſſen, ſo ſchicken Sie ihn nur wieder zurück.“

Jetzt lachte auch Frau Grete, und gleich darauf führte der Stallknecht vom Zirkus den Rappen wieder aus dem Hof.

Der Hase in der französischen Küche.

Von Eva Saldern.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Daß der harmlose Lampe zu den meistverfolgten Geschöpfen auf dem ganzen Erdenrund gehört, ist eine unbestreitbare, für ihn selber sicherlich sehr beklagenswerte Tatsache. Schon in seiner frühesten Jugend ist er den unermüdlichen Nachstellungen aller vierbeinigen und gefiederten Raubgesellen in Wald und Feld ausgesetzt, und wenn es ihm glücklich bis zu einem gewissen Lebensalter gelungen ist, diesen blutdürstigen Feinden zu entrinnen, so darf er fast mit Sicherheit darauf rechnen, an einigen Schrotkörnern zu sterben, lange bevor er die Beschwerden des Greisentums kennen gelernt hat. Alle Welt hat den Ärmsten eben „zum Fressen“ gern, und er würde bei dieser allgemeinen Beliebtheit vermutlich längst zu den ausgestorbenen Tiergattungen gehören, wenn ihn nicht seine sprichwörtliche Fruchtbarkeit zur Freude aller Feinschmecker vor solchem Schicksal bewahrt hätte.

Mit dieser Feststellung seiner Begehrtheit soll nun freilich beileibe nicht gesagt sein, daß der gebratene, gedünstete, gesulzte oder zu Pasteten verarbeitete Hase auch unter allen und jeden Umständen ein ausgesuchter Leckerbissen sein müsse. Jeder von uns hat Gelegenheit

gehabt, sich zu überzeugen, daß recht wohl auch das Gegenteil der Fall sein kann, und darum darf unseren verehrten Hausfrauen gar nicht oft und eindringlich genug zu Gemüte geführt werden, daß das Allerwichtigste für einen Hasenbraten der vorsichtige Einkauf ist.

Grundverschieden wie die Qualitäten unserer lieben Nebenmenschen sind auch die Qualitäten derer vom Geschlecht Lampe. Es gibt unter ihnen nicht nur Junge und Alte, Gesunde und Kranke, Wohlgenährte und Magere, sondern auch Vornehme und Geringe — wenigstens, so weit es sich um den mehr oder weniger erlesenen Wohlgeschmack ihres Fleisches handelt. Der Hase, der während seines kurzen Erdenwallens in der glücklichen Lage war, sich von den feinen und würzigen Kräutern der Bergwälder zu nähren, repräsentiert auch noch nach seinem Tode eine ganz andere Klasse als der plebejische Feldhase, der sich mit derber Kost begnügen mußte und bei dem überdies wohl oft genug Schmalhans Küchenmeister war. Man suche sich also, soweit es mangels vollgültiger Ausweispapiere möglich ist, zunächst über die Herkunft des in Betracht genommenen Hasen zu unterrichten, und man lasse sich's, wenn die Auskunft befriedigend war, nicht verdrießen, ihn sodann einer eingehenden körperlichen Untersuchung zu unterziehen.

Daß ein junger, noch nicht ausgewachsener Hase unbedingt eine besondere Delikatesse sei, ist, wenigstens nach der persönlichen Überzeugung der Verfasserin, ein Aberglaube. In solchen Fällen, wo die Ernährung des Jungtieres ausnehmend günstig war, mag es ja zuweilen zutreffen, meist aber wird das Fleisch eines Hasen, der es noch nicht auf mindestens zwei Kilo gebracht hat, fad und geschmacklos sein, der Mühe und Sorgfalt nicht wert, die eine gute Hausfrau auf seine Zubereitung

verwendet. Über die Bratpfannen-Unwürdigkeit des zu alten Hasen ist kaum ein Wort zu verlieren. Ein Bursche mit langen gelben Zähnen und von mehr als vier Kilo Gewicht sollte für die feine Küche gar nicht erst in Frage kommen. Auch die üppigste Verschwendung von Speck, Butter und Rahm wird die Trockenheit und Zähigkeit seines Fleisches ebensowenig

Der Hase wird auf die Merkmale seiner guten Beschaffenheit untersucht.

überwinden als den fatalen Beigeschmack, der ihm unzertrennlich anhaftet.

Wer vor schmerzlichen Enttäuschungen bewahrt bleiben will, der wähle einen Hasen von nicht weniger als zweieinhalb und nicht mehr als dreieinhalb Kilo Gewicht, er gebe dem männlichen vor dem weiblichen den Vorzug, und er versäume nicht, die Schußverletzungen auf ihren Sitz und ihre Beschaffenheit hin anzusehen. War der Hase in die Flanke getroffen, so

ist anzunehmen, daß die Gedärme verletzt sind und ihr Inhalt in unerfreuliche Berührung mit dem Fleische gekommen ist; ein Schuß in unmittelbarer Nähe des Herzens hat ein vollständiges Ausbluten des Tieres

Das Auffangen des Blutes.

zur Folge und verringert damit ebenfalls seinen Wert für die Küche. Dasselbe gilt von zerschossenen Knochen oder in zu großer Ausdehnung zerrissenen Muskelpartien. Wenn man ihn haben kann, entscheide man sich also immer für einen Hasen, dem durch Kopfschuß das Lebenslicht ausgeblasen wurde, und man suche ihn möglichst bald nach seinem gewaltsamen Tode zu erlangen.

Die Kennzeichen der Schußfrische sind untrüglich. Ein klares, noch nicht glasiges oder getrübtes Auge, eine feuchte Zunge und ein kaum erst wahrnehmbarer Geruch aus dem Maule beseitigen nach dieser Richtung hin jeden etwaigen Verdacht. Hat aber der Verwesungs-

prozeß erſt einmal begonnen, ſo iſt nur ſchwer ein Urteil über die ſeit dem Tode des Tieres bereits vergangene Zeit zu gewinnen, und man kann ſich durch den Genuß möglicherweiſe der Gefahr ernſtlicher Erkrankung ausſetzen.

Natürlich darf der ſchußfriſche Haſe nun nicht etwa ſogleich zubereitet werden, ſondern er muß einige Tage hängend an einem kühlen, luftigen Orte aufbewahrt werden, wobei man während der erſten Stunden öfter nachſehen muß, ob noch Blut aus dem Körper tropft. Iſt das der Fall, ſo hat man ihn falſch aufgehängt, und man ändere dementſprechend die Lage. Am

Teilung des Haſen für die Zubereitung nach franzöſiſcher Art.

zweckmäßigſten iſt es nach unſerer Erfahrung immer, das Tier weder an den Hinter- noch an den Vorderläufen, ſondern an allen vier Beinen aufzuhängen.

Erſt wenn er „abgelegen“ genug ſcheint, geht man

an das Abziehen und Enthäuten des Hasen. Man hängt ihn zu diesem Zweck an den Hinterläufen auf, schneidet mit einem spitzen, scharfen Messer das Fell von den Pfoten bis zum Verschluß auf, streift es, mit dem

Vorrichtung des Hasenpfeffers.

Messer nachhelfend, von Keulen und Blume und dann mit einem festen Zug bis zu den Vorderläufen ab. Nur an der Bauchseite, wo Fett sitzt, muß man dabei ein wenig mit dem Messer nachhelfen. Von den Vorderläufen schneidet man die Pfoten ab, drückt ohne Schwierigkeit die fleischigen Schulterblätter aus dem Fell und streift dieses über den Kopf, nachdem man es zuvor um die Augen herum mit dem Messer gelöst und die Ohren abgeschnitten hat. Die Knochen der Hinterbeine sitzen fest in den Gelenken und müssen deshalb mit dem Hackmesser getrennt werden. Darauf wird der Leib bis zur Brust aufgeschlitzt, die Gedärme werden beseitigt, Leber, Herz und Lunge herausgenommen und

für die spätere Verwendung beiseite gelegt. Das in der Brusthöhle angesammelte Blut wird mit einem Löffel aufgefangen und mit einigen Tropfen Essig versetzt. Wenn man dann die Brustknochen durchschnitten und nach Auftrennung des Halses die Luftröhre herausgerissen hat, gibt man den Hasen auf ein Hackbrett, um die Schulterblätter abzutrennen und den Hals beim Anfang des Rückenfleisches abzuhauen. Zuletzt stutzt man die Rippen auf beiden Seiten des Rückens ab, worauf man den Hasen gut mit einem feuchten Tuche abwischt und mit einem spitzen Messer sorgsam von den anhaftenden feinen Häuten befreit.

Die in Deutschland gebräuchlichste Zubereitung des

Vorrichtung der Hinterläufe.

so vorgerichteten Hasen ist unseren Leserinnen jedenfalls zu wohl bekannt, als daß wir sie hier eingehend beschreiben müßten. Der Rücken mit den dazugehörigen Hinterläufen wird schön gespickt und unter fleißigem

Begießen ungefähr drei Viertelstunden lang in der Pfanne gebraten, während Vorderläufe, Kopf, Rippenfleisch, Leber, Herz und Lunge zu dem sogenannten Hasenpfeffer oder Hasenjung, auch als Hasenklein be-

Die Marinade.

zeichnet, Verwendung finden, einer Schüssel, die mindestens ebensoviele Liebhaber hat wie der gebratene Hase.

Wir sind der Meinung, daß diese althergebrachte deutsche Bereitungsart auch die beste und den Geschmacksbesonderheiten des Hasenfleisches entsprechendste ist. Ein nicht wegzuleugnender Nachteil aber haftet ihr allerdings an. Sie macht den Hasen wenig geeignet für die Verwendung in einem kleinen, etwa nur aus zwei Personen bestehenden Haushalt, da die Reste des „auf einen Sitz“ nicht zu konsumierenden Bratens kalt oder — was noch unerfreulicher ist — aufgewärmt wieder auf den Tisch gebracht werden müssen. In solche Notwendigkeit sieht die auf das Behagen des

Gatten bedachte Hausfrau sich immer nur ungern versetzt, und darum versucht es die eine oder die andere unserer Leserinnen vielleicht einmal mit dem in Frankreich gebräuchlichen Verfahren, einen Hasen in möglichst abwechslungsreicher Weise für die Küche auszunützen.

Die Hauptgerichte, die man dort aus ihm gewinnt, sind der Hasenpfeffer und die Hasenpastete. Mit Rücksicht auf diese Zweckbestimmung ist denn auch schon die Behandlung des vorgerichteten und enthäuteten Hasen eine etwas andere als bei uns. Nach der Herausnahme der inneren Organe und dem Auffangen des Blutes werden die Hinterläufe abgetrennt und sofort in eine aus Öl, Essig oder Weißwein unter Beifügung

Das Wiegen des Fleisches für die Pastete.

von Zwiebeln und Würzkräutern hergestellte Marinade gebracht, in der sie zwei oder drei Tage verbleiben, um dann gespickt und gebraten oder auch in der Kasserolle gedünstet zu werden. Kopf, Rippenfleisch und Vorder-

läufe geben wie bei uns den in Frankreich in erster Linie geschätzten Hasenpfeffer. Die schönsten, fleischigsten Teile des Rückens aber im Verein mit Lunge, Herz und Leber dienen zur Füllung einer Pastete, die entweder in der Kruste oder in einer mit Speckscheiben ausgelegten Terrine gebacken wird und den Vorzug

Die Hasenpastete.

hat, mehrere Tage, ja, selbst mehrere Wochen hindurch aufbewahrt werden zu können, ohne auch nur im geringsten an Wohlgeschmack einzubüßen. Das Fleisch wird behufs dieser Verwendung in fingerlange Streifen geschnitten und zusammen mit Lunge, Leber und Herz sowie im Verein mit einigen Scheiben frischen Schweine- und Kalbfleisches (von der Keule) und einer entsprechenden Menge Speck fein gewiegt.

Das Durchtreiben durch eine Fleischhackmaschine gilt mit Recht als wenig empfehlenswert, da der feine

Wohlgeschmack des zarten Hasenfleisches unter dem Zerquetschungsprozeß entschieden leidet.

Für die Bereitung der Pastete selbst finden sich in jedem guten deutschen Kochbuch die nötigen Rezepte, und wer in einer Pariser Familie oder in einem besseren Restaurant Gelegenheit hatte, von dieser Hasenpastete zu kosten, der wird sicherlich gewünscht haben, sie auch in der deutschen Küche etwas mehr eingebürgert zu sehen, als es heute noch der Fall ist. Nicht ganz unberechtigt war jedenfalls der Stolz, mit dem mir eine jung verheiratete Französin, die zugleich ihre eigene Köchin war, erzählte, wie viele schmackhafte und unter einander durchaus verschiedene Schüsseln sie aus einem einzigen sechspfündigen Hasen gewonnen habe. Als da waren: am Montag Hasenpfeffer; am Dienstag eine kleine Hasenpastete in der Kruste; am Mittwoch ein gebratener Hasenschlegel; am Freitag eine Hasenterrine und am Samstag ein gedünsteter Hasenschlegel. Nur über den Donnerstag war sie mit der leicht hingeworfenen Bemerkung hinweggegangen, daß Hasenpfeffer von allen existierenden Fleischgerichten das einzige sei, für das, um mit dem großen deutschen Humoristen zu reden:

„— — mein Mann besonders schwärmt,
Zumalen, wenn er aufgewärmt."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Morgan und unsere Maria. — Wir saßen auf unserer Veranda beim Frühstück. Hell glänzte die Sonne auf dem Spiegel des Comersees zu unseren Füßen.

Ich griff nach der Zeitung. „Du," sagte ich zu meiner Frau, „Morgan, der Milliardär, ist gestorben. Die Wirkung von Morgans Tod wird weitreichender sein als eines Königs Tod," las ich vor. „Bis in den entferntesten Quartieren in der Alten und der Neuen Welt wird sie sich finanziell wahrnehmbar machen —"

„Nun, das ist wieder einmal übertrieben," sagte meine Frau. „Wir zum Beispiel werden kaum etwas davon verspüren."

„Nun, wer weiß, wer weiß," sagte ich, und dann unterhielten wir uns von Morgans Reichtum. Von den Milliarden anderer sich zu unterhalten, ist sehr bekömmlich am Frühstückstisch. Selbst wenn der Kaffee kalt geworden ist, wird einem warm davon um die Magengegend herum.

„Andere sollen reicher gewesen sein als er. Er soll ja nur tausend Millionen besessen haben —"

„Aber an die hundertfünfundzwanzig Milliarden soll er beherrscht haben."

Die dicken Ziffern flogen über unseren Kaffeetisch und machten fast die Milch gerinnen. Die Kinder waren riesig interessiert. Der Hansl, der schon in der Schule gelernt hat, wie man eine Million in Ziffern schreibt, hatte einen Fetzen Papier herbeigeholt und malte ganze Reihen von Eiern mit dem Bleistift darauf. Dann zeigte er sie uns und erklärte, das seien die Milliarden Morgans.

Digitized by Google

Auch unſere Maria hatte die Ohren geſpitzt, als es die Millionen nur ſo hagelte in unſerem Geſpräch. Maria iſt unſer neues italieniſches Dienſtmädchen. Sie war gerade beim Abräumen.

Sie hatte natürlich keine Ahnung, wer Morgan war. Sie hatte auch keine Ahnung, was eine Million iſt.

„Maria," ſagte ich auf Italieniſch, „haben Sie ſchon einmal eine Tauſendlirenote geſehen?"

„Nein, Signore," antwortete ſie andächtig.

Ich ging an mein Markenkäſtchen, das ich geſtern friſch aufgefüllt hatte, und nahm eine Zehncenteſimimarke heraus. „Alſo, denken Sie ſich, Maria," ſagte ich, „das hier ſei ein Tauſendlireſchein — verſtehen Sie?"

„Ja."

„So, und nun denken Sie ſich tauſend ſolcher Scheine übereinandergelegt." Ich häufte ein Paketchen Marken aufeinander. „So, ſehen Sie, ſo — immer einen nach dem anderen, bis es tauſend ſind. Und dann ſind tauſendmal tauſend Lire eine Million."

Maria machte ein Geſicht, als ob ſie in der Kirche ſäße.

Ich aber war nun ſchon einmal drin im Erklären der Millionen, und etwas von einem Gefühl, als ob ich ſie beſäße, ſtrömte behaglich auf mich über, ſo daß ich immer weiter redete: „Und wenn wir alſo annehmen, Maria —"

„Hansl, paß auf," ſagte die Mutter, „damit du auch was lernſt."

„Wenn wir alſo annehmen, das Paket von tauſend Tauſendlireſcheinen ſei das da hier." Ich holte eine Fünfzehncenteſimimarke aus meinem Vorrat herbei. „Und wenn wir das tauſendmal übereinanderlegen" — ich fing an, ein paar Fünfzehncenteſimimarken aufeinander zu häufen — „ſo haben wir eine Milliarde. Verſtehen Sie, Maria?"

Unſere Maria ſtand da, als ob ſie bete. „Ja," ſagte ſie.

Stumm ſaß meine Frau da. Längſt war dem Hansl der Mund auf- und nicht mehr wieder zugegangen. Ich ſelbſt ſteckte mitten in einem Fieber der Milliardenerklärerei und holte eine Fünfundzwanzigcenteſimimarke aus meinem wohlgefüllten Vorrat.

„Und nun nehme ich an," sagte ich feierlich, „das hier sei die Milliarde — verstehen Sie, Maria? — und ich würde diese Milliarde hundertfünfundzwanzigmal übereinanderlegen." Ich stapelte einige von meinen Fünfundzwanzigcentesimimarken aufeinander. „So käme das Vermögen heraus, welches Morgan beherrschte!"

„Kontrollierte, steht in der Zeitung," verbesserte mich meine Frau.

Klick-klick lag eine Kaffeetasse am Boden. Unsere Maria hatte sie in der Verzückung heruntergewischt.

„Himmel!" rief meine Frau. „Es ist eine von den guten, eine Lira fünfundzwanzig das Stück."

„Was will das besagen," schaltete ich ein, „gegen hundertfünfundzwanzig Milliarden, die Morgan kontrollierte!"

Und nun ärgerte sich meine Frau. Erstens, weil die Kaffeetasse futsch war, zweitens über die geringe Aufgeregtheit von Maria, drittens darüber, weil ich „kontrolliert" betonte.

Ich machte, daß ich an meine Arbeit kam, und nun ging das ganze Gewitter über die arme Maria nieder. Nicht als ob sie's nicht verdient hätte. Denn diese Kaffeetasse war wahrhaftig nicht das einzige, was sie zerbrochen hatte im Verlauf der sieben Wochen, die sie bei uns war. —

Der Morgen verging. Das Mittagessen kam. Der Nachmittag verging, die Nacht brach an. Und während der ganzen Zeit herrschte ein muffiges Schweigen. Nicht ein einziges Mal mehr wurden im Gespräch Morgan und seine Milliarden herangezogen.

Aber am anderen Morgen war alles wieder gut. Fröhlich standen wir auf und gingen auf die Veranda, wo die Maria schon den Kaffee aufgetragen haben mußte.

Jedoch da war keine Maria und kein Kaffee. Der Kaffee stand noch ungemahlen in der Küche, und die Maria war nicht da. Sie war fort, sie war durchgebrannt.

Meine Frau schlug die Hände überm Kopf zusammen, und ich starrte nachdenklich auf mein Pult. Da stand mein Markenbehälter mit den drei Fächern. Und alle waren — leer.

„Deine Maria hat meine Marken mitgenommen," sagte ich verhältnismäßig gefaßt zu meiner Frau.

„Wieviel?" fragte sie tonlos.

Ich kontrollierte den Bestand von gestern in meinem Markenbüchlein, und es ergaben sich dreizehn Lire fünfundsiebzig Centesimi. Dann addierte ich: Dreizehn Lire fünfundsiebzig für die Marken und eine Lira fünfundzwanzig für die Tasse, machte zusammen fünfzehn Lire, die uns der Tod von Morgan gekostet hatte.

„Es ist also doch richtig," murmelte ich melancholisch, „was die Zeitungen über Morgans Tod sagten, nur du wolltest es nicht glauben, Frau."

„Was wollte ich nicht glauben?" sagte meine Frau gereizt.

„Daß sich Morgans Tod in seinen Wirkungen bis in die entferntesten Quartiere der Alten und der Neuen Welt bemerkbar machen wird."

Meine Frau wollte etwas Scharfes sagen.

Aber ich beschwichtigte sie. „Beruhige dich," sagte ich, „denn ich werde unter Darlegung des Kausalzusammenhangs die Erben Morgans als schadenersatzpflichtig belangen." Fritz Müller.

Der „Block" im Park von Halifax. — Im Park von Halifax in der englischen Grafschaft York befindet sich noch an seiner alten Stelle ein mittelalterlicher Straf- und Schandblock, in dem sich, wie unser umstehendes Bild zeigt, übermütige Besucher einsperren lassen. Meist ohne zu ahnen, daß der „Block", oder der „Stock", wie man ihn bei uns nannte — daher auch der alte Name Stockmeister für Fron- und Kerkermeister — unter Umständen zum fürchterlichen Folter- und Strafinstrument gemacht werden konnte.

Der Stockmeister hatte, um seinem Opfer die entsetzlichsten Qualen zu bereiten, nämlich nur nötig, dessen Beine zu spreizen und sie in das erste und dritte oder in das zweite und vierte Loch zu sperren. Zur förmlichen Folter aber wurde die Schandstrafe des Blocks, wenn der Stockmeister in der Rinne, die sich auf unserem Bilde im rechten Stein befindet, noch das schmale Brett mit den Handlöchern einfügte und den Delinquenten mit Händen und Füßen mehrere Stunden lang, oft in brennender Sonnenglut, krumm schloß. Man nannte das die Strafe

des Doppelblocks. Dieſe wurde, wie die Schandſtrafe des einfachen Fußblocks nicht unweſentlich dadurch verſchärft, daß jedermann, auch die Gaſſenjugend, das Recht hatte, den im Block Eingeſperrten allerhand Schabernack zu ſpielen, ſie mit Stroh-

Der „Block“ im Park von Halifax.

halmen an Naſe und Ohren zu kitzeln und ſie mit faulen Eiern zu bombardieren.

Der Zweck, die Verbrecher um „deßwillen auszuſtellen, daß ſie, zu ihrem Hohn und Spott, männiglich ſehe, ein Exempel an ihnen nehmen, und ſich ſolcher Straffe fürchten lerne,“ wurde durch den Pranger, von dem die „Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiſer Karls V.“ allein ſpricht, die Staupſäule und den Schmachtkaak wohl beſſer erreicht als durch den am Boden in Form einer Bank angebrachten niedrigen Block. Dafür ſpricht

auch der Umſtand, daß die einſchlägige mittelalterliche Literatur kaum Notiz von dieſem Strafinſtrument nimmt. Selbſt der gelehrte Döppler erwähnt den Straf- und Schandblock nur an einer Stelle ſeines umfangreichen Werkes: „Theatrum poenarum," dort, wo er die Compedes der Römer alſo erklärt: „Compedes waren höltzerne Blöche, durch welche unterſchiedlich ziemlich groſſe Löcher gebohret waren, in welche die Gefangene ihre Beine thun, oder durchhin ſtecken muſten, und alſo feſt angeſchloſſen wurden, daß ſie ſolche nicht wieder zurückziehen konnten. Man hatte aber auch eine andere Arth ſolcher Compedum, darin Löcher weit voneinander gemachet waren, mit welchem im Gefängnis die Leuthe grauſam gepeiniget wurden." W. F.

„Junge, laß dich nicht verblüffen!" — Dies beliebte Mahnwort ſpielte in der Familie des „Spaziergängers nach Syrakus", Johann Gottfried Seume, eine wichtige Rolle. Der Vater Seumes, ein offener, kerniger Mann, dem alles Scheinweſen verhaßt war, rief es oft ſeinem heranwachſenden Sohne zu, und auch dieſer wandte es zeitlebens mit Vorliebe an.

So als er eines Tages mit ſeinem Verleger, dem bekannten Buchhändler Joachim Göſchen, bei Hohenſtädt, wo dieſer ſeinen Landſitz hatte, auf einem Spaziergange Zeuge der Verlegenheit eines Hirtenjungen war. Zwei übermütige junge Leute im Jagdkoſtüm bedrängten den etwa zwölfjährigen Knaben mit der Aufforderung, ihnen die auf der Wieſe von ihm gehütete Kuh vorzureiten. Der eine Jäger ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe und drohte zu ſchießen, wenn der Junge nicht gehorche.

Da rief Seume, der mit Göſchen die Szene durch die Lücke einer Schlehdornhecke beobachtet hatte, mit Stentorſtimme: „Junge, laß dich nicht verblüffen! Der Mann darf nicht auf dich ſchießen!"

Die beiden Jäger kamen zur Vernunft, ſahen von einer weiteren Beängſtigung des Knaben ab und bogen in einen Seitenweg ein.

Die beiden Spaziergänger ließen ſich nun mit dem kleinen Burſchen in ein Geſpräch ein, und Göſchen, der an ſeinem

aufgeweckten Wesen Gefallen fand, vermittelte, daß dessen lebhafter Wunsch, Buchdrucker zu werden, in Erfüllung ging. Aus dem Hirtenjungen wurde ein fleißiger, tüchtiger Setzer in dem Göschenschen Geschäft, aus dem bekanntlich Werke von Goethe, Wieland, Klopstock, Iffland, Lessing, Seume und anderen Größen unserer Literatur in sauberem Druck hervorgingen. Später arbeitete sich der junge strebsame Mann zum selbständigen Buchdruckereibesitzer empor.

Als er erfuhr, daß Seume wieder einmal zu Besuch bei Göschen in Hohenstädt sei, suchte er ihn auf, überreichte in dankbarer Erinnerung an die geschilderte Szene einen Blumenstrauß und bat, daß Seume sein Stammbuch mit einem Eintrag eröffne. Seume war erfreut über diesen Akt der Dankbarkeit. Auch er erinnerte sich lebhaft des Vorfalls auf der Wiese, bei dem er den Knaben aus seiner Angst erlöste, und schrieb in das dargereichte Stammbuch: „Junge, laß dich nicht verblüffen! Hohenstädt, 18. August 1808. Johann Gottfried Seume." H. W.

Noch etwas über den Selbstmord des Skorpions. — Wir erhalten folgende Zuschrift aus Gibeon in Deutsch-Südwestafrika: Ich lese hier gerade im 6. Bande des Jahrgangs 1912 Ihrer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" den Artikel „Begeht der Skorpion wirklich Selbstmord?" und ich kann nicht umhin, Ihnen einige weitere Beobachtungen über den Selbstmord des Skorpions mitzuteilen, die vielleicht auch Ihre Leser interessieren werden.

Es ist nicht unbedingt notwendig, einen Skorpion mit glühenden Kohlen zu umringen, um ihn zum Selbstmord zu treiben, sondern er begeht solchen bei viel einfacheren Gelegenheiten ebenfalls. So zum Beispiel habe ich mehrmals völlig unverletzte Skorpione eingefangen. Setzte ich nun einen in eine alte Blechdose, so versuchte er an der Wandung hochzuklettern, um seinem Gefängnis zu entrinnen. Gelang dies nicht an einer Stelle, probierte er es an einer anderen. Wenn er nun endlich die Nutzlosigkeit seines Beginnens einsah, da die Wandung der Blechdose für ein Emporklimmen viel zu glatt war, so stach er sich mit seinem Stachel ins Genick und verendete.

Weniger bekannt, und von mir auch nur einmal beobachtet, dürfte es dagegen sein, daß auch die Puffotter mitunter Selbstmord begeht.

Ich ging eines Sonntags — die Sonne war kaum aufgegangen — querfeldein. Da ich eine Viehherde, die links von mir auf der Weide war, beobachtete, achtete ich wenig darauf, wohin ich trat. Plötzlich sah ich unmittelbar vor mir zwischen zwei dicht beieinander stehenden kleinen Büschen etwas in dem linksstehenden Busch zurückschnellen. Es war eine ziemlich starke Puffotter von etwa 80 bis 90 Zentimeter Länge, die sich zwischen den beiden Büschen in der Morgensonne gewärmt hatte. Sie überschlug sich nach hinten, sonst hätte ich direkt auf sie getreten. Da ich keinen Stock oder sonst irgend eine Waffe zur Hand hatte, warf ich mit Steinen nach der Schlange. Der Busch, in dem die Puffotter lag, war zwar sehr klein, genügte aber doch, um die Steinwürfe aufzuhalten. Allmählich wurde es der Puffotter aber doch zu arg und sie suchte Schutz in dem gegenüberliegenden Busch. Nach längerem Bemühen trieb ich sie auch hier heraus.

Gerade als die Schlange den Busch verließ, traf sie ein Steinwurf und zerschmetterte ihr das Rückgrad. Da die Puffotter zwar eine der gefährlichsten, aber auch der schwerfälligsten Schlangen ist, sah sie offenbar ein, daß ein Entrinnen unmöglich war; sie beugte ihren Kopf daher so kurz wie möglich hintenüber und biß sich selbst ins Kreuz, gerade in dem Augenblick, als ich einen neuen Stein werfen wollte. Ich stellte hierauf mein Werfen ein und beobachtete die Puffotter. Sie verendete in verhältnismäßig kurzer Zeit. Kurt Conradt.

Spitznamen in Tirol. — Wenn in Tirol schon der einzelne Mensch selten durchs Leben geht, ohne einen Spitznamen von seiten seiner Nachbarn zu erhalten, so ist es erklärlich, daß auch die verschiedenen Ortschaften und ihre Bewohner nicht ohne solche charakteristische Benennungen geblieben sind. So werden die Meraner von den Boznern „Leilei“ genannt, weil sie die Silbe „lei“ überall einflicken, von den Landbewohnern des Burggrafenamtes aber noch immer als „Schuhverlierer“ bezeichnet, weil sie in der blutigen Schlacht auf der Malser

Heide gegen die Engadiner im Jahre 1499, von plötzlicher Sehnsucht nach dem häuslichen Herd ergriffen, den Weg nach Meran gar zu rasch und unter Verlust ihrer Schuhe zurückgelegt haben sollen.

Von den Vinschgauern heißt es in Meran: „Der beste Vinschgauer hot 'n Sack gestohl'n." Als Entschuldigungsgrund fügt man hinzu: „Aus dem Vinschgau kimmt halt koa gute Luft, geschweige denn Menschen." — Die Ultner, die für die Schildbürger des Burggrafenamtes gelten, neckt man mit dem Zuruf: „Sommer, Ulten zu!" Man erzählt nämlich, ein Ultner habe in der Nähe von Bozen eine Grille zirpen hören und auf seine Frage nach der Ursache dieser Töne die Antwort erhalten, es seien die Tiere, die den Sommer brächten. Da es nun in seinem Heimatstale noch kühl war, beschloß er sogleich, ein solches Tier mit heimzunehmen, fing es und tat es in ein Schächtelchen. Als aber auf dem Rückwege das gefangene Tierchen aufhörte zu zirpen, wurde er ängstlich, wollte nachsehen, was aus dem Sommer geworden sei, und öffnete die Schachtel. Die Grille benützte diesen Augenblick, um davon zu hüpfen, und der erschrockene Ultner lief ihr nach und schrie: „Sommer, Ulten zu! Sommer, Ulten zu!"

In Ulten selbst necken sich die „Sonnenseiter" und „Nöderseiter", d. h. die Bewohner des nördlichen, der Sonne zugekehrten, und des südlichen, der Sonne abgekehrten Talflügels. Erstere behaupten, die Nöderseiter hätten sich, weil sie bei ihren nächtlichen Ausflügen schmerzlich des Mondlichtes entbehrt, beim Bäcker von St. Pankraz einen großen Mond vom feinsten Weizenmehl backen lassen und ihn an einer hohen Stange auf der Sonnenseite aufgehängt, damit er ihnen leuchten solle. Die Hirten auf dem Flatschberge, die leckere Kost bemerkend, schnitten sich jedoch ein Stück nach dem anderen herunter, und die Nöderseiter, die zuletzt sahen, daß ihr Mond immer kleiner wurde, trösteten sich mit der Hoffnung auf die Wiederkehr des Vollmonds, der indessen ausblieb und sie dem Gelächter preisgab.

Die Schönnaer werden scherzend die „Bockhänger" genannt und man fragt sie neckend: „Hast koa Saalerle (Seil)?" Diese

Neckerei beruht auf folgender Geschichte. Schönna besaß bis 1813 einen Blutbann und infolgedessen einen Galgen, der an der Burgmauer stand. Die Gemeinde war außerordentlich stolz auf das eigene Gericht, aber sie fand — zu ihrer Ehre sei es gesagt — während der ganzen Jahrhunderte, wo sie das Vorrecht des Strickes besaß, nicht ein einziges Mal Gelegenheit, dasselbe anzuwenden. Da hingen endlich die von Riffion, die mit denen von Schönna in einem kleinen Nachbarkriege lebten, einst bei Nacht und Nebel einen verendeten Bock an den Schönnaer Galgen, und seitdem werden die Schönnaer „Bockhänger" genannt und gelegentlich gefragt, ob sie kein Seil bei sich haben. C. T.

Balzac als Reklameschriftsteller. — Es klingt kaum glaublich, ist aber doch Tatsache, daß Balzac einmal Reklame für ein deutsches Bad und zwar für das bekannte Homburg vor der Höhe gemacht hat. Gleichzeitig ist dies wohl eines der ersten Beispiele für verschlagene literarische Reklame, denn Balzac wurde dazu beauftragt und auch dafür bezahlt, ganz wie heute ein Reklamenovellist oder ein Schriftsteller, der für geschickte Verflechtung irgend eines Firmen- und Fabrikatnamens in lobendem Sinne in eines seiner literarischen Werke ein sogenanntes „Ehrenhonorar" empfängt. Nur daß Balzac die Sache etwas ungenierter und skrupelloser betrieb und sein Vertragsabschluß durchaus kein Geheimnis für die Öffentlichkeit war.

Es handelte sich um die Aufgabe, Bad Homburg in so glühenden Farben zu verherrlichen, daß die elegante Welt, die Balzac damals mit seinen Romanen überschwemmte, Verlangen nach dem Besuche des so gelobten Bades fühlte. Und wer waren die Auftraggeber dieser literarischen Propaganda? Es genügt zu sagen, daß das Kurhaus von Homburg damals von den Gebrüdern Blanc, den „Spielteufeln Europas", gepachtet war. Sie unterhielten dort die später von der deutschen Regierung verbotenen Spielsäle, und die glühende Dithyrambe des berühmten Romanciers auf Homburg war nichts als gemeine — Spielhöllenreklame.

Dafür erhielt Balzac, unabhängig von dem Honorar, das ihm sein Verleger zahlte, den für damals riesigen Betrag von dreißigtausend Franken. O. Th. St.

Die Finger des Gesandten. — Der Staatsrat Simon war eine Zeitlang Gesandter in Kopenhagen und verkehrte dort in den höchsten Gesellschaftskreisen, obwohl ihm sein Hang zur Ungeniertheit oftmals Ungelegenheiten bereitete. Eines Tages war er bei der Gräfin L., die als äußerst zimperlich bekannt war, zum Tee geladen. Man war in ein angeregtes Gespräch gekommen, und im Eifer der Rede beging Simon den Verstoß, statt mit der Zuckerzange den Zucker aus der ihm gereichten Schale zu nehmen, sich hierzu seiner Finger zu bedienen. Mit einer mißbilligenden Gebärde gab die Gräfin dem Diener den Befehl, den in der Schale noch vorhandenen Zucker zu entfernen. Simon stutzte zwar einen Augenblick, fuhr dann aber unbeirrt in seinen Ausführungen fort, als wäre nichts gewesen. Doch als er seine Rede beendet hatte, trank er seinen Tee aus, stand auf, trat an das offene Fenster und warf die kostbare Teetasse auf die Straße hinaus. Dann wendete er sich an die Gräfin und sagte lächelnd: „Ich wollte Ihnen nur die Mühe ersparen, es durch den Diener tun zu lassen. Denn wenn meine Finger schon den Zucker verunreinigten, wie mußten meine Lippen erst die Tasse beflecken!“ Dann verneigte er sich tief und verließ die Gesellschaft. A. Sch.

Küßt der Neger? — Das ist eine etwas sonderbare, aber doch nicht unberechtigte Frage. Sie hat die Ethnographen schon viel beschäftigt, und von manchen ist sie bejaht, von anderen verneint worden. Zu denen, die den Negern diesen Ausdruck der Gefühle absprechen, hat sich kürzlich Richard Kandt, einer der besten Afrikakenner, gesellt, der wie wenige das Gefühlsleben der Neger studiert und seine Beobachtungen in einem großen Werke dargelegt hat. Nach ihm hat der Himmel dem Neger die Kunst des Küssens versagt.

Nein — der Neger kann weder küssen, noch hat er einen Namen dafür. Wohl kann man bisweilen eine Mutter, die mit ihrem Säugling spielt, beobachten, wie sie liebkosend mit halbgeöffneten Lippen über das meist recht schmutzige Mäulchen des jauchzenden Kindes hin und her fährt und sogar die Wange an sich drückt; aber das geschieht unbewußt. Küßt man, um dem Ding auf den Grund zu gehen und die Ansicht des zu-

ſchauenden Negers zu erfahren, ſeine eigene Hand und fragt nach dem Namen deſſen, was man getan hat, ſo erhält man bisweilen die Antwort „Lecken“, faſt immer aber „Saugen“.

Iſt es nun eigentlich ſo wunderbar, daß die Neger den Kuß nicht kennen, oder zum mindeſten, wenn man die oben geſchilderte Liebkoſung der Säuglinge gelten läßt, als Ausdruck ihrer Liebe nicht kennen? Und ſtehen ſie unter den Völkern beider Hemiſphären vereinzelt da? Gewiß nicht! Wer ſich mit dieſem intereſſanten Problem nicht beſchäftigt hat, den wird dieſe Kunde allerdings in Erſtaunen ſetzen. Aber tatſächlich teilt der Neger ſeine Unkenntnis des Kuſſes mit manch anderem Volksſtamme. Die Chineſen zum Beiſpiel, die doch eine alte und reiche Liebeslyrik haben, beſingen niemals den Kuß. Ja, ſelbſt den Japanern, die ſich doch in ſo vielen Beziehungen den Abendländern angeähnelt haben, ſoll er bis heute fremd geblieben ſein. Kandt behauptet, daß die Neger, wenn ſie zufällig Zeugen einer Kußſzene ſein würden, nur den Eindruck einer fremdartigen „dasturi“ hätten, wie ihr Lieblingswort lautet, deren Sinn ſie zwar verſtehen würden, ohne aber die Neigung zu haben, ſie nachzuahmen. Dr. W.

Eine korſiſche Jägerin. — Die vornehmen Damen unſerer Großgrundbeſitzer lieben es wohl zuweilen, ſich auf der Jagd auf Haſen oder Rehe in einem ſchmucken Koſtüm als Jägerinnen zu erproben, aber es iſt dies nur ein ſportliches Vergnügen, das keinerlei Anſtrengungen erfordert. Anders liegen dagegen die Verhältniſſe in Korſika. Das Innere der Inſel iſt von rauhen Bergen erfüllt, die Höhen bis über 2500 Meter erreichen und den größten Teil des Jahres von Schnee bedeckt ſind. Die Wege befinden ſich zumeiſt in einem äußerſt ſchlechten Zuſtand, und erſt nach ſtundenlangem Wandern trifft man auf eine ärmliche Anſiedlung. Gleichwohl üben hier einige Frauen bäuerlicher Abſtammung, deren Männer verſtorben ſind, in den weiten Wäldern von Lariciokiefern und Eichen die Jagd aus.

In Korſika verrichten die Frauen alle ſchwerere Arbeit, und ihre Bedürfniſſe ſind ſehr gering. Immerhin iſt die körperliche Leiſtungsfähigkeit und Abhärtung dieſer bäuerlichen Jägerinnen

zu bewundern, die ſich bei ihren Jagdausflügen nach Männerart mit Schaftſtiefeln, Hoſen, Hoſengurt und einer weſtenartigen Jacke bekleiden und nur den Kopf mit einem Frauen-

Aufbruch zur Jagd.

tuch umhüllen. Einige von ihnen ſind ſogar ſo jagderfahren, daß ſie dem Mufflon bis in die Geröllhalden des Hochgebirges nachſteigen und ihn durch einen Blattſchuß niederſtrecken. Th. S.

Eine unannehmbare Einladung. — Antoine Dorion, der frühere Oberrichter zu Quebec, erhielt eines Tages eine Ein-

ladung zum Weihnachtsbankett der Quebeker Kaufmannschaft und fand zu seinem Leidwesen, daß die Herren seine geliebte Gattin miteingeladen hatten, obgleich sie vor einem Jahre bei ihrem Leichenbegängnis fast alle zugegen gewesen waren. Der Oberrichter antwortete also, daß er für seine Person die Einladung dankend annehme, daß aber seine Frau wegen Ablebens ihr leider nicht folgen könne.

Der betreffende Beamte mußte wohl trotzdem keine Anweisung erhalten haben, die Verstorbene aus der Liste der Einzuladenden zu streichen, jedenfalls wiederholte sich derselbe peinliche Irrtum im folgenden Jahre nochmals. Nunmehr schrieb Dorion: „Ich bin gerne bereit, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten. Meine Frau aber bitte ich zu entschuldigen, da sie noch immer auf dem St. Anneukirchhofe liegt. Ich fürchte sehr, daß sie da auch vorläufig wird bleiben müssen, weshalb es sich empfehlen dürfte, sie aus dem Verzeichnis derer zu streichen, denen Sie eine Einladung zu senden pflegen."

Das half: ein drittes Mal wurde die begrabene Frau nicht wieder geladen. C. D.

Zwei Zahlenwunder. —

I.

$$123456789 \times 9 + 10 = 1111111111$$
$$123456789 \times 18 + 20 = 2222222222$$
$$123456789 \times 27 + 30 = 3333333333$$
$$123456789 \times 36 + 40 = 4444444444$$
$$123456789 \times 45 + 50 = 5555555555$$
$$123456789 \times 54 + 60 = 6666666666$$
$$123456789 \times 63 + 70 = 7777777777$$
$$123456789 \times 72 + 80 = 8888888888$$
$$123456789 \times 81 + 90 = 9999999999$$

Die Tabelle erscheint noch interessanter, wenn man berücksichtigt, daß jeder Faktor durch 9 teilbar ist, und daß, wenn man von den Quersummen der Resultate die Zahl, die bei der Multiplikation addiert worden ist, subtrahiert, stets 0 bleibt. (Quersumme von $1111111111 = 10$, hiervon 10 subtrahiert $= 0$.)

II:

987654321 × 9 = 8888888889
987654321 × 18 = 17777777778
987654321 × 27 = 26666666667
987654321 × 36 = 35555555556
987654321 × 45 = 44444444445
987654321 × 54 = 53333333334
987654321 × 63 = 62222222223
987654321 × 72 = 71111111112
987654321 × 81 = 80000000001

Auch in dieser Tabelle ist jeder Faktor durch 9 teilbar; die Quersumme eines jeden Resultates ergibt ebenfalls 9. (Quersumme von 17777777778 = 72, davon die Quersumme = 9.) J. C.

Die größten Kirchen der Welt. — Nach der Höhe der Türme gemessen, steht Deutschland an der Spitze, denn das Ulmer Münster mit 162 Metern, der Kölner Dom mit 156 Metern, die Hamburger St. Michaeliskirche mit 150 Metern und das Straßburger Münster mit 142 Metern stehen anderen europäischen Kirchen weit voran. Anders liegt der Fall, wenn man die Größe derselben nach dem Fassungsvermögen ihrer Innenräume betrachtet. Danach ist die Peterskirche in Rom die überhaupt größte Kirche der Welt, denn sie kann 54 000 Menschen aufnehmen. Nach ihr kommen die Kathedrale in Mailand, die 37 000, und die Paulskirche in Rom, die 36 000 Gläubige faßt. Dann erst kommt der Dom zu Köln, der 30 000 aufnimmt. Es folgen weiter die St. Paulskirche in London mit einem Raum für 25 000, die Petroniuskirche in Bologna für 25 000, die Kirche St. Johann in Rom für 23 000, der Stephansdom zu Wien für 12 000, der Dom zu Pisa für 12 000, die Kirche St. Dominikus in Bologna für 11 500, die Münchner Frauenkirche für 11 000 und die Markuskirche in Venedig für 7000 Menschen. C. M. F.

Wie Bismarck seinen Namen schrieb. — Bismarck pflegte seinen Namen entgegen der damaligen Mode mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Warum er das tat, erzählt man sich auf Grund einer mündlichen Überlieferung, wie folgt. Otto

v. Bismarck besuchte bekanntlich das Gymnasium „Zum grauen Kloster“ in Berlin. Einst vergnügte er sich in der Unterrichtsstunde damit, seinen Namenszug zu wiederholtenmalen auf sein Diarium zu kritzeln. Der unterrichtende Oberlehrer Zelle merkte bald, daß Bismarck sich mit anderen Dingen beschäftigte. Er begab sich darauf, um zu sehen, was der sonst so aufmerksame Sekundaner trieb, zu dessen Sitzplatz und besah sich mit Kopfschütteln das bemalte Heft.

Da es Grundsatz des alten Oberlehrers Zelle war, seine Schüler zu echten deutschen Männern zu erziehen und den in ihm lebenden, noch aus den Befreiungskriegen stammenden Franzosenhaß auf sie zu übertragen, sagte er zu Bismarck, ohne ihn seiner Unaufmerksamkeit wegen weiter zu tadeln, mit erhobener Stimme: „Was, Sie, der Sohn eines alten deutschen Adelsgeschlechtes, Sie schreiben Ihren schönen deutschen Namen mit den Lettern unseres Erzfeindes?“

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung auf das jugendliche Gemüt Bismarcks nicht, denn von Stund' an schrieb er seinen Namen mit deutschen Schriftzeichen und hat diese Schreibweise bis zu seinem Tode beibehalten. O. v. B.

Eine Königin, die die Wahrheit hören wollte. — Königin Elisabeth von Rumänien verwendete in jüngeren Jahren viel Zeit und Fleiß auf die Pflege des Gesanges, und es konnte, wie bei allen gekrönten Häuptern, nicht ausbleiben, daß ihr wegen ihres Singens übertriebene Lobsprüche gespendet wurden. Von allen Seiten versicherte man ihr, sie könne sich mit ihrer Stimme getrost neben die ausgezeichnetsten Sängerinnen stellen.

So lieblich der klugen Fürstin diese Anerkennung auch geklungen haben mag, so kam sie ihr doch etwas übertrieben und daher verdächtig vor. „Ob eine so uneingeschränkte Würdigung nicht mehr der Königin gilt als der Sängerin?“ sagte sie sich. „Ich will aber die Wahrheit hören.“

Und so ging sie eines Tages in ganz schlichter Kleidung, ohne Diener und ohne ihren Namen zu nennen, zu dem französischen Gesangsprofessor Dumanois, der sich gerade in Bukarest aufhielt. Den bat sie, ihre Stimme und ihre gesanglichen Fähigkeiten zu prüfen.

Der Professor nahm die Prüfung mit großer Gewissenhaftigkeit vor, ließ die Königin erst Tonleitern singen, dann ein Lied, dann eine Opernarie. Darauf erklärte er: „Stimme, was man so nennt, haben Sie nicht; allein Sie singen mit gutem Ausdruck und lebhaftem musikalischen Gefühl. Ich würde es unternehmen, Sie für die Operette auszubilden; aber dazu haben Sie, um die volle Wahrheit zu sagen, wieder nicht das geeignete Gesicht.“

Die Königin bedankte sich für seine Aufrichtigkeit und überreichte ihm bei der Verabschiedung ein hohes Honorar nebst ihrer Visitenkarte. Gesungen hat sie aber von nun an nur noch zu ihrem eigenen Vergnügen. C. D.

Ordnung muß sein. — Der „Rappel“ erzählte kürzlich eine kostbare Geschichte, die den Beweis liefert, daß sogar die Pariser Kommune im Jahre 1871 sich durch bureaukratische Förmlichkeiten hervortat.

Während der Zeit der revolutionären Regierung staute sich eines Abends die Menge in einer engen Straße, da man Nachrichten über ein Gefecht erwartete. Der Maire des Bezirks war damals Rane, den die Radikalen die „graue Eminenz“ nannten, und dem jüngst unter großen Feierlichkeiten ein Denkmal gesetzt worden ist. Rane suchte die Postenkette der Nationalgarden, die die anstürmende Menge zurückhielt, zu durchbrechen, aber die Truppen weigerten sich, ihn durchzulassen.

„Ohne die Erlaubnis des Bürgermeisters kommt hier niemand durch,“ sagte man zu ihm.

„Aber ich bin ja selbst der Bürgermeister,“ erwiderte Rane.

„Das ist schon möglich, aber Befehl ist Befehl, und es wird hier nur der durchgelassen, der einen von Herrn Rane unterschriebenen Passierschein vorweisen kann.“

Da nahm Rane in aller Ruhe ein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt heraus und schrieb darauf: „Ich wünsche durchgelassen zu werden. Der Bürgermeister Rane.“

Das Blatt überreichte er einem der Posten, und man ließ ihn jetzt ohne weiteres durch. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife
von Bergmann & Co., Radebeul, erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine, weiße, sammetw. Haut u. zart. blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg.

Haar weg!

Elektrischer Haarzerstörer.

Gebrauchsanweisung:
Man halte den Apparat an die zu enthaarende Stelle, drücke auf den Knopf und lasse den schwachen Strom 2 Sekunden einwirken. Die Haare fallen sofort aus, die Wurzel stirbt ab, ohne im geringsten schädlich zu sein. ——— Für Erfolg verbürgt die Firma.

Preis M. 4.– incl. Beigabe. Porto 40 Pfg.

Streng diskrete Erledigung durch

Dr. Ballowitz & Co., Med. Warenhaus Abt. Hy.-B., **Berlin W. 57.**

Jllustr. Prosp. gratis

Dr. Höhn's Spannlampe

ges. gesch. Universal-Haushaltungs-Lampe

Vielseitigste Verwendungsmöglichkeiten, z. B. Nachtlampe mit Erwärmnngsapparat; für Kinder- und Dienstbotenzimmer, Korridor, Treppe, Closet. Geruchlos. Sturmsicher.

Verbraucht in 24 Stunden für 1 Pfg. Petroleum.

= Hochelegante, gediegene Ausführung. =

Preis in: Aluminium oder Messing **M. 4.25**, Nickel oder Altkupfer **M. 4.75** franco.

Zahlreiche Anerkennungen aus allen Kreisen.

Alleinfabrikant: **Dr. Karl Höhn, Ulm a. D. 16.**

100 000 e im Gebrauch

1000 Briefmarken aller Länder.

Fundgrube f. jed. Sammler, nur **M. 1.—** n. 20 Pf. Porto. Preisliste gratis sendet **Briefmarken-Centrale, Berlin,** Friedrichstraße 189 x.

Uhren aller Art schon v. 1 M an. Hochmod. Salonuhren, in belieb. Farbe zu den Möbeln passend. **J. M. Jäckle,** Uhrenfabr. u. Versandh., **Schwenningen II/95 a. N.** (württemb. Schwarzw.). Verl. Sie Katalog üb. Uhren all. Art, Gold- und Silberw.

Eine rationelle Körperpflege

bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
wo obige Plakate ausliegen.

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* *Schultern zurück, Brust heraus!*

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Beschwerde u. **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.
Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.

Licht-Hingfong-Essenz-Destillat

1000000 fach im Gebrauch und bewährt!

Als hausmittel unentbehrlich!
Dtz 3.80, 30 fl franko, nur en gros aus dem
Laboratorium L. Lichtenheldt,
Meuselbach 4 a Th. Wald.
Allen anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Herr Missionar John (Gossnersche Mission) schreibt aus Brit. Ostindien: Hoffe Ihre „Licht-Hingfong“ hier in Indien sehr verbreiten zu können, unter den Eingeborenen tut sie geradezu Wunder. Ein von Diarrhöe Geheilter sagte mir, Herr, ich glaube, das macht nicht nur Kranke gesund, das weckt Tote wieder auf.

Ueber 10000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— M.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 400000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

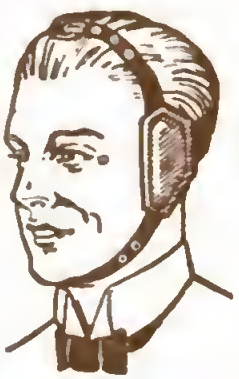
(ges. gesch. Marke **„Hoffera“**) färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Lippenformer, Ohrenformer

Eine neue Erfindung des Spezialisten Baginski, **gegen abstehende Ohren!** Durch Streckung der Ohrwurzel mit der neuen Kappe „Trados“ wird bei Herren, Damen u. Kindern ein verblüffender Erfolg erzielt. Hutnummer oder Alter angeb. Preis M. **3.50.** **Wulstige Lippen,** zu großen od. breiten Mund, korrigiert der neue verstellb. Lippenformer in wunderb. Weise. Durch seine pneumatische Eigenschaft bekommen die Lippen eine naturfrische Röte. Preis M. **2.70,** in Kautschuk M. **5.—.** Interessenten wollen sich direkt a. d. Spezialisten **L. M. Baginski, Berlin 266, Winterfeldtstrasse 34,** wenden.



Rote Nasen sehr interess. Auskunft über Heilung gratis gegen Rückporto.
L. M. Baginski, Berlin 266, Winterfeldtstrasse 34.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 960 M

WILSON
ANNEX